This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THOMAS MANN

Königliche Hoheit

Roman

MIT EINER VORREDE
VON
HANNS MARTIN ELSTER

Deutsche Buch-Gemeinschaft GmbH
Berlin

Copyright 1909 by S. Fischer, Verlag, Berlin
Alle Rechte vorbehalten

536591-013

Thomas Mann

Leben und Werke

Von Hanns Martin Elster

*****

„Was ich", schrieb Thomas Mann 1907 an die Redaktion des „Literarischen Echos", „in Ihrem Spiegel erblicke, ist überraschend und anstößig — ich gebe zu, daß es mir subjektiv nicht wenig behagt, bemerke aber ausdrücklich, daß ich es in einem höheren Sinne nicht zu billigen vermöchte.

Ich habe eine dunkle und schimpfliche Vergangenheit, so daß es mir außerordentlich peinlich ist, vor Ihrem Publikum davon zu sprechen. Erstens bin ich ein verkommener Gymnasiast. Nicht, daß ich durchs Abiturientenexamen gefallen wäre — es wäre Aufschneiderei, wollte ich das behaupten. Sondern ich bin überhaupt nicht bis Prima gelangt; ich war schon in Sekunda so alt wie der Westerwald. Faul, verstockt und voll liederlichen Hohns über das Ganze, verhaßt bei den Lehrern der altehrwürdigen Anstalt, ausgezeichneten Männern, die mir — mit vollem Recht, in voller Übereinstimmung mit aller Erfahrung, aller Wahrscheinlichkeit — den sicheren Untergang prophezeiten, und höchstens bei einigen Mitschülern auf Grund irgendeiner schwer bestimmbaren Überlegenheit in ungewissem Ansehen: so saß ich die Jahre ab, bis man mir endlich — ich war fast neunzehn — einzig, um

mich loszuwerden, den Berechtigungsschein zum einjährigen Militärdienst ausstellte.

Ich entwich damit nach München, wohin nach dem Tode meines Vaters, der Inhaber einer Getreidefirma und Senator in Lübeck gewesen war, meine Mutter ihren Wohnsitz verlegt hatte; und da ich immerhin Abstand nahm, mich sofort und offenkundig dem Müßiggang zu überlassen, so trat ich, das Wort ‚vorläufig' im Herzen, als Volontär in die Bureaus einer Feuerversicherungsgesellschaft ein. Statt aber bestrebt zu sein, mich in die Geschäfte einzuarbeiten, hielt ich es für gut, auf meinem Drehsessel verstohlenerweise an einer erdichteten Erzählung zu schreiben, einer mit Versen untermischten Liebesgeschichte, die ich dann in einer umstürzlerisch gesinnten Monatsschrift zum Abdruck gelangen ließ, und auf die ich mir wohl gar noch etwas zugute tat.

Ich verließ das Bureau, bevor man mich hinauswarf, gab an, Journalist werden zu wollen und hörte ein paar Semester lang an den Münchener Hochschulen in buntem und unersprießlichem Durcheinander historische, volkswirtschaftliche und schönwissenschaftliche Vorlesungen. Plötzlich jedoch, wie ein echter Vagabund, ließ ich alles liegen und ging ins Ausland, nach Rom, woselbst ich mich ein Jahr lang plan- und beschäftigungslos herumtrieb. Ich verbrachte meine Tage mit Schreiben und der Vertilgung jenes Lesestoffes, den man den belletristischen nennt, und dem ein anständiger Mensch höchstens zur Zerstreuung in seinen Mußestunden sich zuwendet — und meine Abende bei Punsch und Dominospiel. Ich besaß genau die Mittel zu leben und unmäßig viel jener süßen Soldo-Zigaretten zu rauchen, die der italienische Staat verschleißt, und denen ich damals bis zur Völlerei ergeben war.

Gebräunt, mager und in ziemlich abgerissenem Zustande nach München zurückgekehrt, sah ich mich endlich genötigt, von meinem Berechtigungsschein zum freiwilligen Dienst Gebrauch zu machen Wenn man aber zu vernehmen hofft, daß ich mich auf militärischem Gebiet irgendwie tauglicher erwiesen hätte als auf anderen, so wird man enttäuscht werden. Schon nach einem Vierteljahr, noch vor Weihnachten, wurde ich mit schlichtem Abschied entlassen, da meine Füße sich nicht an jene ideale und männliche Gangart, die Parademarsch heißt, gewöhnen wollten und ich beständig mit Sehnenscheidenentzündung daniederlag. Aber der Körper ist dem Geiste bis zu einem gewissen Grade unterworfen, und wenn die geringste Liebe zur Sache in mir gelebt hätte, so wäre das Leiden wohl zu bezwingen gewesen.

Genug, ich quittierte den Dienst und setzte in Zivilkleidern mein fahrlässiges Leben fort. Eine Zeitlang war ich Mitredakteur des ‚Simplizissimus' — man sieht, ich sank von Stufe zu Stufe. Ich ging in das vierte Jahrzehnt meines Lebens.

Und nun?

Und nun? Und heute? Ich hocke verglasten Blicks und einen wollenen Schal um den Hals mit anderen verlorenen Gesellen in einer Anarchistenkneipe? Ich liege in der Gosse, wie mir's gebührte?

Nein, Glanz umgibt mich. Nichts gleicht meinem Glücke. Ich bin vermählt, ich habe eine außerordentlich schöne junge Frau — eine Prinzessin von einer Frau, wenn man mir glauben will, deren Vater königlicher Universitätsprofessor ist, und die ihrerseits das Abiturientenexamen gemacht hat, ohne deshalb auf mich herabzusehen — sowie zwei blühende, zu den höchsten Hoffnungen berechtigende Kinder. Ich bin

Herr einer großen Wohnung in feinſter Lage mit elektriſchem Licht und allem Komfort der Neuzeit — ausgeſtattet mit den herrlichſten Möbeln, Teppichen und Kunſtgemälden. Mein Hausſtand iſt reich beſtellt, ich befehle drei ſtattlichen Dienſtmädchen und einem ſchottiſchen Schäferhund, ich ſpeiſe ſchon zum Morgentee Zuckerbrötchen und trage faſt ausſchließlich Lackſtiefel. Was weiter? Ich unternehme Triumphreiſen. Ich fahre in die Städte, eingeladen von ſchöngeiſtigen Geſellſchaften, ich erſcheine im Frack, und die Leute klatſchen in die Hände, wenn ich nur auftrete. Ich war auch in meiner Vaterſtadt. Der große Kaſinoſaal war vollſtändig ausverkauft, man überreichte mir einen Lorbeerkranz, und meine Mitbürger applaudierten. Überall zieht man die Brauen empor, wenn mein Name genannt wird, Leutnants und junge Damen bitten mich in den ehrerbietigſten Worten um ein Autogramm, und wenn ich morgen einen Orden erhalte, werde ich keine Miene verziehen.

Und wieſo das alles? Wodurch? Wofür? Ich habe mich nicht geändert, nicht gebeſſert. Ich habe nur immer fortgefahren zu treiben, was ich ſchon als Ultimus trieb, nämlich zu träumen, Dichterbücher zu leſen und ſelbſt dergleichen herzuſtellen. Dafür ſitze ich nun in der Herrlichkeit. Aber iſt das der folgerichtige Lohn meines Wandels? Sähen die Wächter meiner Jugend mich in meiner Pracht, ſie müßten irre werden an allem, woran ſie geglaubt.

Diejenigen, die meine Schriften durchblättert haben, werden ſich erinnern, daß ich der Lebensform des Künſtlers, des Dichters ſtets mit dem äußerſten Mißtrauen gegenüberſtand. In der Tat wird mein Erſtaunen über die Ehren, welche die Geſellſchaft dieſer Spezies erweiſt, niemals enden. Ich weiß, was ein Dichter iſt; denn beſtätigter-

maßen bin ich ſelber einer. Ein Dichter iſt, kurz geſagt, ein auf allen Gebieten ernſthafter Tätigkeit unbedingt unbrauchbarer, nur einzig auf Allotria bedachter, dem Staate nicht nur nicht nützlicher, ſondern ſogar aufſäſſig geſinnter Kumpan, der nicht einmal ſonderliche Verſtandesgaben zu beſitzen braucht, ſondern ſo langſam und unſcharfen Geiſtes zu ſein vermag, wie ich es immer geweſen bin — übrigens ein innerlich kindiſcher, zur Ausſchweifung geneigter und in jedem Betrachte anrüchiger Scharlatan, der von der Geſellſchaft nichts anderes ſollte zu gewärtigen haben — und im Grunde auch nichts anderes gewärtigt — als ſtille Verachtung. Tatſache aber iſt, daß die Geſellſchaft dieſem Menſchenſchlage die Möglichkeit gewährt, es in ihrer Mitte zu Anſehen und höchſtem Wohlleben zu bringen.

Mir kann es recht ſein; ich habe den Nutzen davon. Aber es iſt nicht in der Ordnung. Es muß das Laſter ermutigen und der Tugend ein Ärger ſein."

Es läßt ſich kaum eine beſſere Einführung in Thomas Manns Weſen und Werk denken als dieſe Autobiographie. Sie enthüllt den Gegenſatz ſeiner inneren und äußeren Welt, der als Bekenntnis der Inhalt ſeines Schaffens wurde. Sie enthüllt den Gegenſatz ſeiner Natur, geboren aus der Blut- und Raſſemiſchung ſeiner Herkunft. In ſeinen Adern eint ſich feſte norddeutſche Kultur und lockere, loſe kreoliſche Leidenſchaft. „Mein Vater, wiſſen Sie," äußerte ſich der Dichter einmal, „war ein nordiſches Temperament: betrachtſam, gründlich, korrekt aus Puritanismus und zur Wehmut geneigt; meine Mutter von unbeſtimmt exotiſchem Blut, ſchön, ſinnlich, naiv, zugleich fahrläſſig und leidenſchaftlich und von einer impulſiven Liederlichkeit. Ganz ohne Zweifel war dies eine Miſchung, die außerordentliche Möglichkeiten und außerordentliche

Gefahren in ſich ſchloß!" Die Möglichkeiten offenbarten ſich als ſchöpferiſches Künſtlertum, die Gefahren als äußerſter Skeptizismus, bei beiden Söhnen dieſer Eltern: dem älteren Heinrich (geb. 1871) und dem jüngeren Thomas (geb. 1875). Bei jenem überwog in auffallend klarer Scheidung der romaniſche Beſtandteil des Blutes, bei dieſem der germaniſche. Thomas artete ſeinem Vater nach, ohne freilich in die kaufmänniſche Solidität ſeines Geſchlechtes heimkehren zu können. Der Geiſt gewann Macht über ihn und der ſchaffende Inſtinkt. Damit war er dem bürgerlichen Leben verloren und dem Künſtlertum anheimgegeben, ohne freilich ausſchließlich dieſem angehören zu können, ſondern mit ſtets lebendigem Heimweh nach dem verlorenen einfachen, tatſächlichen Sein. Der Zwieſpalt ſeines Daſeins blieb: Die Sehnſucht nach bürgerlicher Menſchlichkeit, dem Erbe ſeiner Väter, aus der Problematik alles Künſtlertums heraus mit dem Ethos der Wirklichkeitshingabe. Und die Aufgabe ſeines Daſeins wurde die Überwindung dieſer Sehnſucht, die Eroberung der vollen inneren und äußeren Freiheit, wurde ſeine „Entbürgerlichung", wie er es 1926 in der Rede „Lübeck als geiſtige Lebensform" ausdrückte, ſeine Entbürgerlichung „aber nicht zum Bourgeois oder auch zum Marxiſten, ſondern zum Künſtler, zur Ironie und Freiheit ausflug- und aufflugbereiter Kunſt".

Von der erſten Zeile, die er ſchrieb, wurde ſein Schaffen die Stimme dieſer Sehnſucht. Sie vertiefte ſich immer bedeutender. Sie wich aber nie aus dem Melodienkreis ihrer Schwermut, die ſich um ſo laſtender auf ihn niederſenkte, als das Künſtlertum noch nicht einmal den Sinn des Lebens offenbarte, als der Glaube an das Künſtlertum nicht feſt werden wollte. Daran hinderte die bürger-

liche Menſchlichkeit in ſeinem Innern. Das Ringen um Weltklarheit und -anſchauung klammerte ſich, der ſkeptiſchen Veranlagung gemäß, an Schopenhauer: die Welt, die ſchlechteſte aller denkbaren Welten, ihr Urſprung ein blinder, vernunftloſer Wille zum Leben; ihr Weſen Kampf, Schmerz, Leid, Elend, unendliche Enttäuſchung, ſtetes Entſagen; das menſchliche Leben, das Individuum etwas, was nicht ſein ſoll, vom Willen zum Leben geboren, ein Fluch, eine urewige Schuld; das Ziel des Seins nur die Aufhebung des Willens zum Leben. Das Urleid des Daſeins ward von der ſenſiblen Genialität des Jünglings im Kampf mit den bürgerlichen Mächten der Heimat als Lebensgeſetz erlebt, nicht nur erkannt, und damit Unterſtrömung ſeiner Werke, bis in ſeine Auffaſſung vom Tode als dem Erlöſer von der Qual dieſes Daſeins, bis in ſeine Stellung zur Muſik hinein, die ſich in ſo zahlreichen muſikaliſchen Szenen ſeiner Werke kundgibt. Letzte Rettung vor der Gefahr, durch den Peſſimismus erdrückt zu werden, brachte einzig der ſchaffende Inſtinkt, das Künſtlertum. Es ward nicht im romantiſchen Lichte geſehen, ſondern in der Beleuchtung des Pſychologen, des Intellekts. Die Künſtler ſind für Mann, wie W. Alberts dem Dichter nachgezeichnet hat, „vor allem die Erkennenden, diejenigen, ſo wunderbar es klingt, die die Illuſion des Lebens überwunden haben. Sie ſind bis auf den Grund gedrungen und haben als das Weſen der Welt eben den Willen zum Leben erkannt, der ſich in immer neuen Geſtalten offenbart und ewig leidvoll iſt. Sie ſind die pſychologiſch Scharfſichtigen, deren Blick überall hinter dem glänzenden, betrügeriſchen Schein die furchtbare Wahrheit erkennt. Sie ſehen den Fluch, der dem Individuum anhaftet, das Zweckloſe, Lächerliche ſeines ganzen Treibens; ihr Beruf, ihre

Kunſt hat ſie hellſehend gemacht und ihnen das Innere der Welt und alles Letzte gezeigt, was hinter den Worten und Taten iſt. Was ſie aber ſehen, iſt dies: Komik und Elend — Komik und Elend". Diejenigen, die aber den Trug des Lebens durchſchauen und nicht mehr den blinden Geboten des Willens zum Leben unterworfen ſind, ſind Einſame unter den Mitmenſchen, ſind mit dem Fluch und dem Leid des „Andersſeins" als die Alltagsmenſchen belaſtet und gelangen deshalb nie zum Glücksgefühl im Lebenszuſtand. Wohl gibt es eine Glücksmöglichkeit; aber nach Manns Anſchauung nur unter denen, die „möglichſt wenig von der Erkenntnis berührt, von des Gedankens Bläſſe angekränkelt ſind, die das Leben ſtark, kräftig, mit naiver, urſprünglicher Sicherheit und Unbefangenheit führen". Nietzſche pries dieſe unbefangenen, unbewußt der Macht des Willens preisgegebenen, dieſe ſtarken, geſunden, von keinem Verfall berührten Naturen als die wahrhaft glücklichen: die Herrenmenſchen, das heroiſche Sein und Menſchentum ſind allein mit dem Leben einverſtanden, um in höchſter Intenſität des Lebensgefühls die höchſte Fruchtbarkeit aus dem Daſein zu ziehen. Freilich hat die bisherige Menſchheitskultur nur dazu geführt, die Möglichkeit der Erſchaffung des Herrenmenſchen zu untergraben; ſie hat auf ſteten Verfall hingearbeitet; um dieſe Dekadenz aufzuhalten, müſſen alle Werte umgewertet werden. Thomas Mann ſchloß ſich, von ſeinem peſſimiſtiſch beſtimmten Erleben her veranlaßt, dieſer Anſchauung an. Und ſo offenbarte ſich ihm das Leben ganz ſcharf als eine große Gegenſätzlichkeit, wie er es perſönlich täglich erfuhr. Aufſteigenden Lebensprozeſſen ſtanden niedergehende gegenüber, den dem Willen unterworfenen, praktiſchen, ſkrupelloſen, brutalen Tatſachenmenſchen zarte,

empfindliche, leidende, verfeinerte Künſtlernaturen, der Schönheit die Häßlichkeit, der Geſundheit die Krankheit, der Jugend das Alter, „den Blonden, Blauäugigen, hellen Lebendigen“ die einſamen Grübler und Träumer. Der ewige Dualismus des Seins hatte ſeine Erklärung gefunden. Thomas Mann aber wurzelte als Menſch in der einen Sphäre, als Künſtler in der anderen; ihn zerriß der ewige Dualismus täglich neu. So unterliegt er heute noch dem gleichen Zwieſpalt des Seins, ohne ſo wenig wie Flaubert Erlöſung zu finden. Ihm bleibt die Qual des Lebens und die Qual des Schaffens als ewige Schwermut ſeines geheimſten Innern, und nur die Idylle gebärt hin und wieder eine Stunde des Ruhens, des einzig erreichbaren Glückes. Auf der einen Seite macht ihn ruhelos die innerlich gebotene Notwendigkeit des Schaffens: nach Wahrheit und Schönheit zu ſtreben in der Form des Kunſtwerks, das urperſönlich wirken ſoll, in der Weſensart des Künſtlertums, das „gefühllos wie der Gott der Natur über den Dingen thronen“ und im Moment des Erlebens das Erleben ſofort beobachten, kritiſieren, verobjektivieren ſoll, nach dem Wort: „Hellſehen noch durch den Tränenſchleier des Gefühls hindurch, erkennen, merken, beobachten und das Beobachtete lächelnd beiſeitelegen müſſen noch in Augenblicken, wo Hände ſich umſchlingen, Lippen ſich finden, wo des Menſchen Blick, erblindet von Empfindung, ſich bricht!“ — Auf der anderen Seite treibt ſeine Natur ihn, dies Hellſehen und Ausnutzen des Erlebens infam, niederträchtig, empörend zu finden und ewig die Sehnſucht in ſich zu tragen: „Ach, einmal nur eine Nacht wie dieſe kein Künſtler ſein, ſondern ein Menſch! Einmal dem Fluche entfliehen ... einmal in treuherzigem und ſchlichtem Gefühl leben, lieben und loben!

Einmal unter euch ſein, in euch ſein, ihr ſein, ihr Lebendigen!" Doch das Bewußtſein bleibt ſchwermutweckend: „Es gibt keine Annäherung, keine Verſtändigung, keine Hoffnung!"

Dieſer nie nachlaſſende Geiſtes- und Seelenkampf fand Wort in den Werken. Sie ſind Bekenntniſſe. Von Anfang an. Der neunzehnjährige Mitarbeiter von M. G. Conrads Münchener „Geſellſchaft" ſchloß ſich zwar noch an die Naturaliſten an, und die erſte Novelle „Gefallen" folgte für die Einkleidungsform noch Maupaſſant. Aber ſchon der Dreiundzwanzigjährige fand mit den Novellen „Der kleine Herr Friedemann" zum Eigenausdruck und zum Eigengehalt, zum Perſönlichſten ſeines Weſens und Lebens: der Bewußtheit ſeines Künſtlertums. Darauf war fortan ſeine geſamte Kraft eingeſtellt. Erkannt wurde: „Die einzige Waffe, die der Reizbarkeit des Künſtlers gegeben iſt, um damit auf die Ereigniſſe und Erlebniſſe zu reagieren, ſich ihrer damit auf ſchöne Art zu erwehren, iſt der Ausdruck, iſt die Bezeichnung." Und „nicht die Gabe der Erfindung, ſondern die der Beſeelung macht den Dichter". Beobachtung, Realismus ſind nur Mittel, nicht Zweck, Symboliſierung des eigenen Innern — nach Hebbels ſchönem Worte — iſt das Weſen aller großen Kunſt. Dieſe Erkenntnis von der Beſeelung hob die Gefahr, die jenes Wiſſen um den Wert des Wortes für alles künſtleriſche Schaffen in ſich barg, auf: die Gefahr abſoluten Äſthetentums, ſnobiſtiſchen Gehabens. Und Thomas Manns Wirklichkeitsnähe als Menſch, ſeine Sehnſucht nach dem Glück des nicht reflektierenden Menſchen führte dazu, nicht einſeitigem Artiſtentum zu verfallen, ſondern nur die Hoheit der Liebe, den Wert aller Menſchlichkeit anzuerkennen. Damit war der Weg zur Reife gegeben. Die Reife brachte die Er-

Erkenntnis, daß die Kunst für ihn nur ein Mittel sei, sein Leben ethisch zu erfüllen. Daß diese Erfüllung das ihm einzig mögliche wohlabgemessene Glück darstelle. Auf diesem Wege lagen die Etappen der Entwicklung mit ihren Haltepunkten der Ironie, Satire und Karikatur, denen der Dichter nicht immer auswich. Aber wem ist allseitige Gerechtigkeit von Jugend auf gegeben? Soweit sie im Bereiche dieser Natur lag, ward sie gespendet.

Schon in den „Buddenbrooks". Über deren Entstehung Thomas Mann in jener Rede zur 700-Jahr-Feier seiner Heimatstadt selbst berichtet hat. Es ist das Meisterwerk eines Sechsundzwanzigjährigen, der in dem „Verfall einer Familie" die Geschichte seines eigenen Hauses einer Idee unterwarf: der Idee, daß des Künstlers Lebensform untrennbar mit der Dekadenz verbunden und der Künstler als Mensch zum Leben unbrauchbar ist. Die „Buddenbrooks" wurden damit in mancher Hinsicht zu einer Entstehungsgeschichte des Künstlers. Aus vier Generationen wuchs das Künstlertum heraus: als es geboren, freilich in starkem individuellen Verfall, zweifelt man, ob man den Untergang des reichen, gesunden Patriziergeschlechts im heimatlichen Lübeck mehr beklagen oder sich über das Werden einer künstlerischen Kraft freuen soll! Sicheres Können bewältigte alle von dem Stoffe gebotenen Aufgaben. Sofort fiel die starke Fähigkeit auf, einen Charakter mit all seinen merkwürdigen Ausstrahlungen, Reibungen, Komplikationen von innen her zu erhellen. Großer Nuancenreichtum stand dem Dichter auf allen Gebieten zur Verfügung. Ein Vortrag, gemessen, ruhig, breit, fast chronikartig, doch voll von innerer Musik, voll eines geheimen Rhythmus und voll feinster, geschmackvoll verwandter Kunstmittel, unter denen besonders die Verwen-

dung leitmotiviſcher Ausdrücke für einzelne Figuren, Geſten, Bewegungen nach dem Vorgange von Dickens und Otto Ludwig, die Symbolik der Sprache, des ſicher treffenden Wortes auffielen. Seltene Freude an der Prägnanz des Stils entzückte: es lag Weltmannsart in dieſer klaren, doch nirgends aufdringlichen Ausdrucksweiſe, hanſeatiſches Patriziertum, alte Familienkultur mit all der Zurückhaltung nordiſcher Gotik, ohne jede romaniſche Prachtentfaltung und ohne jede Sucht, mehr zu ſcheinen, als die Sache gibt. Bei aller Ironie und Satire, bei aller im Blut liegenden Neigung zur Karikatur und Groteske, die jedoch nie die Grenzen der Vornehmheit überſchritt, wurde ſachlich charakteriſiert und nur das Notwendige gegeben, nicht um zu idealiſieren, ſondern um anſchaulich und draſtiſch zu wirken. Kühle Reſerve wohnte neben heimlichem Behagen, ſpöttiſche Herzensneigung neben naiver Jugendfreude, beſeelte Männlichkeit neben tiefempfundener Menſchlichkeit. An Th Fontanes Art ward gemahnt. Das kompoſitoriſche Talent ordnete mühelos detailreiche Gruppen, ſo daß ein Kulturgemälde erſtand von der lebendigen Kraft eines unzerſtörbaren Organismus: nicht ein „Roman", ſondern ein Kunſtwerk, das mit typiſcher Gültigkeit die überindividuellen Zuſammenhänge und ihre Beziehungen zum Einzeldaſein, das Heraustreten eines Individuums aus der kompakten Majorität der Familie, der Bürgerſchaft, des Staates und ſein Leben ihr gegenüber geſtaltete. Thomas Manns Stellung war mit dieſem Werk in der Gegenwartsliteratur beſtimmt. Weil es geſtaltet war wie Plaſtik, der Dauer zukommt, wenn auch nicht aus ſchöpferiſcher Fülle und quellendem Reichtum, ſo doch aus letzten menſchlichen Tiefen. Jede neue Schöpfung wurde fortan

mit Spannung erwartet; ihr Dichter ward zum Führer für die Epik der Zeit.

Seine Natur konnte nicht schnellfertiger Produktion anheimfallen. Restloses Verantwortungsgefühl für jedes Wort, das niedergeschrieben wurde, einte sich ererbter Gewissenhaftigkeit, peinlichstem künstlerischen Empfinden, vermehrte die Verpflichtung zum subtilsten Fleiß, zu zähester Geduld, verlangsamte das Tempo des Fertigwerdens und erhöhte dauernd die peinvolle ungeheure, vom Leben abtrennende Schaffensqual. Dieser Dichter war nicht ein Mann der Phantasie, sondern ein Mensch des wirklichen Lebens, er strebte nicht nach irgendwelchen Erfindungen, sondern nach tieferer Lebenserkenntnis und -offenbarung; stets Künstler und stets wahrhaftig zu sein, war sein Ziel, er strebte nach Wahrheit und Schönheit. Das ästhetische Problem vermählte sich ihm mit dem ethischen. Schon in den ein Jahr nach den „Buddenbrooks" herausgegebenen Novellen „Tristan" und in den drei Akten „Fiorenza" von 1906, vollends aber im nächsten Roman „Königliche Hoheit" (1909): Es war ein stetes Gerichtstaghalten über das eigene Ich: Im „Tristan" in besonders deutlicher Schärfe über einen „argen Teil" seiner selbst, über jenes Ästhetentum, jene erstorbene Künstlichkeit, in der er selbst die Gefahr der Gefahren sah, mit der Gestalt des Detlef Spinell, zu der die Welt der gesunden Bürgerlichkeit sympathisch kontrastiert wurde, im „Tonio Kröger" noch tiefer sich eingrabend in die subjektive Schaffens- und Lebensnot, mit dem offenen, einen Teil von Thomas Manns Wesen mit leiser Selbstironie enthüllenden Resultat: „Das Gefühl, das warme, herzliche Gefühl ist immer banal und unbrauchbar. Künstlerisch sind bloß die Gereiztheiten und kalten Ekstasen unseres verdorbenen, unseres artistischen

Nervenſyſtems. Es iſt nötig, daß man irgend etwas Außerordentliches und Unmenſchliches ſei, daß man zum Menſchlichen in einem ſeltſam fernen und unbeteiligten Verhältnis ſtehe, um imſtande und überhaupt verſucht zu ſein, es zu ſpielen, damit zu ſpielen, es wirkſam und geſchmackvoll darzuſtellen. Es iſt aus mit dem Künſtler, ſobald er Menſch wird und zu empfinden beginnt" Im „Tobias Mindernickel" und im „Weg zum Friedhof" ſammelte ſich dies Gefühl des Verfluchtſeins dann zum bitteren, grauſamen Gelächter, zum Haß des vom Leben Ausgeſtoßenen, auf alles geſunde Leben und deſſen Träger und im „Gladius dei" zum Zweifel, ob Schönheit wirklich jenſeits von Gut und Böſe ſei, ob das Prinzip des „l'art pour l'art" wirklich alleinigen Lebensinhalt bilden könne. Die drei durchaus epiſch geſtalteten Akte der „Fiorenza" wurden dann zum großartigen Kampf um den Inbegriff alles Lebens überhaupt. Bei nebenſächlicher, unbedeutender Handlung und ſcharfer Zuſpitzung des Geiſteskampfes, mit Vorführung eines großen Enſembles aus dem Renaiſſanceflorenz geſtaltete der Dichter ſeine Weltanſchauungslage: er focht für den ethiſchen Wert der äſthetiſchen Lebensanſchauung nicht als Künſtler, ſondern als Menſch, und mußte den Streit unentſchieden laſſen, wenn auch Lorenzo Magnifico von Savonarola im Werben um die üppig-ſchöne Fiore, die Inkarnation der Arnoſtadt, weichen muß. Ganz im Individuum ſah Thomas Mann dieſen Kampf begründet. Wenn er unentſchieden blieb, bedeutet es für ihn eine Not des individuellen Lebens: im nächſten Werk „Königliche Hoheit" wurde ſie zum Thema: „Die anſpielungsreiche Analyſe des fürſtlichen Daſeins als eines formalen, unſachlichen, überſachlichen, mit einem Wort artiſtiſchen Daſeins und die Erlöſung der Hoheit durch die Liebe:

das ist der Inhalt meines Romans, und voller Sympathie für jede Art ‚Sonderfall', predigt er Menschlichkeit . . . In dem Schicksal meiner drei fürstlichen Geschwister Albrechts, Klaus Heinrichs und Dietlindens malt sich symbolisch die Krise des Individuums, in der wir stehen, jene geistige Wendung zum Demokratischen, zur Gemeinsamkeit, zum Anschluß, zur Liebe, die stürmischer und vorbehaltloser in Heinrich Manns fast gleichzeitig erschienener Romandichtung ‚Die kleine Stadt' zum Ausdruck gelangt." Die sozialkritische Welt des Hofraumes war hier nur Einkleidung zum Zweck des Bekenntnisses: wie des Prinzen sinnbildliche Existenz dem unmittelbaren Leben fernsteht, so auch die des Künstlers. Errettung für beide gibt es nur auf märchenhafte Weise: dem Prinzen wird Erlösung vom Fluch seiner Bestimmung durch die Liebe einer Milliardärin, durch ein — Märchen.

Mit diesem Werke hatte Thomas Mann eine Stufe in seiner inneren Entwicklung erreicht. Erst in Kriegszeiten gelangte er darüber hinaus. Die Entwicklung hatte in der „Königlichen Hoheit" ihren breitesten Ausdruck gefunden: mit bezaubernder, anmutiger Korrektheit, in so absoluter Gestaltung, daß nur wenige Tieferdringende das Bekennertum des Romans spürten und die meisten in Äußerlichkeiten Anlaß und Bedeutung des doch so fürstlich unnahbaren Buches eines Auserwählten für Auserwählte suchten. Die Kunst der Sprache, die nie zu wenig noch zu viel sagte, die gepflegte Sorglichkeit der Komposition mit ihrem gerechten Gleichgewicht für alle Teile, die weltmännisch liebenswürdige Ironie, die Zartheit der Farben und Stimmungen, die Leichtigkeit der Diktion verrieten kaum die namenlose Mühe, die Sorgfalt, mit der das Werk entstanden war, und ließen eine Steigerung über diese Kunst-

form hinaus unmöglich erscheinen. Und doch vollendete sich Thomas Mann noch im folgenden Werk: „Der Tod in Venedig", freilich in artistischer Sphäre.

Er schrieb sich in dieser kostbaren Novelle die Qual seiner Arbeitsweise von der Seele und geriet darüber in die beklemmende Sterbenserfahrung Venedigs, ohne Erlösung zu finden. Die Liebe zu einem Knaben verknüpfte sich mit seiner rein ästhetischen Welt: aus dem ästhetischen Genuß der Knabenschönheit erwächst menschliche Leidenschaft voll allen Grauens der sexuellen Phantasie und des männlichen Wollens. Nur ein nicht gesuchter Tod befreit von der völligen Zersetzung des inneren Seins. Erschütternd bekennt der Dichter das Zweideutige, Zweifelhafte, Anrüchige in der Natur des Künstlers: alles, was er sich aufgebaut, um Schönheit und Sittlichkeit, um Schönheit und Würde ganz zu vereinen, zu besitzen, zerfällt: „Siehst du nun wohl, daß wir Dichter nicht rein noch würdig sein können? Daß wir notwendig in die Irre gehen, notwendig liederlich und Abenteurer des Gefühls bleiben? Die Meisterhaltung unseres Stiles ist Lüge und Narrentum, unser Ruhm und Ehrenstand eine Pose. Das Vertrauen der Menge zu uns höchst lächerlich, Volks- und Jugenderziehung durch die Kunst ein gewagtes, zu verbietendes Unternehmen; denn wie sollte der zum Erzieher taugen, dem eine unverbesserliche und natürliche Richtung zum Abgrunde eingeboren ist? Wir möchten ihn wohl verleugnen und Würde gewinnen; aber wie wir uns wenden mögen, er zieht uns an. So sagen wir etwa der auslösenden Erkenntnis ab; denn die Erkenntnis hat keine Würde und Strenge; sie ist wissend, verstehend, verzeihend, ohne Haltung und Form, sie hat Sympathie mit dem Abgrund, sie ist der Abgrund. Diese also verwerfen wir mit Entschlossenheit, und fortan

gilt unſer Trachten einzig der Schönheit, das will ſagen, der Einfachheit, Größe und neuen Strenge, der zweiten Unbefangenheit und der Form. Aber Form und Unbefangenheit, Phädros, führen zum Rauſch und zur Begierde, führen den Edlen vielleicht zu grauenhaftem Gefühlsfrevel, den ſeine eigene ſchöne Strenge als infam verwirft, führen zum Abgrund, zum Abgrund auch ſie. Uns Dichter, ſage ich, führen ſie dahin; denn wir vermögen nicht, uns aufzuſchwingen, wir vermögen nur, auszuſchweifen."

So findet der Künſtler in Thomas Mann nicht zur Einheit mit dem Menſchen. Während dieſer darauf aus iſt, ſich eine ſittliche Welt zu erwerben, muß jener ſie immer wieder aus Erlebnis- und Schönheitsbegier verneinen, ablehnen. Der ewige Zwieſpalt bleibt. Was Thomas Mann ſubjektiv in ſich erfuhr und zu Ende dachte, geſtaltete er zu typiſcher Geltung: das Künſtlertum geht nie einig mit dem Menſchentum. Freilich: der Denker leiſtet hier Thomas Mann ſcharfe Hilfe: im „Tod in Venedig" ſteht höchſt Anſchauliches neben völlig Abſtraktem, die epiſche und eſſayiſtiſche Ausdrucksweiſe wechſeln beſtändig; die zu klare Erkenntnis löſt die Geſtaltungskraft auf. Der Individualismus wird letzten Endes zur Sackgaſſe, und der Einzelfall Thomas Mann kann nicht für die Geſamtgattung der Künſtler Gültigkeit haben, ſondern nur für eine Künſtlerart, für alle die, in denen die Sehnſucht nach naivem Erleben ebenſo unmittelbar iſt wie ihr Drang, Schaffender zu ſein. In kleinen Werkſtücken, die das größere Schaffen begleiten, wiederholte der Dichter zur Übung und Erholung, aus Studiumszwecken und zur eigenen Klärung die Unterſuchung und Geſtaltung des Problems. Im „Wunderkind" (1914) nimmt er Stellung zur Not des einzelnen gegenüber der geſchloſſenen

Masse des Publikums. Im Arbeiterviertel der Großstadt begegnet er dem Proletarierapostel inmitten seiner Gemeinde. In Schillers Lebensweg und Schaffensqual erkennt er eigenen Daseins Inhalt und Aufgabe: der Größe der Selbstqual bei der Produktion entspricht die Größe der Leistung. Und das von einer Frauenseele erschauernd erkannte Verstandenwerden durch eine niedrigerstehende Rivalin weist auf kommende Konflikte im eigenen Leben.

Der Ausbruch des Weltkrieges allein war es nicht, der den Dichter aus der Sackgasse herausführte. Schon im Roman „Königliche Hoheit" meldeten sich erste Ausblicke in eine neue Entwicklung bei Betrachtung des Fürstenproblems in sozialer Hinsicht; ebenso führen die Studien zu „Friedrich und die große Koalition" vor das Jahr 1914 zurück. Der Wille, sich mit dem ihm persönlich tief verbundenen nationalen Problem auseinanderzusetzen, wuchs. Thomas Mann sah den Weg der Gegenwartsentwicklung, dumpf ahnend, halb unbewußt und unklar. Seine konservative Natur trieb ihn, das Volk zu lieben auf patriarchalischer Grundlage; seine individualistische Kultur zur Bejahung des Aristokratismus, der Persönlichkeit, der Bedeutung allen Führertums. In Friedrich dem Großen wuchs ihm die Gestalt zu, in der er einen einzelnen sich herausheben sah aus einer Masse ihn anfeindender Menschen, und in der er diesen einzelnen siegen sah. Das gleiche Problem lag vor wie bei seinen bisherigen Büchern. Nun aber nicht mehr auf psychologisch-künstlerischem, sondern auf politisch-nationalem Gebiete. Der Kriegsausbruch ließ den großen Abschluß der Studien und ihr volles Ausreifen zum Kunstwerk nicht zu, vorzeitig wurde das Fragment fertiggestellt: als rascher, nicht bis zum Letzten durchdachter „Abriß für den Tag und die

Stunde", als erſte Skizzierung halbreifer dichteriſcher Träume. Doch mit ſymboliſcher Kraft: die Geſtalt des Königs wurde zu Deutſchland — Deutſchland wurde Friedrich der Große. In einer Figur, in deren Formung Thomas Manns Wiſſen um den Menſchen Blutwärme erzeugte, ſammelte ſich wie in einer Linſe ſeine Liebe zu allem, was deutſch iſt. Er ſuchte hinter das Weſen der Politik zu ſchauen, auch hier das Menſchliche als das Fruchttreibende erkennend. Er ſah Friedrich den Großen als Problem nach Rouſſeauſchem Ausſpruch: „il pense en philosophe et se conduit en roi" Er ſah auch dieſen König ausgeliefert dem Widerſtreit eines Dualismus, der natürliches Genie und Lebenslauf kontraſtierte und den Menſchen zum Opfer machte. Leidenſchaft unter preußiſche Diſziplin und ſtrengſtes Zweckbewußtſein zwang und dadurch ein Haß erzeugendes Mißtrauen gegen das eigene Handeln aus nie erſchlaffender Vitalität erzeugte. Auch über dieſen König herrſchte ein Unglück gebärender Konflikt zwiſchen dem angeborenen Geiſt und der ererbten Verpflichtung, ein Konflikt, der durch ſeine Folgen die Verleumdung der Welt auslöſte, wie er für ſeinen Träger den Haß des Desilluſionierten gegen die Frauen mit ſich brachte: dieſen Haß, dieſe Verleumdung trug er aber, damit eines großen Volkes Erdenſendung ſich erfülle. Reinſte Männlichkeit enthüllte ſich in dieſem Spiel der Kräfte. Das Problem des Ichs war überwunden, Thomas Mann ging über ſich hinaus zum Problem des Deutſchtums überhaupt.

Ein perſönlicher Anlaß trieb ihn in den Kriegsjahren, mit dieſem Problem weiterzuringen. Er ließ ſich in der Not der Stunde dazu herbei, das Reſultat des Ringens nicht erſt fertig als Kunſtwerk an den Tag zu geben, ſon-

dern es schon im vorüberfließenden Werden zu offenbaren, als die „Betrachtungen eines Unpolitischen", die in den Revolutionstagen 1918 erschienen. Eine zweite Seite seines Wesens, sein denkendes Erleben als kulturpolitischer Zeitgenosse, ward hier unter Beobachtung, Selbsterkenntnis genommen, zur Selbstdarstellung gebracht durch Auseinandersetzung mit einer zweiten Person, einem Gegenspieler. Der Gegensatz hatte von Anfang an sein Schaffen bestimmt. So auch dies Buch. Er trug dieses Mal den Namen seines Bruders, Heinrich Mann. Dieser hatte ihn angegriffen, ihn in einem unveröffentlichten Dreyfußdrama der Liebedienerei, ja sogar der Profitgier geziehen. Sein Zorn war erregt. Abwehr schien geboten. Abwehr aber nicht gegen den Bruder persönlich, sondern gegen einen Typus, den der Bruder zum Teil darstellte, den Typus der „Zivilisationsliteraten". Der sammelte all die Eigenschaften in sich, die er in seinem ringenden Künstlerleben als unfruchtbar und gefahrvoll erkannt hatte: die wurzellose Hingabe an den Geist und die verantwortungsvolle Bestätigung dieses Geistes ohne Rücksicht auf Wirklichkeit, Staat, Volk, Familie, Sittlichkeit und Kultur. Alles, was Thomas Mann zu diesem Thema auf der Seele hatte, drängte nun heraus: nicht in Gestaltung, sondern in Rhetorik, in hemmungslosem Strome, in steter Auseinandersetzung, stellenweise ohne scharfe Selbstkritik, nur in der Sucht nach Aussprache, nach innerlicher Erlösung von dem furchtbaren Drucke, unter dem die Innenwelt infolge der Zustände der Außenwelt lebte, nur um frei zu werden von all dem das künstlerische Schaffen hemmenden Denkstoff, nur um zu bekennen. Ein stärkeres nationalpolitisches Bekenntnis war von einem Dichter in so grenzenloser Selbstentblößung noch nie abgelegt. Tho-

mas Mann ließ es drucken, weil er glaubte, damit seinem Volke zu dienen, endlich einmal die Sphäre des Nur-Literarischen zu verlassen und mit dem Bekennen eine Tat zu tun.

In dieser Tat barg sich das fünfzehnjährige Kämpfen des Dichters um seine Weltanschauung und um das Gewinnen eines festen Standpunktes gegenüber den politischen und kulturellen Problemen. Vieles war nur flüchtig im Vorüberfliehen gesehen und nicht als Endgültiges formuliert, und doch ergab sich klar der Umriß der Persönlichkeit, ihres Bildungsuntergrundes auf Schopenhauer, Nietzsche, Wagner, um nur die Nichtklassiker zu nennen, und der Absage eines ehrlich und überzeugt national empfindenden Menschen gegen den kosmopolitischen Geist der Demokratie. Er sah die deutsche Welt seit anderthalb Jahrzehnten gespalten in eine Gegensätzlichkeit, die das alte Reich schließlich zerrissen hat: auf der einen Seite die deutsche Bürgerlichkeit, die gebildete, humane, kultivierte Bürgerlichkeit in ihrem nicht im Patrizierssinne konservativen Verhältnis zur Politik, das auf patriarchalischer Ordnung beruhende Ethos aristokratischer Menschen, und auf der anderen Seite das in seiner Ausdehnung und Macht nicht stark genug einzuschätzende Literatentum mit seiner offenen Neigung zur westeuropäischen Weltauffassung, zur romanisch bestimmten Kunst, zur demokratischen Staats- und Lebensordnung und sozialistischen Zukunftsentwicklung im Sinne des Internationalismus. Thomas Mann hatte erlebt, wie das Literatentum mehr und mehr erreichte, was es erstrebte: die geistige Welt Deutschlands zu politisieren, so daß keine reine Welt-, Menschen- und Kunstbetrachtung mehr möglich war und sein sollte, so daß es gefährlich wurde, national selbst über den Parteien zu sein,

weil darin ſchon ein Angriff auf das idealiſierte demokratiſche Prinzip — ein Prinzip der Ziviliſation und nicht der Kultur, weil darin allein des Verſtandes — erblickt wurde. Thomas Mann kämpfte wieder den uralten Kampf der Kultur gegen die Ziviliſation! Einen tragiſchen Kampf! Warum? Um Deutſchland deutſch zu erhalten, „und das iſt nicht eben der Wille der Demokratie", ſondern allein der Konſervativen nicht im Parteiſinne. In umfaſſender Art offenbarte Thomas Mann, was deutſch ſein heißt: „Nichts anderes als ein Anerkenntnis der deutſchen Innerlichkeit, der menſchlichen Seele, wie die Demokratie ſie nicht kennt." Denn ſie will die Glücksfrage mit der Politik beantworten, ſie politiſiert das Ausdrucksgebiet der Innerlichkeit, der Seele, das geiſtige Leben, die Kunſt, die Erziehung, die „Menſchenbildung" iſt, das nationale Leben, das erhaben über jedes politiſche Intereſſe ſein muß, vollends über jedes parteipolitiſche Intereſſe. Dieſe Politiſierung, die der Ziviliſationsliterat mit allen Mitteln und Mächten erſtrebt und die den Menſchen nicht einmal geiſtig-ſeeliſch ſich ſelbſt gehören laſſen will, macht den Geſchäftsgeiſt zum Lebensinhalt des Menſchen, den internationalen Geſchäftsgeiſt, und löſt den Deutſchen vollends los von all ſeinen Bindungen der Raſſe und des Bodens. Wie weit ſie um ſich gegriffen hat, ſieht jedes Auge heute, da kein Gebiet des Lebens mehr unpolitiſch angeſehen wird. Somit tritt Thomas Mann nicht als eigentlicher Bekämpfer der Demokratie an ſich auf, ſondern als ein Feind der Politiſierung, als ein Verteidiger der deutſchen Seele und Innerlichkeit, als ein weſenhaft Deutſcher, der noch höhere als nur politiſche Ziele und Beſchäftigungen, Sphären und Inhalte kennt: nämlich die, die mit Politik ihrem Weſen nach nichts zu tun haben, die

Gebiete des nationalen Universalismus, die Gebiete des deutschen Geistes und der deutschen Seele. Die ganze ethische Persönlichkeit Thomas Manns setzte sich hier für deutsche Art und Gesittung ein mit unerschütterlichem Mut und offenster Mannhaftigkeit, sich bekennend zur menschlichen Lebenssphäre, die das Gebiet der Kunst und Religion umfaßt. Kunst und Fortschritt, Kunst und Freiheit bleiben ihm heterogene Begriffe; denn immer quillt Kunst ihm nur rein aus der Quelle der Menschlichkeit, der Ehrfurcht und Heiligkeit, Demut und Seelenhaftigkeit, der Arbeit an sich selbst; Stille und Tiefe sind die Mütter der Kunst, nie der Lärm des Tages und die Tendenz der Politik. Thomas Mann schloß sich mit seinen „Betrachtungen" an das goethesche Deutschland an, weil seine Natur diesen Anschluß verlangte. Vorbereitet war dieser Anschluß schon in „Königliche Hoheit", vollends bewiesen ihn auch seine weiteren Werke, darunter die Idyllen „Der Herr und der Hund" und „Gesang vom Kindchen" (1919).

Zuflucht aus dem niederdrückenden Lärm des Tages, aus der blutgetränkten Not der Zeit begehrte des Dichters Seele. Sie hatte sich einen Bezirk geschaffen, wo sie ungestört dem Augenblick und dem Elementaren, der Innerlichkeit und dem eigenen Ich gehören konnte. In ihre Beziehungen zu der Natur, wie sie sich gab im Wesen seines Hundes und in ihrer Liebe zum Neunmenschlichen, wie sie sich gab im ersten Lallen des noch ungetauften Kindchens, konnte keine Macht eingreifen: hier war der Dichter ganz und ungestört Erlebender und ganz Einsamer, Idylliker des vorüberfließenden Augenblicks. Hermann-und-Dorothea-Stimmungen fingen sich ein.

Die Prosa der kleinen Novelle kehrt sich nicht an die Kunstgebote von einer sich ereignenden unerhörten Be-

gebenheit, sondern schildert nur schlicht, wie der Hund Bauschan an Stelle Percys, aus der „Königlichen Hoheit" bekannt, erstanden wird, wie er im Hause des Dichters sich einlebt, ganz Begleiter und Diener des Hausherrn wird und das Glück seiner Spaziergänge, den Zusammenhang mit der Natur verstärkend in fröhlich-unblutiger Jagdleidenschaft, ausmacht; einige Krankheitswochen unterbrechen die problemlose Freundschaft, die aber nachher nur inniger andauert. Mit kleiner, fein-humoristischer Selbstverspottung ist diese Liebe zum Hunde und zum Leben mit ihm auf den Spaziergängen, in der Landschaft des Isartales, im Hause und um das Haus herum gezeichnet, doch voll hingebender Treue, mit inniger Andacht zum Kleinsten, mit einer Stifterschen Erhebung des Alltäglichen ins Bedeutende, mit einem biedermeierschen, umständlichen sympathischen Wichtignehmen und mit einer reservierten Aufrichtigkeit des tieferen Empfindens. Hier hat sich ein sensitiver Mensch mit Absicht in eine problemfreie Atmosphäre gerettet, weil ihm das wirkliche Leben ein großes Leid voll erschütternder Tragik bescherte. Die harmonische Heiterkeit der Idylle, dieser Friede auf den Spaziergängen ist gewollt mit aller geistigen Energie: es ist ein Zeugnis von der Größe Thomas Mannscher Gestaltungskraft, daß sich diese gewollte Idyllenwelt in eine selbstverständliche und wirklich lebendige umsetzt. Die Konzentrationsfähigkeit dieses Dichters grenzt Ich und Welt scharf und glaubhaft voneinander ab und stellt eine in sich abgeschlossene Welt hin, die erlöst für Stunden von der Qual der Zeit, weil sie aufgehen läßt in peinlichste, genaueste Beobachtung, die Selbstgenuß bedeutet.

Stärker klopft die Zeit schon wieder an die Kinderzimmertür, die der Dichter in dem kleinen „Gesang

vom Kindchen" öffnet. Lässige Hexameter bestimmen den leis elegischen Ton eines doch tief glücklichen Erlebens am kleinen Spätling, den die Vaterliebe des erwachsenen Mannes mit anderen Augen als einst der jünglingshaften Leidenschaft wie ein Geschenk der Gnade ansieht. Ganz persönlich tritt der Dichter in Erscheinung: an der Badewanne des eben erwachten Wesens, am Krankenbette, bei der Taufe. Und hin und wieder schallt ein Klang aus wirrer Zeit von draußen ins helle, reinliche Säuglingsgemach. Der Dichter fand den Ausdrucksstil für diese beseelte Welt, die einzig, das heute unangetastete Eigentum des einzelnen bleibt.

An diesen Idyllen war Thomas Manns gesamte Natur ebenso stark beteiligt wie an den gedanklich und künstlerisch umfassenden Werken: alle Kräfte seines Wesens mitarbeiten lassen beim schöpferischen Akt in völliger Bewußtheit und in willensmäßig bestimmtem Streben zur Form, ist ihm Pflicht der Aufrichtigkeit. Die Naivität des Stoffes kann doch nie eine Naivität des Formungsweges zulassen. Gefühl und Verstand arbeiten Hand in Hand, und nur das vom Verstand verobjektivierte Empfinden wird Kunstwerk. Erkennen, Beobachten, Erleben bleiben die Grundlagen Thomas Mannscher Schöpfungen. Der Wille, das Erkannte, Beobachtete, Erlebte in letzter Wahrhaftigkeit nacherkennbar, mitbeobachtbar, nacherlebbar zu gestalten, bestimmt die Form. Einer Synthese von Kunst und Wissenschaft strebt dieser Dichter entgegen: im Gehalt wie in der Form sollen die in beiden menschlichen Geistesgebieten tätigen Kräfte voll mitwirken. Schönheit und Wahrheit bleiben sein Ziel. Er bleibt stets ästhetischer und ethischer Mensch zugleich. Und oft ist uns, als habe Thomas Mann die Synthese beider schon erreicht. Noch nicht im Bedeu-

tendſten, was von dieſem Dichter erwartet werden muß, aber gewiß in dem Ernſt und der Zucht, in Einſicht und Maß, in Wille und Vermögen, der ihm geſtellten Aufgabe gerecht zu werden: über Flaubertſches Künſtlertum hinauszuwachſen zur Lebens- und Kunſtbewältigung im Goetheſchen Sinne.

Das bewies auch das nächſte große Werk des Dichters, der zweibändige Roman „Der Zauberberg" (1924). Große Epik iſt ſelten geworden in Deutſchland. Die Mehrzahl ſelbſt der beſten Romane von heute ſind novelliſtiſch angelegt, dramatiſch geſpannt, nach ſtofflichen und nervenreizenden Geſichtspunkten durchgeführt. Wo aber triumphiert noch das reine Geſetz der Epik: erzählen, erzählen in aller Gelaſſenheit und Geruhſamkeit, durch Erzählen die Welt, die Menſchen in der Tiefe und in der Breite beſchreiben, erfaſſen, anſchaulich machen, zu bleibendem Leben erwecken? Wo herrſcht noch das Gebot, das Grimmelshauſen, Goethe, Gottfried Keller, Raabe zu den Meiſtern der deutſchen Epik machte: das Gebot, ſich zu verſenken in das Stoffliche und das Geiſtige, es innerlich zu verarbeiten durch edle, ehrliche Beſinnung und Beſonnenheit und es ſchließlich formen, wiedergebären in der organiſchen Wandlung, Erlebnis- und Tonart der eigenen Perſönlichkeit?

Thomas Mann iſt dieſem Geſetz ganz untertan, nicht als ein Sklave, ſondern als Meiſter der großen epiſchen Form. Was die „Buddenbrooks" vor dreiundzwanzig Jahren lebensvoll bis in unſere Zeit erwieſen, beſtätigte nun mit gleichgroßer Bedeutung auch „Der Zauberberg", deſſen zwölfhundert Seiten ſich bereits wie ein mächtiger Heerwurm durch das Blätterwerk von dreizehn Jahren vorausahnen laſſen, da der Dichter bald durch Druck, bald durch Vorleſung ſtändig Bruchſtücke daraus

bekanntgab. Hier war nun wieder ein Werk geworden, das gleichvollendet im großen Bau wie in der ſprachlichen Klangfarbe, Schönheit, Vielfalt und Lebendigkeit jedem Freund großer deutſcher Epik für dauernd ans Herz wachſen ließ.

Und zwar nicht etwa allein als eine äſthetiſch-formale Vollkommenheit durch den geruhig-ſuggeſtiven Fluß der Erzählung, ſondern ebenſo ſtark durch das innere Schwergewicht ſeines ſtofflichen Inhaltes, ſeines geiſtig-ſeeliſchen Gehaltes. „Der Zauberberg" iſt Thomas Manns endgültige Auseinanderſetzung mit dem Jahrzehnt vor dem Weltkriegsbeginn Dieſe Auseinanderſetzung gipfelt in der vornehmſten Objektivität des humorerhabenen Kenners alles Menſchlich-Allzumenſchlichen, der ſein Ideal edlen Anſtandes edler Kultur niemals aufgibt, in jener Objektivität, die den Dichter zu ſeinem einzigartigen Freiſein von aller Parteipolitik treibt. Sie läßt er organiſch aus ſeiner Natur herauswachſen, als Frucht und Blüte ſeiner Lebenserfahrung, mit dem einzigen, ſeiner Weſenheit ſelbſtverſtändlichen Ziel: gerecht zu ſein gegen jedermann und jede Art, in dem allem ſich ihm das All, das Sein an ſich offenbart. Hier iſt Thomas Mann jener univerſale Menſch, den der Deutſche allein darſtellen und ſchaffen kann, jener Bruder Goethes, Gottfried Kellers, Raabes, um die wir uns immer verſammeln.

Die Fabel des breiten Romans, deſſen Weitſchweifigkeit ungeduldigen Leſern vielleicht bisweilen ermüdend vorkommen dürfte und doch einer der feinſten Reize mit dem durchdringenden Eingehen auf alles und jedes iſt, dehnt ſich denkbar einfach hin. In ein Davoſer Sanatorium, der Lungenheilſtätte „Der Zauberberg", wird ein junger Hamburger Bürgersſohn, Hans Caſtrop, ganz leicht angeknackt,

durch den Zufall, hier ſeinen Vetter, den Fähnenjunker Joachim Ziemſſen zu wiſſen, verſchlagen und bleibt nun hier ſtatt dreier Wochen ſieben Jahre bis zum Weltkriegsausbruch hängen, ohne recht krank zu ſein, aber treu an Fieberthermometer und Kurmethoden gebunden. Dieſer guterzogene, blonde, liebenswürdige Sohn braver, wohlhabender Eltern iſt ein Durchſchnittsmenſch ohne alle beſonderen Eigenſchaften noch Triebe. Er lebt ein wenig direktionslos dahin und findet ſich von einem zum andern Tag weitergeſchoben, zu energielos, um ſich zu einem Tun aufzuraffen, zu verſchwommen, um den Lebensſinn zu erfaſſen. Sein Vetter, der kleine Junker, hat das Leben bereits im militäriſchen Dienſtbegriff in der Fauſt; er opfert ſich ihm auch und erntet einen kleinen Heldenſchein um die Jünglingsſtirn. Hans Caſtrop aber verfällt der Sanatoriumswelt, ohne ſeine angeborene Anſtändigkeit je zu verletzen. Sein Herz gehört einer läſſig aufreizenden Ruſſin Clawdia Chaichor. Sein Geiſt liegt aber im Diskuſſionsſtreit mit zwei Hauptvertretern der Zeit: dem Italiener Settembrini, in dem Mann den „Ziviliſationsliteraten" abkonterfeit, und dem Juden Naphto, in dem ſich Jeſuitentum und Myſtik ſeltſam wahr vereinen. Mann hat hier Gelegenheit, in großen Redeſchlachten jedes Problem der Zeit und Ewigkeit geiſtvoll-amüſant zu behandeln. Der Weg aus der Welt der reinen Vernunft und des verwirrenden Gefühls öffnet ſich für Hans Caſtrop durch den Mynheer Pieter Peperkorn, eine Pracht- und Rieſengeſtalt des Romans. Dieſer Kaffeepflanzer, der aus „Altersangſt um das Gefühl" freiwillig in den Tod geht, lehrt Caſtrop nicht nur durch die gemeinſame Liebe zu der ſchönen Ruſſin, ſondern vor allem durch die Wucht und Klarheit ſeines Lebenstriebes den Sinn des Lebens in der Tat: damit

öffnet sich Castrop die Sanatoriumstür, der in jedem Sinne Genesene geht in den Krieg, wo er, seiner Natur entsprechend, schlicht und ruhmlos wie Millionen andere seine Pflicht tut.

So wird „Der Zauberberg" zu einem überreichen Bilde vom deutschen Menschen unserer Zeit innerhalb der bürgerlichen Welt, die durch fast zahllose Gestalten und Elemente breit dramatisiert wird. Wir dürfen zu diesem Bild des deutschen Bürgers eine um so herzenswärmere Zustimmung geben, als es sich nirgend in eine parteipolitische Beleuchtung verliert, sondern überall auf dem Grunde von Thomas Manns innerlicher und vornehmer Natur beruht.

Das Liebenswerte dieser in ihrem Wesen und in ihrer Zielrichtung edlen Natur offenbarte sich zuletzt köstlich und reif in der Novelle „Unordnung und frühes Leid" (1926). Unter leicht erkennbarer Verkleidung zeichnet der Dichter hier mit bis zum Raffinement der Wortwahl gesteigerter Erzählungskunst einen Lebensausschnitt in seinem eigenen Hause zu Bogenhausen an der Isar bei München. Er selbst skizziert ein ironisch-nachsichtiges Selbstporträt in dem Professor Cornelius. Seine Kinder gruppieren sich in zwei Altersschichten: den Siebzehn- und die Neunzehnjährige, Bert und Ingrid, Bruder und Schwester, und den vierjährigen Beißer und die dreijährige Jüngste, der des Vaters besondere Liebe gehört. Die Frau und Mutter schwebt liebend zwischen den Gestalten. Das Hauspersonal, münchnerisch und zeitlich originell, umgibt das Ganze mit dem Ruch des Autochthonentums. Der Handlungsvorgang ist denkbar einfach: die Ruhe des Hauses wird durch eine Gesellschaft der älteren Geschwister gestört, und auf dieser Gesellschaft verliert des Vaters Liebling sein Herz an einen siebzehnjährigen

Kavalier, erſtes Leid des Frauenlebens erfahrend. Nur ein Dichter kann die zarte Innenwelt der Beziehungen all dieſer ſich nahen, ſich liebenden Menſchen und Menſchlein ſo ſchildern, daß es ans Herz greift. Wahrhaft: hier enthüllt Thomas Mann ſein Herz und damit ſeine Lebensweisheit in einer Innigkeit, Heiterkeit, Freiheit und Wahrheit, daß man von meiſterlichem Können und von vorbildlicher Menſchlichkeit ſprechen muß. Hier enthüllt der Dichter den Kern ſeiner Natur, daß wir ihn ganz verſtehen und für immer lieben.

Von dieſem lebensbejahenden und doch von der Todesſchwermut umdunkelten Kern ſeines Weſens aus muß man auch all ſeine ſchriftſtelleriſche Arbeit aufnehmen und beurteilen. Dann ſieht man, daß ſie immer aus einer großen, reinen Menſchlichkeit kommt, auch dort, wo ſie irrt. Er hat ſie uns in zwei Bänden von Abhandlungen, Ausſprachen, kleinen oder größeren Aufſätzen, Notizen, Beſprechungen als „Rede und Antwort“ (1922) und als „Bemühungen“ (1925) geſammelt, zu denen ſich noch die kluge Rede „Von deutſcher Republik“ ſowie der Reiſebericht „Pariſer Rechenſchaft“ (1926) geſellen. Hier finden wir den Dankbrief für die Verleihung des Ehrendoktors an den Dekan der philoſophiſchen Fakultät in Bonn, hier äußert er ſich zu Zeiterſcheinungen wie in „Bilſe und ich“ oder verſucht ſich über ſein Verhältnis zum Theater klar zu werden. Hier bekennt er ſeine Liebe zum alten Fontane oder zu Friedrich dem Großen, hier unterſucht er Wedekinds Art oder feiert Pfitzner, den Komponiſten. Hier ruft er zur Gründung einer Deutſchen Akademie auf, lange bevor er Mitglied der preußiſchen Dichterakademie wurde, oder beſpricht einzelne Bücher. Gedächtnisreden auf den Dichter Keyſerling, auf den Epiker

Friedrich Huch, Glückwünſche, Bücherbeſprechungen, Mitteilungen über ſeine eigenen Werke, Antworten auf Rundfragen, autobiographiſche Bekenntniſſe ſchließen ſich an. Das Problem der Humanität, das ihm im Laufe des Lebens das Kernproblem der Zeit und Menſchheit geworden iſt, unterſucht er durch Goethes und Tolſtois Geſtalt. Und als Anhänger der Humanität bekannte er ſich ſchon offen zur Republik, als andere ihre Bekenntniſſe noch furchtſam zurückhielten. Okkulte Erlebniſſe, Spenglers Lehre, der Geiſt der Medizin, eine Schweizer, eine holländiſche Reiſe — alle dieſe Betrachtungen wechſeln ab mit Buchbeſprechungen, Geburtstagsreden, Nietzſchefeiern — kurzum: es enthüllt ſich die ganze Univerſalität der Bildung Thomas Manns.

Das Erhebende dieſer Univerſalität iſt aber, daß ſie immer, auch dort, wo ſie uns einmal enttäuſcht, auf das Menſchliche, auf das Ziel edelſter Humanität zielt. Hierin iſt Thomas Mann ein glücklicher Nachfahr Goethes, Wilhelm von Humboldts, jener beſten Deutſchen, die unſerm deutſchen Weſen den einzigartigen Ausdruck in dieſer wahren Lebensform aus der Mitte heraus für die Einheit, für die Harmonie gaben. Thomas Mann gehört heute ſomit auch zu den wahren Erziehern und Führern der Nation: er bildet uns, ohne daß wir es merken, nur indem wir ſeine Werke leſen, zu Menſchen, die das Beſte in uns, in unſerm Sein, den deutſchen Genius beſahen. Und er wird dies auch in allen ſeinen künftigen Werken tun; darum wird unſere Liebe, unſere Verehrung und unſere Nachfolge ihm auch immer gehören.

Vorſpiel

*****

Es iſt auf der Albrechtsſtraße, jener Verkehrsader der Reſidenz, die den Albrechtsplatz und das Alte Schloß mit der Kaſerne der Gardefüſiliere verbindet — um Mittag, wochentags, zu einer gleichgültigen Jahreszeit. Das Wetter iſt mäßig gut, indifferent. Es regnet nicht, aber der Himmel iſt auch nicht klar; er iſt gleichmäßig weißgrau, gewöhnlich, unfeſtlich, und die Straße liegt in einer ſtumpfen und nüchternen Beleuchtung, die alles Geheimnisvolle, jede Abſonderlichkeit der Stimmung ausſchließt. Es herrſcht ein Verkehr von mittlerer Regſamkeit, ohne viel Lärm und Gedränge, entſprechend dem nicht ſehr geſchäftigen Charakter der Stadt. Trambahnwagen gleiten dahin, ein paar Droſchken rollen vorbei, auf den Bürgerſteigen bewegt ſich Einwohnerſchaft, farbloſes Volk, Paſſanten, Publikum, Leute. — Zwei Offiziere, die Hände in den Schrägtaſchen ihrer grauen Paletots, kommen einander entgegen: ein General und ein Leutnant. Der General nähert ſich von der Schloß-, der Leutnant von der Kaſernenſeite her. Der Leutnant iſt blutjung, ein Milchbart, ein halbes Kind. Er hat ſchmale Schultern, dunkles Haar und ſo breite Wangenknochen, wie viele Leute hierzulande ſie haben, blaue, ein wenig müde blickende Augen und ein Knabengeſicht von freund-

lich verſchloſſenem Ausdruck. Der General iſt ſchlohweiß, hoch und breit gepolſtert, eine überaus gebietende Erſcheinung. Seine Augenbrauen ſind wie aus Watte, und ſein Schnurrbart überbuſcht ſowohl Mund als Kinn. Er geht mit langſamer Wucht, ſein Säbel klirrt auf dem Aſphalt, ſein Federbuſch flattert im Winde, und langſam ſchwappt bei jedem Schritte der große rote Bruſtaufſchlag ſeines Mantels auf und nieder. So kommen ſie aufeinander zu. — Kann dies zu Verwickelungen führen? Unmöglich. Jedem Beobachter ſteht der naturgemäße Verlauf dieſes Zuſammentreffens klar vor Augen. Hier iſt das Verhältnis von alt und jung, von Befehl und Gehorſam, von betagtem Verdienſt und zartem Anfängertum, hier iſt ein gewaltiger hierarchiſcher Abſtand, hier gibt es Vorſchriften. Natürliche Ordnung, nimm deinen Lauf! — Und was, ſtatt deſſen, geſchieht? Statt deſſen vollzieht ſich das folgende, überraſchende, peinliche, entzückende und verkehrte Schauſpiel. Der General, des jungen Leutnants anſichtig werdend, verändert auf ſeltſame Art ſeine Haltung. Er nimmt ſich zuſammen und wird doch gleichſam kleiner. Er dämpft ſozuſagen mit einem Ruck den Prunk ſeines Auftretens, er tut dem Lärm ſeines Säbels Einhalt, und während ſein Geſicht einen bärbeißigen und verlegenen Ausdruck annimmt, iſt er erſichtlich nicht einig mit ſich, wohin er blicken ſoll, was er ſo zu verbergen ſucht, daß er unter ſeinen Wattebrauen hinweg ſchräg vor ſich hin auf den Aſphalt ſtarrt. Auch der junge Leutnant verrät, genau beobachtet, eine leichte Befangenheit, die aber ſeltſamerweiſe bei ihm in höherem Grade als bei dem greiſen Befehlshaber von einer gewiſſen Grazie und Diſziplin bemeiſtert ſcheint. Die

Spannung ſeines Mundes wird zu einem Lächeln von zugleich beſcheidener und gütiger Art, und ſeine Augen blicken vorläufig mit einer ſtillen und beherrſchten Ruhe, die den Anſchein der Müheloſigkeit hat, an dem General vorbei und ins Weite. Nun ſind ſie auf drei Schritt aneinander. Und ſtatt die vorſchriftsmäßige Ehrenbezeugung auszuführen, legt der blutjunge Leutnant ein wenig den Kopf zurück, zieht gleichzeitig ſeine rechte Hand — nur die rechte, das iſt auffallend — aus der Manteltaſche und beſchreibt mit eben dieſer weißbehandſchuhten Rechten eine kleine ermunternde und verbindliche Bewegung, nicht ſtärker, als daß er, die Handfläche nach oben, die Finger öffnet; aber der General, der dieſes Zeichen mit hängenden Armen erwartet hat, fährt an den Helm, biegt aus, gibt in halber Verbeugung ſozuſagen den Bürgerſteig frei und grüßt den Leutnant von unten herauf aus rotem Geſicht mit frommen und wäſſerigen Augen. Da erwidert der Leutnant, die Hand an der Mütze, das Honneur ſeines Vorgeſetzten, erwidert es, indem eine kindliche Freundlichkeit ſein ganzes Geſicht bewegt, erwidert es — und geht weiter.

Ein Wunder! Ein phantaſtiſcher Auftritt! Er geht weiter. Man ſieht ihn an, aber er ſieht niemanden an, er ſieht zwiſchen den Leuten hindurch geradeaus, ein wenig mit dem Blick einer Dame, die ſich beobachtet weiß. Man grüßt ihn, dann grüßt er zurück, faſt herzlich und dennoch aus einer Ferne Wie es ſcheint, ſo geht er nicht gut; es iſt, als ſei er des Gebrauches ſeiner Beine nicht ſehr gewohnt oder als behindere ihn die allgemeine Aufmerkſamkeit, ſo ungleichmäßig und zögernd iſt ſein Schritt, ja, bisweilen ſcheint er zu hinken. Ein Schutzmann macht Front, eine

elegante Frau, aus einem Laden tretend, ſinkt lächelnd ins Knie. Man blickt nach ihm um, man weiſt mit dem Kopfe nach ihm, man zieht die Brauen empor und nennt gedämpft ſeinen Namen ...

Es iſt Klaus Heinrich, der jüngere Bruder Albrechts II. und nächſter Agnat am Throne. Dort geht er, man kann ihn noch ſehen. Gekannt und doch fremd bewegt er ſich unter den Leuten, geht im Gemenge und gleichſam doch von einer Leere umgeben, geht einſam dahin und trägt auf ſeinen ſchmalen Schultern die Laſt ſeiner Hoheit.

Die Hemmung

*****

Schüſſe wurden gelöſt, als auf den verſchiedenen Verſtändigungswegen der Neuzeit in die Reſidenz die Nachricht gelangte, daß auf Grimmburg die Großherzogin Dorothea zum zweiten Male von einem Prinzen entbunden ſei. Es waren zweiundſiebzig Schüſſe, die über Stadt und Land hinrollten, abgefeuert von militäriſcher Seite auf dem Wall der „Zitadelle". Gleich darauf kanonierte auch die Feuerwehr mit den ſtädtiſchen Salutgeſchützen, um nichts zurückzuſtehen; aber es entſtanden lange Pauſen dabei zwiſchen einzelnen Detonationen, was viel Heiterkeit in der Bevölkerung erregte.

Die Grimmburg beherrſchte von einem buſchigen Hügel das maleriſche Städtchen des gleichen Namens, das ſeine grauen Schrägdächer in dem vorüberfließenden Stromarm ſpiegelte und von der Hauptſtadt in halbſtündiger Fahrt mit einer unrentablen Lokalbahn zu erreichen war. Sie ſtand dort oben, die Burg, in grauen Tagen vom Markgrafen Klaus Grimmbart, dem Ahnherrn des Fürſtengeſchlechts, trotzig erbaut, mehrmals ſeither verjüngt und inſtand geſetzt, mit den Bequemlichkeiten der wechſelnden Zeiten verſehen, ſtets wohnlich gehalten und als Stammſitz des Herrſcherhauſes, als Wiege der Dynaſtenfamilie auf eine beſondere Weiſe geehrt. Denn das Hausgeſetz und Herkommen beſtand, daß alle direkten Nachkommen des Grimmbartes,

alle Kinder des jeweils regierenden Paares hier geboren werden mußten. Dieſe Überlieferung war nicht wohl außer acht zu laſſen. Das Land hatte geiſtesklare und leugneriſche Souveräne geſehen, die ihren Spott daran geübt hatten, und dennoch hatten ſie ſich ihr achſelzuckend gefügt. Nun war es längſt zu ſpät geworden, noch davon abzugehen. Vernünftig und zeitgemäß oder nicht — warum denn ohne Not mit einer ehrwürdigen Gepflogenheit brechen, die ſich gewiſſermaßen bewährt hatte? Im Volke ſtand feſt, daß etwas daran ſei. Zweimal im Wandel von fünfzehn Generationen hatten Kinder regierender Herren infolge irgendwelcher Zufälligkeiten auf andern Schlöſſern das Licht erblickt: mit beiden hatte es ein unnatürliches und nichtswürdiges Ende genommen. Aber von Heinrich dem Bußfertigen und Johann dem Gewalttätigen nebſt ihren lieblichen und ſtolzen Schweſtern bis auf Albrecht, den Vater des Großherzogs, und dieſen ſelbſt, Johann Albrecht III., waren alle Souveräne des Landes und ihre Geſchwiſter hier zur Welt gebracht worden, und vor ſechs Jahren war Dorothea mit ihrem erſten Sohne, dem Erbgroßherzog, hier niedergekommen ...

Übrigens war das Stammſchloß ein Zufluchtsort, ſo würdig als friedevoll. Als Sommerſitz mochte man ihm, der Kühle ſeiner Gemächer, des ſchattigen Reizes ſeiner Umgebung wegen, ſogar vor dem ſteif-lieblichen Hollerbrunn den Vorzug geben. Der Aufſtieg vom Städtchen, jene ein wenig grauſam gepflaſterte Gaſſe zwiſchen ärmlichen Heimſtätten und einer geborſtenen Mauerbrüſtung, durch maſſige Torwege bis zu der uralten Schenke und Fremdenherberge am Eingang zum Burghof, in deſſen Mitte das Steinbild Klaus Grimmbarts, des Erbauers, ſtand, war pittoresk, ohne bequem zu ſein. Aber ein an-

ſehnlicher Parkbeſitz bedeckte den Rücken des Schloßberges und leitete auf gemächlichen Wegen hinab in das waldige und ſanft gewellte Gelände, das voller Gelegenheit zu Wagenfahrten und ſtillem Luſtwandeln war.

Das Innere der Burg angehend, ſo war es zuletzt noch zu Beginn der Regierung Johann Albrechts III. einer umfaſſenden Auffriſchung und Verſchönerung unterzogen worden — mit einem Koſtenaufwand, der viel Gerede hervorgerufen hatte. Die Einrichtung der Wohngemächer war in einem zugleich ritterlichen und behaglichen Stil ergänzt und erneuert, die Wappenflieſen des „Gerichtsſaales" waren genau nach dem Muſter der alten wiederhergeſtellt worden. Die Vergoldung der verſchmitzten, in vielfachen Spielarten wechſelnden Kreuzbogengewölbe zeigte ſich glänzend aufgemuntert, alle Gemächer waren mit Parkett ausgeſtattet, und der große ſowohl wie der kleine Bankettſaal war durch die Künſtlerhand des Profeſſors von Lindemann, eines hervorragenden Akademikers, mit großen Wandmalereien geſchmückt worden, Darſtellungen aus der Geſchichte des landesherrlichen Hauſes, angefertigt in einer leuchtenden und glatten Manier, die fernab und ohne Ahnung von den unruhigen Bedürfniſſen jüngerer Schulen war. Es fehlte an nichts. Da die alten Kamine und ſeltſam bunten, in runden Terraſſen ſich deckenhoch aufbauenden Öfen der Burg nicht wohl verwendbar waren, ſo hatte man, im Hinblick auf die Möglichkeit eines winterlichen Aufenthaltes, ſogar Anthrazitöfen geſetzt.

Aber am Tage der zweiundſiebzig Schüſſe war beſte Jahreszeit, Spätfrühling, Frühſommer, Junianfang, ein Tag nach Pfingſten. Johann Albrecht, in aller Frühe telegraphiſch benachrichtigt, daß gegen Morgen die Geburt begonnen habe, traf um acht mit der unrentablen Lokal-

bahn auf Station Grimmburg ein, von drei oder vier offiziellen Persönlichkeiten, dem Bürgermeister, dem Amtsrichter, dem Pastor, dem Arzt des Städtchens, mit Segenswünschen empfangen, und begab sich sofort zu Wagen auf die Burg. In der Begleitung des Großherzogs langten der Staatsminister Doktor Baron Knobelsdorff und der Generaladjutant General der Infanterie Graf Schmettern an. Ein wenig später fanden sich noch zwei oder drei Minister, der Hofprediger Oberkirchenratspräsident D. Wislizenus, ein paar Herren mit Hof- und Oberhofchargen und ein noch jugendlicher Adjutant, Hauptmann von Lichterloh, auf dem Stammschloß ein. Obwohl der großherzogliche Leibarzt, Generalarzt Doktor Eschrich, sich bei der Wöchnerin befand, hatte Johann Albrecht die Laune, den jungen Ortsarzt, einen Doktor Sammet, der obendrein jüdischer Abstammung war, aufzufordern, ihn auf die Burg zu begleiten. Der schlichte, arbeitsame und ernste Mann, der alle Hände voll zu tun hatte und sich solche Auszeichnung nicht vermutend gewesen war, stammelte mehrmals: „Ganz gern ... ganz gern ...", was einiges Lächeln hervorrief.

Der Großherzogin diente als Schlafzimmer die „Brautkemenate", ein fünfeckiges, sehr bunt ausgemaltes Gemach, welches, im ersten Stockwerk gelegen, durch sein feierliches Fenster eine prangende Fernsicht über Wälder, Hügel und die Windungen des Stromes bot und rings mit einem Fries von medaillonförmigen Porträts geziert war, Bildnissen fürstlicher Bräute, die hier in alten Tagen des Gebieters geharrt hatten. Dort lag Dorothea; ein breites und starkes Band war um das Fußende ihres Bettes geschlungen, daran sie sich hielt wie ein Kind, das Kutschieren spielt, und ihr schöner, üppiger Körper tat harte Arbeit. Doktorin Gnadebusch, die Hebamme, eine sanfte und gelehrte Frau

mit kleinen feinen Händen und braunen Augen, die durch runde und dicke Brillengläser einen myſteriöſen Glanz erhielten, unterſtützte die Fürſtin, indem ſie ſagte:

„Nur feſt, nur feſt, Königliche Hoheit ... Es geht geſchwinde ... Es geht ganz leicht ... Das zweitemal ... das iſt nichts ... Geruhen: die Knie auseinander ... Und ſtets das Kinn auf die Bruſt ...“

Eine Wärterin, gleich ihr in ein weißes Leinen gekleidet, half ebenfalls und ging in den Pauſen auf leiſen Sohlen mit Gefäßen und Binden umher. Der Leibarzt, ein finſterer, ſchwarzgraubärtiger Mann, deſſen linkes Augenlid gelähmt ſchien, überwachte die Geburt. Er trug den Operationsmantel über ſeiner Generalarzt-Uniform. Zuweilen erſchien in der Kemenate, um ſich vom Fortſchreiten der Entbindung zu überzeugen, Dorotheas vertraute Oberhofmeiſterin, Freifrau von Schulenburg-Treſſen, eine beleibte und aſthmatiſche Dame von unterſtrichen ſpießbürgerlichem Äußern, die jedoch auf den Hofbällen eine Welt von Buſen zu entblößen pflegte. Sie küßte ihrer Herrin die Hand und kehrte zurück in ein entlegenes Gemach, wo ein paar magere Schlüſſeldamen mit dem dienſttuenden Kammerherrn der Großherzogin, einem Grafen Windiſch, plauderten. — Doktor Sammet, der das Linnengewand wie einen Domino über ſeinen Frack gezogen hatte, verharrte in beſcheidener und aufmerkſamer Haltung am Waſchtiſch.

Johann Albrecht hielt ſich in einem zur Arbeit und Kontemplation einladenden Gewölbe auf, das von der „Braukemenate“ nur durch das ſogenannte Friſierkabinett und einen Durchgangsraum getrennt war. Es führte den Namen einer Bibliothek, im Hinblick auf mehrere handſchriftliche Folianten, die ſchräg auf dem wuchtigen Schranke lehnten und die Geſchichte der Burg enthielten. Das Ge-

mach war als Schreibzimmer eingerichtet. Globen ſchmückten die Wandborte. Durch das Bogenfenſter, das geöffnet ſtand, wehte der ſtarke Wind der Höhe. Der Großherzog hatte ſich Tee ſervieren laſſen, Kammerdiener Prahl hatte ſelbſt das Geſchirr gebracht; aber es ſtand vergeſſen auf der Platte des Sekretärs, und Johann Albrecht ſchritt in einem raſtloſen, unangenehm angeſpannten Zuſtande von einem Winkel in den anderen. Sein Gang war vom unaufhörlichen Knarren ſeiner Lackſtiefel begleitet. — Flügeladjutant von Lichterloh horchte darauf, indem er ſich in dem beinahe leeren Durchgangszimmer langweilte.

Die Miniſter, der Generaladjutant, der Hofprediger und die Hofchargen, neun oder zehn Herren, warteten in den Repräſentationsräumen des Hoch-Erdgeſchoſſes. Sie wanderten durch den großen und den kleinen Bankettſaal, wo zwiſchen den Lindemannſchen Gemälden Arrangements von Fahnen und Waffen hingen; ſie lehnten an den ſchaftartigen Pfeilern, die ſich über ihnen zu bunten Gewölben entfalteten; ſie ſtanden vor den deckenhohen und ſchmalen Fenſtern und blickten durch die in Blei gefaßten Scheibchen hinab über Fluß und Städtchen; ſie ſaßen auf den Steinbänken, die um die Wände liefen, oder auf Seſſeln vor den Kaminen, deren gotiſche Dächer von lächerlich kleinen gebückt ſchwebenden und fratzenhaften Kerlchen aus Stein getragen wurden. Der heitere Tag machte den Treſſenbeſatz der Uniformen, die Ordensſterne auf den wattierten Bruſtwölbungen, die breiten Goldſtreifen an den Beinkleidern der Würdenträger erglitzern.

Man unterhielt ſich ſchlecht. Beſtändig hoben ſich Dreimaſter und weißbekleidete Hände vor Münder, die ſich krampfhaft öffneten. Faſt alle Herren hatten Tränen in den Augen. Mehrere hatten nicht Zeit gefunden zu früh-

ſtücken. Einige ſuchten Zerſtreuung, indem ſie das Operationsbeſteck und das kugelförmige, in Leder gehüllte Chloroformgefäß, das Generalarzt Eſchrich hier für alle Fälle niedergelegt hatte, einem furchtſamen Studium unterzogen. Nachdem Oberhofmarſchall von Bühl zu Bühl, ein ſtarker Mann mit ſchwänzelnden Bewegungen, einem braunen Tupee, goldenem Zwicker und langen gelben Fingernägeln, in ſeiner abgeriſſen plappernden Art mehrere Geſchichten erzählt hatte, machte er in einem Lehnſtuhl von ſeiner Gabe Gebrauch, mit offenen Augen zu ſchlafen — regloſen Blicks und in beſter Haltung das Bewußtſein von Zeit und Raum zu verlieren, ohne die Würde des Ortes im mindeſten zu verletzen.

Doktor von Schröder, Miniſter der Finanzen und der Landwirtſchaft, hatte an dieſem Tage ein Geſpräch mit dem Staatsminiſter Doktor Baron Knobelsdorff, Miniſter des Inneren, des Äußeren und des großherzoglichen Hauſes. Es war eine ſprunghafte Plauderei, die mit einer Kunſtbetrachtung anhob, zu finanziellen und ökonomiſchen Fragen überging, eines hohen Hofbeamten in ziemlich abfälligem Sinne gedachte und ſich auch mit den Perſonen der allerhöchſten Herrſchaften beſchäftigte. Sie begann, als die Herren, die Hände mit ihren Hüten auf dem Rücken, vor einem der Gemälde im Großen Bankettſaal ſtanden, und beide dachten mehr dabei, als ſie ausſprachen. Der Finanzminiſter ſagte: „Und dies? Was iſt das? Was paſſiert da? Exzellenz ſind ſo orientiert ...“

„Oberflächlich. Es iſt die Belehnung zweier jugendlicher Prinzen des Hauſes durch ihren Oheim, den römiſchen Kaiſer. Exzellenz ſehen da die beiden jungen Herren knien und in großer Zeremonie ihren Eid auf das Schwert des Kaiſers leiſten ...“

„Schön, ungewöhnlich schön! Welche Farben! Blendend. Was für reizende goldene Locken die Prinzen haben! Und der Kaiser ... es ist der Kaiser, wie er im Buche steht! Ja, dieser Lindemann verdient die Auszeichnungen, die ihm zuteil geworden sind."

„Durchaus. Die ihm zuteil geworden sind, die verdient er."

Doktor von Schröder, ein langer Mann mit weißem Bart, einer zart gebauten goldenen Brille auf der weißen Nase, einem kleinen Bauch, der sich unvermittelt unter dem Magen erhob, und einem Wulstnacken, der den gestickten Stehkragen seines Fracks überquoll, blickte, ohne die Augen von dem Bilde zu wenden, ein wenig zweifelhaft drein, von einem Mißtrauen berührt, das ihn zuzeiten im Gespräch mit dem Baron überkam. Dieser Knobelsdorff, dieser Günstling und höchste Beamte war so vieldeutig ... Zuweilen waren seine Äußerungen, seine Erwiderungen von einem ungreifbaren Spott umspielt. Er war weit gereist, er kannte den Erdball, er war so mannigfach unterrichtet, auf eine befremdende und freie Art interessiert. Dennoch war er korrekt. Herr von Schröder verstand sich nicht völlig auf ihn. Bei aller Übereinstimmung war es nicht möglich, sich ganz im Einverständnis mit ihm zu fühlen. Seine Meinungen waren voll heimlicher Reserve, seine Urteile von einer Duldsamkeit, die in Unruhe ließ, ob sie Gerechtigkeit oder Geringschätzung bedeute. Aber das Verdächtigste war sein Lächeln, ein Augenlächeln ohne Anteil des Mundes, das vermöge strahlenförmig an den äußeren Augenwinkeln angeordneter Fältchen zu entstehen schien oder umgekehrt mit der Zeit diese Fältchen hervorgerufen hatte ... Baron Knobelsdorff war jünger als der Finanzminister, ein Mann in den besten Jahren damals, obwohl

sein gestutzter Schnurrbart und sein glatt in der Mitte gescheiteltes Haupthaar schon leicht ergraut waren — untersetzt übrigens, kurzhalsig und von dem Kragen seines bis zum Saume betreßten Hofkleides sichtlich beengt. Er überließ Herrn von Schröder einen Augenblick seiner Ratlosigkeit und fuhr dann fort: „Nur wäre vielleicht im Interesse einer löblichen Hoffinanzdirektion zu wünschen, daß der berühmte Mann sich ein wenig mehr mit Sternen und Titeln begnügte, und ... roh gesprochen, was mag dieses gefällige Bildwerk gekostet haben?"

Herr von Schröder gewann wieder Leben. Der Wunsch, die Hoffnung, sich mit dem Baron zu verständigen, dennoch zur Intimität und vertraulichen Einhelligkeit mit ihm zu gelangen, machte ihn eifrig.

„Genau mein Gedanke!" sagte er, indem er sich wandte, um den Gang durch die Säle wieder aufzunehmen. „Exzellenz nehmen mir die Frage vom Munde. Was mag für diese ‚Belehnung' bezahlt worden sein? Was für die übrige Farbenpracht hier an den Wänden? Denn in summa hat die Restauration der Burg vor sechs Jahren eine Million gekostet."

„Schlecht gerechnet."

„Rund und nett! Und diese summa geprüft und genehmigt vom Oberhofmarschall von Bühl zu Bühl, der sich dort hinten seiner angenehmen Katalepsie überläßt, geprüft, genehmigt und ausgekehrt vom Hoffinanzdirektor Grafen Trümmerhauff ..."

„Ausgekehrt oder schuldig geblieben."

„Eins von beiden! ... Diese summa, sage ich, auferlegt und zugemutet einer Kasse, einer Kasse ..."

„Mit einem Worte: der Kasse der großherzoglichen Vermögensverwaltung."

„Exzellenz wiſſen ſo gut wie ich, was Sie damit ſagen. Nein, mir wird kalt ... ich beſchwöre, daß ich weder ein Knicker noch ein Hypochonder bin, aber mir wird kalt in der Herzgrube bei der Vorſtellung, daß man im Angeſicht der waltenden Verhältniſſe gelaſſenen Sinnes eine Million hinwirft — wofür? für ein Nichts, eine hübſche Grille, für die glänzende Inſtandſetzung des Stammſchloſſes, auf dem geboren werden muß ..."

Herr von Knobelsdorff lachte: „Ja, mein Gott, die Romantik iſt ein Luxus, ein koſtſpieliger! Exzellenz, ich bin Ihrer Meinung — ſelbſtverſtändlich. Aber bedenken Sie, daß zuletzt der ganze Mißſtand fürſtlicher Wirtſchaft in dieſem romantiſchen Luxus ſeinen Grund hat. Das Übel fängt an damit, daß die Fürſten Bauern ſind; ihre Vermögen beſtehen aus Grund und Boden, ihre Einkünfte aus landwirtſchaftlichen Erträgniſſen. Heutzutage ... Sie haben ſich bis zum heutigen Tage noch nicht entſchließen können, Induſtrielle und Finanzleute zu werden. Sie laſſen ſich mit bedauerlicher Hartnäckigkeit von gewiſſen obſoleten und ideologiſchen Grundbegriffen leiten, wie zum Beiſpiel den Begriffen der Treue und Würde. Der fürſtliche Beſitz iſt durch Treue — fideikomiſſariſch — gebunden. Vorteilhafte Veräußerungen ſind ausgeſchloſſen. Hypothekariſche Verpfändung, Kreditbeſchaffung zum Zwecke wirtſchaftlicher Verbeſſerungen ſcheint ihnen unzuläſſig. Die Adminiſtration iſt in der freien Ausnutzung geſchäftlicher Konjunkturen ſtreng gehindert — durch Würde. Verzeihung, nicht wahr! Ich ſage Ihnen Fibelwahrheiten. Wer ſo ſehr wie dieſe Menſchenart auf gute Haltung ſieht, kann und will mit der Freizügigkeit und ungehemmten Initiative minder eigenſinniger und ideell verpflichteter Geſchäftsleute natürlich nicht Schritt halten. Nun denn,

was will gegenüber dieſem negativen Luxus die poſitive Million bedeuten, die man einer hübſchen Grille wegen, um Eurer Exzellenz Ausdruck zu wiederholen, geopfert hat? Wenn es mit dieſer einen ſein Bewenden hätte! Aber da haben wir die regelmäßige Koſtenlaſt einer leidlich würdigen Hofhaltung. Da ſind die Schlöſſer und ihre Parks zu unterhalten, Hollerbrunn, Monbrillant, Jägerpreis, nicht wahr ... Eremitage, Delphinenort, Faſanerie und die anderen ... ich vergeſſe Schloß Segenhaus und die Ruine Haderſtein ... vom Alten Schloſſe zu ſchweigen ... Sie werden ſchlecht unterhalten, aber es iſt ein Poſten ... Da iſt das Hoftheater, die Galerie, die Bibliothek zu unterſtützen. Da ſind hundert Ruhegehälter zu zahlen — auch ohne Rechtspflicht, aus Treue und Würde. Und auf welch fürſtliche Art der Großherzog bei der letzten Überſchwemmung eingeſprungen iſt ... Aber das iſt eine Rede, die ich da halte!"

„Eine Rede," ſagte der Finanzminiſter, „mit der Eure Exzellenz mir zu opponieren gedachten, während Sie mich damit unterſtützen. — Teuerſter Baron" — und hierbei legte Herr von Schröder die Hand aufs Herz —, „ich gebe mich der Sicherheit hin, daß über meine Geſinnung, meine loyale Geſinnung zwiſchen Ihnen und mir jedes Mißverſtändnis ausgeſchloſſen iſt. Der König kann nicht unrecht tun ... Die höchſte Perſon iſt über jeden Vorwurf erhaben. Aber eine Schuld ... ach, ein doppelſinniges Wort! ... eine Schuld iſt vorhanden, und ich wälze ſie ohne Zögern auf den Grafen Trümmerhauff. Daß die früheren Inhaber ſeines Poſtens ihre Souveräne über die materielle Lage des Hofes hinwegtäuſchten, lag im Geiſte der Zeiten und war verzeihlich. Das Verhalten des Grafen Trümmerhauff iſt es nicht mehr. Ihm, in ſeiner Eigenſchaft als Hoffinanz-

direktor, hätte es obgelegen, der herrſchenden ... Sorgloſigkeit Einhalt zu tun, ihm würde es heute noch obliegen, Seine Königliche Hoheit rückhaltlos zu belehren ..."

Herr von Knobelsdorff lächelte mit emporgezogenen Brauen.

„Wirklich?" ſagte er. „Es iſt alſo Eurer Exzellenz Anſchauung, daß die Ernennung des Grafen zu dieſem Ende erfolgt iſt? Und ich, ich male mir das berechtigte Erſtaunen dieſes Edelmannes aus, wenn Sie ihm Ihre Auffaſſung der Dinge darlegten. Nein, nein ... Exzellenz dürfen ſich nicht darüber täuſchen, daß dieſe Ernennung eine ganz gemeſſene Willensäußerung Seiner Königlichen Hoheit in ſich ſchloß, die der Ernannte als Erſter zu achten hatte. Sie bedeutete nicht nur ein Ich-weiß-nichts, ſondern auch ein Ich-will-nichts-wiſſen. Man kann eine ausſchließlich dekorative Perſönlichkeit und dennoch befähigt ſein, dies zu begreifen ... Im übrigen ... aufrichtig ... wir alle haben es begriffen. Und für uns alle gilt zuletzt nur ein mildernder Umſtand: dieſer, daß in der Welt kein Fürſt lebt, zu dem von ſeinen Schulden zu ſprechen eine fatalere Sache wäre als zu Seiner Königlichen Hoheit. Unſer Herr hat in ſeinem Weſen ein Etwas, das einem ſolche Mesquinerien auf der Lippe erſterben läßt ..."

„Sehr wahr. Sehr wahr", ſagte Herr von Schröder. Er ſeufzte und ſtreichelte gedankenvoll den Schwanbeſatz ſeines Hutes. Die beiden Herren ſaßen, einander halb zugewandt, an erhöhtem Ort, einem Fenſterplatz in geräumiger Niſche, an welcher draußen ein ſchmaler Steingang vorbeilief, eine Art Galerie, die durch ſpitze Bogen den Blick auf das Städtchen freigab. Herr von Schröder ſagte wieder:

„Sie antworten mir, Baron, Sie ſcheinen mir zu widerſprechen, und Ihre Worte ſind im Inneren ungläubiger und bitterer als die meinen.“

Herr von Knobelsdorff ſchwieg mit einer vagen und anheimgebenden Geſte.

„Es mag ſein“, ſagte der Finanzminiſter und nickte trübe auf ſeinen Hut hinunter. „Exzellenz mögen recht haben. Vielleicht ſind wir alle ſchuldig, wir und unſere Vorgänger. Was hätte nicht alles verhindert werden müſſen! Sehen Sie, Baron, einmal, es iſt zehn Jahre her, bot ſich eine Gelegenheit, die Finanzen des Hofes zu ſanieren, zu beſſern auch nur, wenn Sie wollen. Sie iſt verſäumt worden. Wir verſtehen einander. Der Großherzog hatte es damals, beſtrickender Mann, der er iſt, in der Hand, die Verhältniſſe durch eine Heirat, die von einem geſunden Standpunkt hätte glänzend genannt werden können, zu rangieren. Statt deſſen ... meine perſönlichen Empfindungen beiſeite ... aber ich vergeſſe niemals die Jammermiene, mit der man im ganzen Lande die Ziffer der Mitgift nannte ...“

„Die Großherzogin“, ſagte Herr von Knobelsdorff, und die Fältchen an ſeinen Augenwinkeln verſchwanden faſt ganz, „iſt eine der ſchönſten Frauen, die ich je geſehen habe.“

„Eine Erwiderung, die Eurer Exzellenz zu Geſichte ſteht. Eine äſthetiſche Erwiderung. Eine Erwiderung, die Stich halten würde, auch wenn die Wahl Seiner Königlichen Hoheit, wie die ſeines Bruders Lambert auf ein Mitglied des Hofballetts gefallen wäre ...“

„Oh, da beſtand keine Gefahr. Der Geſchmack des Herrn iſt ſchwer zu befriedigen, er hat es gezeigt. Seine Bedürfniſſe haben immer das Gegenſtück zu jenem Mangel

an Wahl gebildet, den Prinz Lambert zeit ſeines Lebens an den Tag gelegt hat. Er hat ſich ſpät zur Ehe entſchloſſen. Man hatte die Hoffnung auf direkte Nachkommenſchaft nachgerade aufgegeben. Man bequemte ſich wohl oder übel, in dem Prinzen Lambert, über deſſen ... Indisponiertheit wir einig ſein werden, den Thronerben zu ſehen. Da, wenige Wochen nach ſeiner Thronbeſteigung lernt Johann Albrecht die Prinzeſſin Dorothea kennen, er ruft aus: Dieſe oder keine! und das Großherzogtum hat eine Landesmutter. Exzellenz erwähnten der bedenklichen Mienen, die entſtanden, als die Ziffer der Mitgift bekannt wurde — Sie erwähnten nicht des Jubels, der gleichwohl herrſchte. Eine arme Prinzeſſin, allerdings. Aber iſt die Schönheit, ſolche Schönheit, eine beglückende Macht nicht? Unvergeßlich ihr Einzug! Sie war geliebt, als ihr erſtes Lächeln über das ſchauende Volk hinflog. Exzellenz müſſen mir geſtatten, mich wieder einmal zu dem Glauben an den Idealismus des Volkes zu bekennen. Das Volk will ſein Beſtes, ſein Höheres, ſeinen Traum, will irgend etwas wie ſeine Seele in ſeinen Fürſten dargeſtellt ſehen — nicht ſeinen Geldbeutel. Den zu repräſentieren ſind andere Leute da ..."

„Sie ſind nicht da. Bei uns nicht da."

„Ein bedauerliches Faktum für ſich. Die Hauptſache: Dorothea hat uns einen Thronfolger beſchert ..."

„In dem der Himmel einigen Zahlenſinn entwickeln möge!"

„Einverſtanden ..."

Hier endete das Geſpräch der beiden Miniſter. Es brach ab, es wurde unterbrochen, und zwar dadurch, daß Flügeladjutant von Lichterloh die glücklich vollzogene Entbindung

meldete. Eine Bewegung entstand im kleinen Bankettsaal, und alle Herren fanden sich plötzlich dort zusammen. Die eine der großen geschnitzten Türen war lebhaft geöffnet worden, und der Adjutant stand im Saale. Er hatte ein gerötetes Gesicht, blaue Soldatenaugen, einen flächsernen gesträubten Schnurrbart und silberne Gardetressen an seinem Kragen. Bewegt und ein wenig außer sich, wie ein Mann, der von tödlicher Langeweile erlöst und einer freudigen Nachricht voll ist, setzte er sich im Gefühl des außerordentlichen Augenblicks keck über Form und Vorschrift hinweg. Er salutierte lustig, indem er mit gespreiztem Ellenbogen den Griff seines Säbels beinahe zur Brusthöhe hinaufzog, und rief mit übermütigem Schnarren: „Melde gehorsamst: Ein Prinz!"

„A la bonne heure", sagte Generaladjutant Graf Schmettern.

„Erfreulich, sehr erfreulich, das nenne ich höchst erfreulich!" sagte Oberhofmarschall von Bühl zu Bühl in seiner plappernden Art; er war sofort ins Bewußtsein zurückgekehrt

Oberkirchenratspräsident D. Wislizenus, ein glattgesichtiger Herr von schöner Turnüre, der als Sohn eines Generals und dank seiner persönlichen Distinktion in verhältnismäßig jungen Jahren zu seiner hohen Würde gelangt war, und auf dessen seidigem schwarzen Rock sich ein Ordensstern wölbte, faltete seine weißen Hände unterhalb der Brust und sagte mit wohllautender Stimme: „Gott segne Seine Großherzogliche Hoheit!"

„Sie vergessen, Herr Hauptmann," sagte Herr von Knobelsdorff lächelnd, „daß Sie mit Ihren Konstatierungen in meine Rechte und Pflichten eingreifen. Bevor ich nicht über die Sachlage gründlichste Erhebungen an-

gestellt, bleibt die Frage, ob Prinz oder Prinzessin, durchaus unentschieden . . ."

Man lachte hierüber, und Herr von Lichterloh antwortete: „Zu Befehl, Exzellenz! Ich habe denn auch die Ehre, Euere Exzellenz in höchstem Auftrage zu ersuchen . ."

Diese Wechselrede bezog sich auf des Staatsministers Eigenschaft als Standesbeamter des großherzoglichen Hauses, in welcher Eigenschaft er berufen und gehalten war, das Geschlecht des fürstlichen Kindes nach eigenem Augenschein festzustellen und amtlich aufzunehmen. Herr von Knobelsdorff erledigte diese Formalität in dem sogenannten Frisierkabinett, wo das Neugeborene gebadet worden war, verweilte sich aber länger dort, als er selbst erwartet hatte, nachträglich stutzig gemacht und angehalten durch eine peinliche Beobachtung, über die er zunächst gegen jedermann, ausgenommen gegen die Hebamme, Stillschweigen bewahrte.

Die Doktorin Gnadebusch enthüllte ihm das Kind, und ihre hinter den dicken Brillengläsern geheimnisvoll glänzenden Augen gingen zwischen dem Staatsminister und dem kleinen kupferfarbenen und mit einem — nur einem — Händchen blindlings greifenden Wesen hin und her, als wollte sie fragen: „Stimmt es?" — Es stimmte, Herr von Knobelsdorff war befriedigt, und die weise Frau hüllte das Kind wieder ein. Aber auch dann noch ließ sie nicht ab, auf den Prinzen nieder und zu dem Baron emporzublicken, bis sie seine Augen dorthin gelenkt hatte, wo sie sie haben wollte. Die Fältchen an seinen Augenwinkeln verschwanden, er zog die Brauen zusammen, prüfte, verglich, betastete, untersuchte den Fall zwei, drei Minuten lang und fragte schließlich: „Hat der Großherzog das schon gesehen?"

„Nein, Exzellenz.“

„Wenn der Großherzog das sieht,“ sprach Herr von Knobelsdorff, „so sagen Sie ihm, daß es sich auswächst.“

Und den Herren im Hoch-Erdgeschoß berichtete er: „Ein kräftiger Prinz!“

Aber zehn oder fünfzehn Minuten nach ihm machte auch der Großherzog die mißliche Entdeckung — das war unvermeidlich und hatte für Generalarzt Eschrich eine kurze, außerordentlich unangenehme Szene zur Folge, für den Grimmburger Doktor Sammet aber eine Unterredung mit dem Großherzog, die ihn sehr in dessen Achtung steigen ließ und ihm in seiner späteren Laufbahn von Nutzen war. Kurz zusammengefaßt, ging dies alles vor sich wie folgt.

Während der Nachgeburt hatte Johann Albrecht sich wieder in der „Bibliothek“ aufgehalten und sich dann einige Zeit, Hand in Hand mit seiner Gemahlin, am Wochenbette verweilt. Hierauf begab er sich in das „Frisierkabinett“, wo der Säugling nun in seinem hohen, zierlich vergoldeten und halb von einer blauseidenen Gardine umhüllten Bettchen lag, und ließ sich in einem rasch herzugezogenen Armstuhl zur Seite seines kleinen Sohnes nieder. Aber während er saß und das schlummernde Kind betrachtete, geschah es, daß er wahrnahm, was man ihm gern noch verhehlt hätte. Er zog die Decke weiter zurück, verfinsterte sich und tat dann alles, was vor ihm Herr von Knobelsdorff getan hatte, sah nacheinander die Doktorin Gnadebusch und die Wärterin an, die verstummten, warf einen Blick auf die angelehnte Tür zur Kemenate und kehrte erregten Schrittes in die Bibliothek zurück.

Hier ließ er sofort die silberne, mit einem Adler geschmückte Druckglocke ertönen, die auf dem Schreibtisch

ſtand, und ſagte zu Herrn von Lichterloh, der klirrend eintrat, ſehr kurz und kalt: „Ich erſuche Herrn Eſchrich.“

Wenn der Großherzog auf eine Perſon ſeiner Umgebung zornig war, ſo pflegte er den Betreffenden für den Augenblick all ſeiner Titel und Würden zu entkleiden und ihm nichts als ſeinen nackten Namen zu laſſen.

Der Flügeladjutant klirrte aufs neue mit ſeinen Sporen und zog ſich zurück. Johann Albrecht ſchritt ein paarmal heftig knarrend durch das Gemach und nahm dann, als er hörte, daß Herr von Lichterloh den Befohlenen in das Vorzimmer einführte, am Schreibtiſch Audienzhaltung an.

Wie er daſtand, den Kopf herriſch ins Halbprofil gewandt, die Linke, die den mit Atlas ausgeſchlagenen Gehrock von der weißen Weſte hinwegraffte, feſt in die Hüfte geſtemmt, glich er genau ſeinem Porträt von der Hand des Profeſſors von Lindemann, welches, als Gegenſtück zu dem Dorotheas, im Reſidenzſchloß im „Saal der zwölf Monate“ zur Seite des großen Spiegels über dem Kamine hing und von dem zahlloſe Nachbildungen, Photographien und illuſtrierte Poſtkarten im Publikum verbreitet waren. Der Unterſchied war nur der, daß Johann Albrecht auf jenem Bildnis von heldiſcher Figur erſchien, während er in Wirklichkeit kaum mittelgroß war. Seine Stirne war hoch vor Kahlheit, und unter ergrauten Brauen blickten ſeine blauen Augen, matt umſchattet, mit einem müden Hochmut ins Weite. Er hatte die breiten, ein wenig zu hoch ſitzenden Wangenknochen, die ein Merkmal ſeines Volkes waren. Sein Backenbart und das Bärtchen an der Unterlippe waren grau, der gedrehte Schnurrbart beinahe ſchon weiß. Von den geblähten Flügeln ſeiner gedrungenen, aber vornehm gebogenen Naſe liefen zwei ungewöhnlich tief ſchürfende Furchen ſchräg in den Bart hinab. In dem

Ausſchnitt ſeiner Pikeeweſte leuchtete das zitronengelbe Band des Hausordens zur Beſtändigkeit. Im Knopfloch trug der Großherzog ein Nelkenſträußchen.

Generalarzt Eſchrich war mit tiefer Verbeugung eingetreten. Er hatte ſein Operationsgewand abgelegt. Sein gelähmtes Augenlid hing ſchwerer als ſonſt über den Augapfel hinab. Er machte einen finſteren und unſeligen Eindruck.

Der Großherzog, die Linke in der Hüfte, warf den Kopf zurück, ſtreckte die Rechte aus und bewegte ſie, die Handfläche nach oben, mehrmals kurz und ungeduldig in der Luft hin und her.

„Ich erwarte eine Erklärung, eine Rechtfertigung, Herr Generalarzt", ſagte er mit vor Gereiztheit ſchwankender Stimme. „Sie werden die Güte haben, mir Rede zu ſtehen. Was iſt das mit dem Arm des Kindes?"

Der Leibarzt hob ein wenig die Arme — eine ſchwache Geſte der Ohnmacht und der Schuldloſigkeit. Er ſagte:

„Geruhen Königliche Hoheit ... Ein unglücklicher Zufall. Ungünſtige Umſtände während der Schwangerſchaft Ihrer Königlichen Hoheit ..."

„Das ſind Phraſen!" Der Großherzog war ſo erregt, daß er eine Rechtfertigung nicht einmal wünſchte, ſie geradezu verhinderte. „Ich bemerke Ihnen, mein Herr, daß ich außer mir bin. Unglücklicher Zufall! Sie hatten unglückliche Zufälle hintanzuhalten ..."

Der Generalarzt ſtand in halber Verneigung da und ſprach mit unterwürfig geſenkter Stimme auf den Fußboden hinab.

„Ich bitte gehorſamſt, erinnern zu dürfen, daß ich zum wenigſten nicht allein die Verantwortung trage. Geheimrat Grasanger hat Ihre Königliche Hoheit unterſucht — eine

gynäkologiſche Autorität . . . Aber niemanden kann in dieſem Falle Verantwortung treffen . . ."

„Niemanden . . . Ah! Ich erlaube mir, Sie verantwortlich zu machen . . . Sie ſtehen mir ein . . . Sie haben die Schwangerſchaft überwacht, die Entbindung geleitet. Ich habe auf die Kenntniſſe gebaut, die Ihrem Range entſprechen, Herr Generalarzt, ich habe in Ihre Erfahrung Vertrauen geſetzt. Ich bin ſchwer getäuſcht, ſchwer enttäuſcht. Der Erfolg Ihrer Gewiſſenhaftigkeit beſteht darin, daß ein . . . krüppelhaftes Kind ins Leben tritt . . ."

„Wollen Königliche Hoheit allergnädigſt erwägen . . ."

„Ich habe erwogen. Ich habe gewogen und zu leicht befunden. Ich danke!"

Generalarzt Eſchrich entfernte ſich rückwärts, in gebeugter Haltung. Im Vorzimmer zuckte er die Achſeln, ſehr rot im Geſicht. Der Großherzog ſchritt wieder in der „Bibliothek" auf und ab, knarrend in ſeinem fürſtlichen Zorn, unbillig, unbelehrt und töricht in ſeiner Einſamkeit. Sei es aber, daß er den Leibarzt noch weiter zu kränken wünſchte oder daß er es bereute, ſich ſelbſt um jede Aufklärung gebracht zu haben — nach zehn Minuten trat das Unerwartete ein, daß der Großherzog durch Herrn von Lichterloh den jungen Doktor Sammet zu ſich in die „Bibliothek" befehlen ließ.

Der Doktor, als er die Nachricht empfing, ſagte wieder: „Ganz gern . . . ganz gern . . ." und verfärbte ſich ſogar ein wenig, benahm ſich dann aber ausgezeichnet. Zwar beherrſchte er die Form nicht völlig und verbeugte ſich zu früh, ſchon in der Tür, ſo daß der Adjutant dieſe nicht hinter ihm ſchließen konnte und ihm die Bitte zuraunen mußte, weiter vorzutreten; dann aber ſtand er frei und an-

genehm da und antwortete befriedigend, obgleich er die Gewohnheit zeigte, beim Sprechen ein wenig ſchwer, mit zögernden Vorlauten anzuſetzen und häufig, wie zu ſchlichter Bekräftigung, ein „Ja“ zwiſchen ſeinen Sätzen einzuſchalten. Er trug ſein dunkelblondes Haar bürſtenartig beſchnitten und den Schnurrbart ſorglos hängend. Kinn und Wangen waren ſauber raſiert und ein wenig wund davon. Er hielt den Kopf leicht ſeitwärts geneigt, und der Blick ſeiner grauen Augen ſprach von Klugheit und tätiger Sanftmut. Seine Naſe, zu flach auf den Schnurrbart abfallend, deutete auf ſeine Herkunft hin. Er hatte zum Frack eine ſchwarze Halsbinde angelegt, und ſeine gewichſten Stiefel waren von ländlichem Zuſchnitt. Eine Hand an ſeiner ſilbernen Uhrkette, hielt er den Ellenbogen dicht am Oberkörper. Redlichkeit und Sachlichkeit waren in ſeiner Erſcheinung ausgedrückt; ſie erweckte Vertrauen.

Der Großherzog redete ihn ungewöhnlich gnädig an, ein wenig in der Art eines Lehrers, der einen ſchlechten Schüler geſcholten hat und ſich in plötzlicher Milde zu einem anderen wendet.

„Herr Doktor, ich habe Sie bitten laſſen ... Ich wünſche Auskunft von Ihnen in betreff dieſer Erſcheinung an dem Körper des neugeborenen Prinzen ... Ich nehme an, daß ſie Ihnen nicht entgangen iſt ... Ich ſtehe vor einem Rätſel ... einem äußerſt ſchmerzlichen Rätſel ... Mit einem Wort, ich bitte um Ihre Anſicht.“ Und der Großherzog, die Stellung wechſelnd, endete mit einer vollkommen ſchönen Handbewegung, die dem Doktor das Wort ließ.

Doktor Sammet ſah ihm ſtill und aufmerkſam zu, wartete gleichſam ab, bis der Großherzog mit ſeinem ganzen fürſtlichen Benehmen fertig war. Dann ſagte er: „Ja. — Es handelt ſich alſo um einen Fall, der zwar nicht all-

zuhäufig eintritt, der uns aber doch wohlbekannt und vertraut iſt. Ja. Es iſt im weſentlichen ein Fall von Atrophie."

„Ich muß bitten ... ‚Atrophie' ..."

„Verzeihung, Königliche Hoheit. Ich meine von Verkümmerung. Ja."

„Sehr richtig. Verkümmerung. Das trifft zu. Die linke Hand iſt verkümmert. Aber das iſt unerhört! Ich begreife das nicht! Niemals iſt dergleichen in meiner Familie vorgekommen. Man ſpricht neuerdings von Vererbung ..."

Wieder betrachtete der Doktor ſtill und aufmerkſam dieſen entrückten und gebietenden Herrn, zu dem ganz kürzlich die Kunde gedrungen war, daß man neuerdings von Vererbung ſpreche. Er antwortete einfach: „Verzeihung, Königliche Hoheit; aber von Vererbung kann in dem vorliegenden Fall auch gar nicht die Rede ſein."

„Ach! Wirklich nicht!" ſagte der Großherzog ein wenig ſpöttiſch. „Ich empfinde das als Genugtuung. Aber wollen Sie mir freundlichſt ſagen, wovon denn eigentlich die Rede ſein kann."

„Ganz gern, Königliche Hoheit. Die Mißbildung hat eine rein mechaniſche Urſache, ja. Sie iſt bewirkt worden durch eine mechaniſche Hemmung während der Entwicklung des Fruchtkeimes. Solche Mißbildungen nennen wir Hemmungsbildungen, ja.

Der Großherzog horchte mit einem ängſtlichen Ekel; er fürchtete ſichtlich die Wirkung jedes neuen Wortes auf ſeine Empfindlichkeit. Er hielt die Brauen zuſammengezogen und den Mund geöffnet; ſeine beiden in den Bart verlaufenden Furchen ſchienen noch tiefer dadurch. Er ſagte: „Hemmungsbildungen ... Aber wie in aller Welt ... ich kann nicht zweifeln, daß jede Sorgfalt angewandt worden iſt ..."

„Hemmungsbildungen," antwortete Doktor Sammet, „können auf verschiedene Weise entstehen. Aber man kann mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß in unserem Falle... in diesem Falle das Amnion die Schuld trägt."

„Ich muß bitten ... ‚Das Amnion' ..."

„Das ist eine der Eihäute, Königliche Hoheit. Ja. Und unter gewissen Umständen kann sich die Abhebung dieser Eihaut vom Embryo verzögern und so schwerfällig vor sich gehen, daß sich Fäden und Stränge zwischen beiden auszielen ... amniotische Fäden, wie wir sie nennen, ja. Diese Fäden können gefährlich werden, denn sie können ganze Gliedmaßen des Kindes umschlingen und umschnüren, können zum Beispiel einer Hand völlig die Lebenswege unterbinden und sie allenfalls amputieren, ja."

„Mein Gott ... amputieren. Man muß also noch dankbar sein, daß es nicht zu einer Amputation der Hand gekommen ist?"

„Das hätte geschehen können. Ja. Aber es hat mit einer Abschnürung und infolge davon mit einer Atrophie sein Bewenden gehabt."

„Und das war nicht zu erkennen, nicht vorauszusehen, nicht zu verhindern?"

„Nein, Königliche Hoheit. Durchaus nicht. Es steht ganz fest, daß niemanden irgendwelches Verschulden trifft. Solche Hemmungen tun im Verborgenen ihr Werk. Wir sind ohnmächtig ihnen gegenüber. Ja."

„Und die Mißbildung ist unheilbar? Die Hand wird verkümmert bleiben?"

Doktor Sammet zögerte, er sah den Großherzog gütig an.

„Ein völliger Ausgleich wird sich nicht herstellen, das nicht", sagte er behutsam. „Aber auch die verkümmerte

Hand wird sich doch verhältnismäßig ein wenig entwickeln, o ja, das immerhin ..."

„Wird sie brauchbar sein? Gebrauchsfähig? Beispielsweise ... zum Halten des Zügels oder zu Handbewegungen, wie man sie macht ..."

„Brauchbar ... ein wenig .. Vielleicht nicht sehr. Auch ist ja die rechte Hand da, die ganz gesund ist."

„Wird es sehr sichtbar sein?" fragte der Großherzog und forschte sorgenvoll in Doktor Sammets Gesicht ... „Sehr auffällig? Wird es die Gesamterscheinung sehr beeinträchtigen, meinen Sie?"

„Viele Leute", antwortete Doktor Sammet ausweichend, „leben und wirken unter schwereren Beeinträchtigungen. Ja."

Der Großherzog wandte sich ab und tat einen Gang durch das Gemach Doktor Sammet machte ihm ehrerbietig Platz dazu, indem er sich bis zur Tür zurückzog. Schließlich nahm der Großherzog wieder am Schreibtisch Stellung und sagte:

„Ich bin nun unterrichtet, Herr Doktor; ich danke für Ihren Vortrag. Sie verstehen Ihre Sache, das ist keine Frage. Warum leben Sie in Grimmburg? Warum praktizieren Sie nicht in der Residenz?"

„Ich bin noch jung, Königliche Hoheit, und bevor ich mich in der Hauptstadt einer Spezialpraxis widme, möchte ich mich einige Jahre lang recht vielseitig beschäftigen, auf alle Weise üben und umtun. Dazu bietet ein Landstädtchen wie Grimmburg die beste Gelegenheit. Ja."

„Sehr ernst, sehr respektabel. Welchem Spezialgebiet denken Sie sich später zuzuwenden?"

„Den Kinderkrankheiten, Königliche Hoheit. Ich beabsichtige, Kinderarzt zu werden. Ja."

„Sie sind Jude?“ fragte der Großherzog, indem er den Kopf zurückwarf und die Augen zusammenkniff ...

„Ja, Königliche Hoheit.“

„Ah — Wollen Sie mir noch die Frage beantworten ... Haben Sie Ihre Herkunft je als ein Hindernis auf Ihrem Wege, als Nachteil im beruflichen Wettstreit empfunden? Ich frage als Landesherr, dem die bedingungslose und private, nicht nur amtliche Geltung des paritätischen Prinzips besonders am Herzen liegt.“

„Jedermann im Großherzogtum“, antwortete Doktor Sammet, „hat das Recht zu arbeiten.“ Aber dann sagte er noch mehr, setzte beschwerlich an, ließ ein paar zögernde Vorlaute vernehmen, indem er auf eine linkisch-leidenschaftliche Art seinen Ellenbogen wie einen kurzen Flügel bewegte, und fügte mit gedämpfter, aber innerlich eifriger und bedrängter Stimme hinzu: „Kein gleichstellendes Prinzip, wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf, wird je verhindern können, daß sich inmitten des gemeinsamen Lebens Ausnahmen und Sonderformen erhalten, die in einem erhabenen oder anrüchigen Sinne vor der bürgerlichen Norm ausgezeichnet sind. Der einzelne wird gut tun, nicht nach der Art seiner Sonderstellung zu fragen, sondern in der Auszeichnung das Wesentliche zu sehen und jedenfalls eine außerordentliche Verpflichtung daraus abzuleiten. Man ist gegen die regelrechte und darum bequeme Mehrzahl nicht im Nachteil, sondern im Vorteil, wenn man eine Veranlassung mehr als sie zu ungewöhnlichen Leistungen hat. Ja. Ja“, wiederholte Doktor Sammet. Es war die Antwort, die er mit zweimaligem Ja bekräftigte.

„Gut ... nicht übel, sehr bemerkenswert wenigstens“, sagte der Großherzog abwägend. Etwas Vertrautes, aber auch etwas wie eine Ausschreitung schien ihm in Doktor

Sammets Worten zu liegen. Er verabſchiedete den jungen Mann mit den Worten: „Lieber Doktor, meine Zeit iſt gemeſſen. Ich danke Ihnen. Dieſe Unterredung — von ihrer peinlichen Veranlaſſung abgeſehen — hat mich ſehr befriedigt. Ich mache mir das Vergnügen, Ihnen das Albrechtskreuz dritter Klaſſe mit der Krone zu verleihen. Ich werde mich Ihrer erinnern. Ich danke."

Dies war das Geſpräch des Grimmburger Arztes mit dem Großherzog. Ganz kurz darauf verließ Johann Albrecht die Burg und kehrte mit Extrazug in die Reſidenz zurück, hauptſächlich um ſich der feſtlich bewegten Bevölkerung zu zeigen, dann aber auch, um im Stadtſchloß mehrere Audienzen zu erteilen. Es ſtand feſt, daß er abends auf die Stammburg zurückkehren und für die nächſten Wochen dort Wohnung nehmen würde.

Alle Herren, welche ſich zu der Entbindung auf Grimmburg eingefunden hatten und nicht zum Hofſtaat der Großherzogin gehörten, wurden ebenfalls von dem Extrazuge der unrentablen Lokalbahn aufgenommen und fuhren zum Teil in unmittelbarer Geſellſchaft des Monarchen. Aber den Weg von der Burg zur Station legte der Großherzog allein mit dem Staatsminiſter von Knobelsdorff im offenen Landauer zurück, einem der braun lackierten Hofwagen mit der kleinen goldenen Krone am Schlage. Die weißen Federn auf dem Hute des Leibjägers vorn flatterten im Sommerwinde. Johann Albrecht war ernſt und ſtumm auf dieſer Fahrt, zeigte ſich bedrückt und grämlich; und obgleich Herr von Knobelsdorff wußte, daß der Großherzog es auch im intimen Verkehr ſchlecht ertrug, daß man ungefragt und ohne Aufforderung das Wort an ihn richte, ſo unternahm er es endlich doch, das Schweigen zu brechen.

„Königliche Hoheit", ſagte er bittend, „ſcheinen ſich die

kleine Anomalie, die man am Körper des Prinzen ausfindig gemacht hat, so sehr zu Herzen zu nehmen ... Dennoch sollte man glauben, daß an diesem Tage die Beweggründe zur Freude und stolzen Dankbarkeit so sehr überwiegen ..."

„Ach, lieber Knobelsdorff," antwortete Johann Albrecht gereizt und beinahe weinerlich, „Sie werden mir meine Verstimmung nachsehen, Sie werden nicht geradezu verlangen, daß ich trällere. Ich sehe keinerlei Veranlassung dazu. Die Großherzogin befindet sich wohl — nun gewiß. Und das Kind ist ein Knabe — nochmals gut. Aber da kommt es nun mit einer Atrophie zur Welt, einer Hemmungsbildung, veranlaßt durch amniotische Fäden. Niemand hat schuld daran, es ist ein Unglück. Aber die Unglücksfälle, an denen niemand schuld ist, das sind die eigentlich schrecklichen Unglücksfälle, und der Anblick des Fürsten soll seinem Volke andere Empfindungen erwecken als Mitleid. Der Erbgroßherzog ist zart, man muß beständig für ihn fürchten. Es war ein Wunder, daß er vor zwei Jahren die Rippenfellentzündung überstand, und es wird nicht viel weniger als ein Wunder sein, wenn er zu Jahren gelangt. Nun schenkt mir der Himmel einen zweiten Sohn — er scheint kräftig, aber er kommt mit einer Hand zur Welt. Die andere ist verkümmert, unbrauchbar, eine Mißbildung, er muß sie verstecken. Welche Erschwerung! Welch Hindernis! Er muß es beständig vor der Welt bravieren. Man wird es allmählich bekanntmachen müssen, damit es bei seinem ersten öffentlichen Hervortreten nicht allzu anstößig wirkt. Nein, ich komme noch nicht hinweg darüber. Ein Prinz mit einer Hand ..."

„Mit einer Hand", sagte Herr von Knobelsdorff. „Sollten Königliche Hoheit diese Wendung mit Absicht wiederholen?"

„Mit Absicht?“

„Also nicht? ... Denn der Prinz hat ja zwei Hände, nur daß die eine verkümmert ist und daß man, wenn man will, also sagen kann, es sei ein Prinz mit einer Hand.“

„Nun also?“

„Und daß man also fast wünschen müßte, nicht Eurer Königlichen Hoheit zweiter Sohn, sondern der unter der Krone geborene möchte der Träger dieser kleinen Mißgestaltung sein.“

„Was sagen Sie da?“

„Nun, Königliche Hoheit werden mich auslachen; aber ich denke an die Zigeunerin.“

„Die Zigeunerin? Ich bin geduldig, lieber Baron!“

„An die Zigeunerin — Verzeihung! — die das Erscheinen eines Fürsten aus Eurer Königlichen Hoheit Haus — eines Fürsten ‚mit einer Hand‘ — das ist die überlieferte Wendung — vor hundert Jahren geweissagt und an das Erscheinen dieses Fürsten eine gewisse, sonderbar formulierte Verheißung geknüpft hat.“

Der Großherzog wandte sich im Fond und blickte stumm in Herrn von Knobelsdorffs Augen, an deren äußeren Winkeln die strahlenförmigen Fältchen spielten.

„Sehr unterhaltend!“ sagte er dann und setzte sich wieder zurecht.

„Prophezeiungen“, fuhr Herr von Knobelsdorff fort, „pflegen sich in der Weise zu erfüllen, daß Umstände eintreten, die man, einigen guten Willen vorausgesetzt, in ihrem Sinne deuten kann. Und gerade durch die großzügige Fassung jeder rechten Weissagung wird das sehr erleichtert. ‚Mit einer Hand‘ — das ist guter Orakelstil. Die Wirklichkeit bringt einen mäßigen Fall von Atrophie. Aber damit, daß sie das tut, ist viel geschehen, denn wer

hindert mich, wer hindert das Volk, die Andeutung für das Ganze zu nehmen und den bedingenden Teil der Weissagung für erfüllt zu erklären? Das Volk wird es tun, und zwar spätestens dann, wenn auch das Weitere, die eigentliche Verheißung, sich irgend bewahrheiten sollte, es wird reimen und deuten, wie es das immer getan hat, um erfüllt zu sehen, was geschrieben steht. Ich sehe nicht klar — der Prinz ist zweitgeboren, er wird nicht regieren, die Meinung des Schicksals ist dunkel. Aber der einhändige Prinz ist da — und so möge er uns denn geben, soviel er vermag."

Der Großherzog schwieg, im Innern durchschauert von dynastischen Träumereien.

„Nun, Knobelsdorff, ich will Ihnen nicht böse sein. Sie wollen mich trösten, und Sie machen Ihre Sache nicht übel. Aber man nimmt uns in Anspruch ..."

Die Luft schwang von entferntem, vielstimmigem Hochgeschrei. Grimmburger Publikum staute sich schwärzlich an der Station hinter dem Kordon. Amtliche Personen standen in Erwartung der Equipagen einzeln davor. Man bemerkte den Bürgermeister, wie er den Zylinder lüftete, sich mit dem bedruckten Schnupftuch die Stirn trocknete und einen Zettel vor die Augen führte, dessen Inhalt er memorierte. Johann Albrecht nahm die Miene an, mit der er die schlichte Ansprache entgegennehmen und kurz und gnädig beantworten würde: „Mein lieber Herr Bürgermeister ..." Das Städtchen war beflaggt; seine Glocken läuteten.

Alle Glocken der Hauptstadt läuteten. Und abends war Freudenbeleuchtung dort, ohne besondere Aufforderung von seiten des Magistrats, aus freien Stücken — große Illumination in allen Bezirken der Stadt.

Das Land

*****

Das Land maß achttausend Quadratkilometer und zählte eine Million Einwohner.

Ein schönes, stilles, unhastiges Land. Die Wipfel seiner Wälder rauschten verträumt; seine Äcker dehnten und breiteten sich, treu bestellt; sein Gewerbewesen war unentwickelt bis zur Dürftigkeit.

Es besaß Ziegeleien, es besaß ein wenig Salz- und Silberbergbau — das war fast alles. Man konnte allenfalls noch von einer Fremdenindustrie reden, aber sie schwunghaft zu nennen, wäre kühn gewesen. Die alkalischen Heilquellen, die in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt dem Boden entsprangen und den Mittelpunkt freundlicher Badeanlagen bildeten, machten die Residenz zum Kurort. Aber während das Bad um den Ausgang des Mittelalters von weither besucht gewesen war, hatte sich später sein Ruf verloren, war von den Namen anderer übertönt und in Vergessenheit gebracht worden. Die gehaltvollste seiner Quellen, Ditlindenquelle genannt, ungewöhnlich reich an Lithiumsalzen, hatte man er kürzlich, unter der Regierung Johann Albrechts III., erschlürft. Und da es an einem nachdrücklichen und hinlänglich marktschreierischen Betriebe fehlte, war es noch nicht gelungen, ihr Wasser in der Welt zu Ehren zu bringen. Man versandte hunderttausend Flaschen davon im Jahr — eher weniger als mehr. Und

nicht viele Fremde reiſten herbei, um es an Ort und Stelle zu trinken ...

Alljährlich war im Landtage von „wenig“ günſtigen finanziellen Ergebniſſen der Verkehrsanſtalten die Rede, womit ein durchaus und vollſtändig ungünſtiges Ergebnis bezeichnet und feſtgeſtellt werden ſollte, daß die Lokalbahnen ſich nicht rentierten und die Eiſenbahnen nichts abwarfen — betrübende, aber unabänderliche und eingewurzelte Tatſachen, die der Verkehrsminiſter in lichtvollen, aber immer wiederkehrenden Ausführungen mit den friedlichen kommerziellen und gewerblichen Verhältniſſen des Landes ſowie mit der Unzulänglichkeit der heimiſchen Kohlenlager erklärte. Krittler fügten dem etwas von mangelhaft organiſierter Verwaltung der ſtaatlichen Verkehrsanſtalten hinzu. Aber Widerſpruchsgeiſt und Verneinung waren nicht ſtark im Landtage; eine ſchwerfällige und treuherzige Loyalität war unter den Volksvertretern die vorherrſchende Stimmung.

Die Eiſenbahnrente ſtand alſo unter den Staatseinkünften privatwirtſchaftlicher Natur keineswegs an erſter Stelle; an erſter Stelle ſtand in dieſem Wald- und Ackerlande ſeit alters die Forſtrente. Daß auch ſie geſunken, in einem erſchreckenden Maße zurückgegangen war, das zu rechtfertigen hatte größere Schwierigkeiten, wiewohl nur zu ausreichende Gründe dafür vorhanden waren.

Das Volk liebte ſeinen Wald. Es war ein blonder und gedrungener Typ mit blauen, grübelnden Augen und breiten, ein wenig zu hoch ſitzenden Backenknochen, ein Menſchenſchlag, ſinnig und bieder, geſund und rückſtändig. Es hing an dem Wald ſeines Landes mit den Kräften ſeines Gemütes, er lebte in ſeinen Liedern, er war den Künſtlern, die es hervorbrachte, Urſprung und Heimat ihrer Ein-

gebungen, und nicht nur im Hinblick auf Gaben des Geistes und der Seele, die er spendete, war er füglich der Gegenstand volkstümlicher Dankbarkeit. Die Armen lasen ihr Brennholz im Walde, er schenkte es ihnen, sie hatten es frei. Sie gingen gebückt, sie sammelten allerlei Beeren und Pilze zwischen seinen Stämmen und hatten ein wenig Verdienst davon. Das war nicht alles. Das Volk sah ein, daß sein Wald auf die Witterungsbeschaffenheit und gesundheitlichen Verhältnisse des Landes vom entscheidendsten günstigen Einfluß war; es wußte wohl, daß ohne den prächtigen Wald in der Umgebung der Residenz der Quellengarten dort draußen sich nie mit zahlenden Fremden füllen würde; und kurz, dies nicht sehr betriebsame und fortgeschrittene Volk hätte begreifen müssen, daß der Wald den wichtigsten Vorzug, den auf jede Art ergiebigsten Stammbesitz des Landes bedeutete.

Dennoch hatte man sich am Walde versündigt, gefrevelt daran seit Jahren und Menschenaltern. Der großherzoglichen Staatsforstverwaltung waren die schwersten Vorwürfe nicht zu ersparen. Dieser Behörde gebrach es an der politischen Einsicht, daß der Wald als ein unveräußerliches Gemeingut erhalten und bewahrt werden mußte, wenn er nicht nur den gegenwärtigen, sondern auch den kommenden Geschlechtern Nutzen gewähren sollte, und daß es sich rächen mußte, wenn man ihn, uneingedenk der Zukunft, zugunsten der Gegenwart maßlos und kurzsichtig ausbeutete.

Das war geschehen und geschah noch immer. Erstens hatte man große Flächen des Waldbodens in ihrer Fruchtbarkeit erschöpft, indem man sie beständig in übertriebener und planloser Weise ihres Streudüngers beraubt hatte.

Man war darin wiederholt so weit gegangen, daß man da und dort nicht nur die jüngst gefallene Nadel- und Laubdecke, sondern den größten Teil des Abfalls von Jahren teils als Streu, teils als Humus entfernt und der Landwirtschaft überliefert hatte. Es gab viele Forsten, die von aller Fruchterde entblößt waren; es gab solche, die infolge Streurechens zu Krüppelbeständen entartet waren; und das war bei Gemeindewaldungen sowohl wie bei Staatswaldungen zu beobachten.

Wenn man diese Nutzungen vorgenommen hatte, um einem augenblicklichen Notstand der Landwirtschaft abzuhelfen, so waren sie schlecht und recht zu entschuldigen gewesen. Aber obgleich es nicht an Stimmen fehlte, die einen auf die Verwendung von Waldstreu gegründeten Ackerbau für unratsam, ja gefährlich erklärten, so trieb man den Streuhandel auch ohne besonderen Anlaß aus rein fiskalischen Gründen, wie man sagte, aus Gründen also, die bei Lichte betrachtet nur ein Grund und Zweck waren, der nämlich, Geld zu machen. Denn das Geld war's, woran es fehlte. Aber um welches zu schaffen, vergriff man sich unablässig am Kapital, bis der Tag kam, da man mit Schrecken ersah, daß eine ungeahnte Entwertung dieses Kapitals eingetreten sei.

Man war ein Bauernvolk, und in einem verkehrten, künstlichen und unangemessenen Eifer glaubte man zeitgemäß zu sein und rücksichtslosen Geschäftsgeist an den Tag legen zu müssen. Ein Merkmal war die Milchwirtschaft ... es ist hier ein Wort darüber zu sagen. Klage ward laut, zumal in den amtsärztlichen Jahresberichten, daß ein Rückgang in der Ernährungsweise und also in der Entwicklung der ländlichen Bevölkerung zu beobachten sei. Wie das? Die Viehbesitzer waren versessen darauf, alle

verfügbare Vollmilch zu Gelde zu machen. Die gewerbliche Ausbildung der Milchverwertung, die Entwicklung und Ergiebigkeit des Molkereiwesens verlockte sie, das Bedürfnis des eigenen Haushaltes hintanzustellen. Die kräftige Milchnahrung ward selten auf dem Lande, und an ihre Stelle trat mehr und mehr der Genuß von gehaltarmer Magermilch, von minderwertigen Ersatzmitteln, Pflanzenfetten und leider auch von weingeisthaltigen Getränken. Die Krittler sprachen von einer Unterernährung, ja geradezu von einer körperlichen und sittlichen Entkräftung der Landbevölkerung, sie brachten die Tatsachen vor die Kammer, und die Regierung versprach, der Sache ernste Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Aber es war allzu klar, daß die Regierung im Grund von demselben Geiste beseelt war wie die irregeführten Viehbesitzer. Im Staatswalde nahmen die Überhauungen kein Ende, sie waren nicht wieder einzubringen und bedeuteten eine fortschreitende Minderung des öffentlichen Besitzstandes. Sie mochten zuweilen nötig gewesen sein, wenn Schädlinge den Wald heimgesucht hatten, aber oft genug waren sie einzig und allein aus den angeführten fiskalischen Gründen verfügt worden, und statt die aus den Fällungen erzielten Einnahmen zum Ankaufe neuer Forstgrundstücke zu benutzen, statt auch nur die abgehauenen Flächen so rasch als möglich wieder aufzuforsten, statt, mit einem Worte, den Schaden, der dem Staatswalde an seinem Kapitalwert erwachsen war, auch an seinem Kapitalwerte wieder gutzumachen, hatte man die flüssig gemachten Gelder zur Deckung laufender Ausgaben und zur Einlösung von Schuldverschreibungen verbraucht. Nun schien gewiß, daß eine Verringerung der Staatsschuld nur zu wünschenswert sei; aber die Krittler meinten, die Zeiten seien nicht

danach angetan, daß man außerordentliche Einkünfte zur Speisung der Tilgungskasse verwenden dürfe.

Wer kein Interesse daran hatte, die Dinge zu beschönigen, mußte die Staatsfinanzen zerrüttet nennen. Das Land trug sechshundert Millionen Schulden — es schleppte daran mit Geduld, mit Opfermut, aber mit innerlichem Seufzen. Denn die Bürde, an sich viel zu schwer, wurde verdreifacht durch eine Höhe des Zinsfußes und durch Rückzahlungsbedingungen, wie sie einem Lande mit erschüttertem Kredit vorgeschrieben werden, dessen Obligationen tief, tief im Kurse stehen und das in der Welt der Geldgeber beinahe schon unter die „interessanten" Länder gerechnet wird.

Die Reihe der schlechten Finanzperioden war unabsehbar. Die Ära der Fehlbeträge schien ohne Anfang und Ende. Und eine Mißwirtschaft, an der durch häufigen Personenwechsel nichts gebessert wurde, sah im Borgen die alleinige Heilmethode gegen das schleichende Leiden. Noch Finanzminister von Schröder, dessen reiner Charakter und edle Absichten nicht in Zweifel gezogen werden sollen, erhielt vom Großherzog dafür den persönlichen Adel, daß er unter den schwierigsten Umständen eine neue hochverzinsliche Anleihe zu placieren gewußt hatte. Er war von Herzen auf eine Hebung des Staatskredits bedacht; aber da er sich nicht anders zu helfen wußte, als indem er neue Schulden machte, während er alte tilgte, so erwies sich sein Verfahren als ein wohlgemeintes, aber kostspieliges Blendwerk. Denn beim gleichzeitigen Aufkauf und Verkauf von Schuldscheinen zahlte man einen höheren Preis als man erhielt, und dabei gingen Millionen verloren.

Es war, als ob dies Volk nicht imstande sei, einen Finanzmann von irgend zulänglicher Begabung aus seiner

Mitte emporzuheben. Anstößige Praktiken und Vertuschungsmittelchen waren zuzeiten im Schwange. In der Aufstellung des Budgets war der ordentliche vom außerordentlichen Staatsbedarf nicht mehr klar zu unterscheiden. Man spielte ordentliche Posten unter die außerordentlichen und täuschte sich selbst und die Welt über den wahren Stand der Dinge, indem man Anleihen, die vorgeblich für außerordentliche Zwecke gemacht waren, zur Deckung des Defizits im ordentlichen Etat verwandte ... Eine Zeitlang war tatsächlich der Inhaber des Finanzportefeuilles ein ehemaliger Hofmarschall.

Doktor Krippenreuther, der gegen Ende der Regierung Johann Albrechts III. ans Ruder kam, war derjenige Minister, welcher, gleich Herrn von Schröder, von der Notwendigkeit eifriger Schuldentilgung überzeugt, im Parlament eine letzte und äußerste Anspannung des Steuerdruckes durchsetzte. Aber das Land, steueruntüchtig von Natur, stand an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit, und Krippenreuther erntete lediglich Haß. Was er vornahm, war nichts als eine Vermögensübertragung von einer Hand in die andere, die sich obendrein mit Verlust vollzog; denn mit der Steuererhöhung lud man der heimischen Volkswirtschaft eine Last auf, die schwerer und unmittelbarer drückte als jene, die man ihr durch die Schuldentilgung abnahm ...

Wo also war Abhilfe und Heilung? Ein Wunder, schien es, sei nötig — und, bis es geschähe, die unerbittlichste Sparsamkeit. Das Volk war fromm und treu, es liebte seine Fürsten wie sich selbst, es war von der Erhabenheit der monarchischen Idee durchdrungen, es sah einen Gottesgedanken darin. Aber die wirtschaftliche Beklemmung war zu peinlich, zu allgemein fühlbar. Zum Unbelehrtesten

redeten die abgeholzten und verkrüppelten Waldbestände eine klägliche Sprache. Und so hatte es geschehen können, daß im Landtage wiederholt auf Abstriche an der Zivilliste, auf Verkürzung der Apanagen und der Krondotation gedrungen worden war.

Die Zivilliste betrug eine halbe Million, die Einkünfte aus dem der Krone zu eigen gebliebenen Dominialbesitz beliefen sich auf siebenhundertundfünfzigtausend Mark. Das war alles. Und der Hof war verschuldet — in welchem Maße, das wußte vielleicht Graf Trümmerhauff, der großherzogliche Finanzdirektor, ein formvoller, aber für geschäftliche Dinge ganz und gar unbegabter Herr. Johann Albrecht wußte es nicht, gab sich wenigstens den Anschein, es nicht zu wissen, und befolgte darin genau das Beispiel seiner Vorfahren, die ihre Schulden selten einer mehr als flüchtigen Aufmerksamkeit gewürdigt hatten.

Der ehrfürchtigen Gesinnung des Volkes entsprach ein außerordentliches Hoheitsgefühl seiner Fürsten, das zuweilen schwärmerische, ja überreizte Formen angenommen und sich am sichtbarsten und — bedenklichsten zu allen Zeiten als ein Hang zum Aufwand und zur rücksichtslosen, die Hoheit sinnfällig darstellenden Prunkentfaltung geäußert hatte. Ein Grimmburger hatte ausdrücklich den Beinamen des „Üppigen" geführt — verdient hätten ihn fast alle. Und so war die Verschuldung des Hauses eine geschichtliche und altüberlieferte Verschuldung, die in jene Zeiten zurückwies, wo noch alle Anleihen Privatangelegenheiten der Souveräne gewesen waren, und wo Johann der Gewalttätige, um ein Darlehen zu erhalten, die Freiheit angesehener Untertanen verpfändet hatte.

Das war vorbei; und Johann Albrecht III., seinen Trieben nach ein echtgeborener Grimmburger, war schlechter-

dings nicht mehr in der Lage, dieſen Trieben freien Lauf zu laſſen. Seine Väter hatten mit dem Familienvermögen gründlich aufgeräumt, es war gleich Null oder glich nicht viel mehr, es war für den Bau von Luſtſchlöſſern, mit franzöſiſchen Namen und Marmorkolonnaden, für Parks mit Waſſerkünſten, für pomphafte Oper und jederlei goldene Schauſtellung aufgegangen. Man mußte rechnen, und ſehr gegen die Neigung des Großherzogs, ja ohne ſein Zutun, war die Hofhaltung allmählich auf kleineren Fuß geſetzt worden.

Über die Lebensführung der Prinzeſſin Katharina, der Schweſter des Großherzogs, ſprach man in der Reſidenz in gerührtem Tone. Sie war mit einem Kognaten des im Nachbarlande regierenden Hauſes vermählt geweſen, war, verwitwet, in die Hauptſtadt ihres Bruders zurückgekehrt und bewohnte mit ihren rotköpfigen Kindern das ehemalige erbgroßherzogliche Palais an der Albrechtsſtraße, vor deſſen Portal den ganzen Tag mit Kugelſtab und Bandelier ein rieſiger Türhüter in prahleriſcher Haltung ſtand und in deſſen Innerem es ſo außerordentlich gemäßigt zuging ...

Prinz Lambert, des Großherzogs Bruder, kam wenig in Betracht. Er lag mit ſeinen Geſchwiſtern, die ihm ſeine Mißheirat nicht verziehen, in Unfrieden und ging kaum zu Hofe. Mit ſeiner Gemahlin, die ehemals ihre Pas auf der Bühne des Hoftheaters vollführt hatte und, nach dem Namen eines Gutes, das der Prinz beſaß, den Titel einer Freifrau von Rohrdorf führte, lebte er in ſeiner Villa am Stadtgarten, und dem hageren Sportsmann und Theaterhabitué ſtanden ſeine Schulden zu Geſichte. Er hatte ſich ſeines Hoheitsſcheines begeben, trat ganz als Privatmann auf, und wenn ſein Hausweſen im Rufe einer liederlichen Dürftigkeit ſtand, ſo erregte das nicht viel Teilnahme.

Aber im Alten Schloſſe ſelbſt hatten Veränderungen ſtattgefunden, Einſchränkungen, die in Stadt und Land beſprochen wurden, und zwar zumeiſt in einem ergriffenen und ſchmerzlichen Sinne, denn im Grunde wünſchte das Volk, ſich ſtolz und herrlich dargeſtellt zu ſehen. Man hatte um der Erſparnis willen verſchiedene Oberhofämter in eines zuſammengezogen, und ſeit mehreren Jahren war Herr von Bühl zu Bühl Oberhofmarſchall, Oberzeremonienmeiſter und Hausmarſchall in einer Perſon. Man hatte weitgehende Entlaſſungen im Offizendienſt und der Hofliveree, unter den Furieren, Büchſenſpannern und Bereitern, den Hofköchen und Konfektmeiſtern, den Kammer- und Hoflakaien vorgenommen. Man hatte den Beſtand des Marſtalles auf das Notwendigſte herabgeſetzt ... Was verſchlug das? Des Großherzogs Geldverachtung empörte ſich gegen den Zwang in plötzlichen Ausbrüchen, und während die Bewirtung bei den Hoffeſtlichkeiten die äußerſte Grenze erlaubter Einfachheit erreichte, während zum Souper am Schluſſe der Donnerstagkonzerte im Marmorſaal ohne Abwechſlung nichts als Roaſtbeef in Remouladenſoße und Gefrorenes auf den roten Sammetdecken der goldbeinigen Tiſchchen ſerviert wurde, während an des Großherzogs eigener von Wachskerzen ſtrotzender Tafel alltäglich geſpeiſt wurde wie in einer mittleren Beamtenfamilie, warf er trotzig die Einkunft eines Jahres für die Wiederherſtellung der Grimmburg hin.

Aber unterdeſſen verfielen ſeine übrigen Schlöſſer. Herrn von Bühl ſtanden einfach nicht die Mittel zur Verfügung, ihre Verwahrloſung zu verhindern. Und doch war es ſchade um manche davon. Die, welche in der weiteren Umgebung der Reſidenz und draußen im Lande gelegen waren, dieſe

zierlich üppigen, in Naturſchönheit eingebetteten Refugien, deren kokette Namen auf Ruhe, Einſamkeit, Vergnügen, Zeitvertreib und Sorgloſigkeit hindeuteten oder eine Blume, ein Kleinod bezeichneten, bildeten Ausflugsorte für die Reſidenzler und die Fremden und warfen an Eintrittsgeldern dies und jenes ab, was zuweilen — nicht immer — für ihre Inſtandhaltung benutzt wurde. Bei denen jedoch, die in unmittelbarer Nähe der Hauptſtadt lagen, war das kaum der Fall. Da war das Empire-Schlößchen Eremitage, das am Rande der nördlichen Vorſtadt ſo verſchwiegen und anmutig-ſtreng, aber längſt unbewohnt und vernachläſſigt inmitten ſeines wuchernden Parkes, der in den Stadtgarten überging, zu ſeinem kleinen, von Schlamm ſtarrenden Teich hinüberblickte. Da war Schloß Delphinenort, welches nur eine Viertelſtunde Weges von dort, im nördlichen Teile des Stadtgartens ſelbſt, der ehemals ganz der Krone gehört hatte, ſeine Ungepflegtheit in einem ungeheuren, viereckigen Springbrunnenbecken ſpiegelte: mit beiden ſtand es bejammernswert. Daß namentlich Delphinenort, dieſes erlauchte Bauwerk, Frühbarock im Geſchmack, mit dem vornehmen Säulenaufbau ſeines Portals, ſeinen hohen, in kleine, weiß gerahmte Scheiben geteilten Fenſtern, ſeinen gemeißelten Laubgewinden, ſeinen römiſchen Büſten in den Niſchen, ſeinem ſplendiden Treppenaufgang, ſeiner ganzen gehaltenen Pracht auf immer, wie es ſchien, dem Verfall überlaſſen bleiben ſollte, war der Schmerz aller Liebhaber baukünſtleriſcher Schönheit, und als es eines Tages infolge unvorhergeſehener, ja abenteuerlicher Umſtände wieder zu Ehren und Jugend gelangte, erweckte das in dieſen Kreiſen jedenfalls allgemeine Genugtuung ... Übrigens war von Delphinenort in fünfzehn oder zwanzig Minuten der Quellengarten zu erreichen, der ein wenig nordweſtlich zur Stadt

gelegen und mit ihrem Zentrum durch eine direkte Trambahnlinie verbunden war.

In der Benutzung der großherzoglichen Familie ſtanden allein Schloß Hollerbrunn, die Sommerreſidenz, ein Trakt von weißen Gebäuden mit chineſiſchen Dächern, jenſeits der Hügelkette, welche die Hauptſtadt umringte, kühl und angenehm am Fluſſe gelegen und berühmt durch die Fliederhecken ſeines Parks; ferner Schloß Jägerpreis, das völlig in Efeu gehüllte Jagdhaus inmitten der weſtlichen Waldungen; und endlich das Stadtſchloß ſelbſt, das „Alte" genannt, obgleich es durchaus kein neues gab.

Es hieß ſo, ohne Vergleich, nur eben um ſeines Alters willen, und die Krittler fanden, daß ſeine Auffriſchung dringlicher geweſen wäre als die der Grimmburg. Verblichenheit und Zerſchliſſenheit herrſchte bis in die Räume hinein, die unmittelbar der Repräſentation und der hohen Familie zum Aufenthalt dienten, zu ſchweigen von den vielen unbewohnten und unbenutzten, die in den älteſten Gegenden des vielfältigen Gebäudes lagen, und in denen es nichts als Erblindung und Fliegenſchmutz gab. Seit einiger Zeit war dem Publikum der Zutritt verſagt — eine Maßnahme, die offenbar in Hinſicht auf den anſtößigen Zuſtand des Schloſſes getroffen war. Aber Leute, die Einblick hatten, Lieferanten und Perſonal, gaben an, daß aus mehr als einem ſtolzen und ſteifen Möbelſtück das Seegras hervorgucke.

Das Schloß bildete zuſammen mit der Hofkirche einen grauen, unregelmäßigen und unüberſichtlichen Komplex mit Türmen, Galerien und Torwegen, halb Feſtung, halb Prunkgebäude. Verſchiedene Zeitalter hatten an ſeiner Ausgeſtaltung gearbeitet, und große Partien waren baufällig, verwittert, ſchadhaft, zum Bröckeln geneigt. Es fiel ſteil

ab zum westlichen, tiefer gelegenen Stadtteil, zugänglich von dort auf brüchigen, von rostigen Eisenstangen zusammengehaltenen Stufen. Aber dem Albrechtsplatz war das gewaltige, von kauernden Löwen bewachte Hauptportal zugewandt, zu dessen Häupten ein frommes, trotziges Wort: „Turris fortissima nomen Domini", halb nur noch leserlich, eingemeißelt stand. Hier war Wache und Schilderhaus, Ablösung, Trommeln, Parade und Auflauf von Gassenbuben...

Das Alte Schloß besaß drei Höfe, in deren Ecken sich schöne Treppentürme erhoben und zwischen deren Basaltfliesen übrigens meistens allzuviel Unkraut sproß. Aber inmitten des einen Hofes stand der Rosenstock — stand dort von jeher in einem Beet, obgleich sonst keine gärtnerischen Anlagen vorhanden waren. Es war ein Rosenstock wie andere mehr, ein Kastellan wartete ihn, er ruhte im Schnee, er empfing Regen und Sonnenschein, und kam die Zeit, so trieb er Rosen. Es waren außerordentlich herrliche Rosen, edelgeformt, mit dunkelrotsamtenen Blättern, eine Lust zu sehen und wahre Kunstwerke der Natur. Aber diese Rosen besaßen eine seltsame und schauerliche Eigentümlichkeit: sie dufteten nicht! Sie dufteten dennoch, aber aus unbekannten Gründen war es nicht Rosenduft, was sie ausströmten, sondern Moderduft — ein leiser, aber vollkommen deutlicher Duft nach Moder. Jedermann wußte das, es stand im Reiseführer, und die Fremden kamen in den Schloßhof, um sich mit eigener Nase davon zu überzeugen. Auch ging ein populäres Gerede, da oder dort stehe geschrieben, daß irgendwann einmal, an einem Tage der Freude und der öffentlichen Glückseligkeit, die Blüten des Rosenstockes auf die natürlichste und lieblichste Art zu duften beginnen würden.

Übrigens war es begreiflich und unvermeidlich, daß die Einbildungskraft des Volkes durch den sonderbaren Rosenstock gereizt wurde. Sie wurde es auf ähnliche Art durch die „Eulenkammer" im Alten Schlosse, die eine Polterkammer sein sollte. Sie lag an gänzlich unverfänglicher Stelle, nicht weit von den „Schönen Zimmern" und dem „Rittersaal", wo die Herren des Hofes sich zur großen Cour zu versammeln pflegten, und also in einem vergleichsweise neuen Teil des Gebäudes. Aber es sollte nicht geheuer dort sein, und zwar insofern, als zuweilen ein Rumoren und Lärmen darin entstand, das außerhalb des Gemaches nicht zu vernehmen und dessen Ursprung unerfindlich war. Man schwor, daß es spukhafter Herkunft sei, und viele behaupteten, daß es sich vornehmlich vor wichtigen und entscheidenden Ereignissen in der großherzoglichen Familie bemerkbar mache — ein ziemlich unbewiesenes Gemunkel, das selbstverständlich nicht ernster zu nehmen war als andere volkstümliche Erzeugnisse einer historischen und dynastischen Stimmung, wie zum Beispiel eine gewisse dunkle Prophezeiung, die über hundert Jahre hinweg überliefert worden war, und die in diesem Zusammenhange Erwähnung finden mag. Sie war von einer alten Zigeunerin ausgegangen und lautete dahin, daß durch einen Fürsten „mit einer Hand" dem Lande das größte Glück zuteil werden werde. „Er wird", hatte dies zottige Weib gesagt, „dem Land mit einer Hand mehr geben, als andere mit zweien nicht vermöchten." — So stand der Ausspruch aufgezeichnet, und so wurde er gelegentlich angeführt.

Aber um das Alte Schloß lag die Residenz, bestehend aus Altstadt und Neustadt, mit ihren öffentlichen Gebäuden, Monumenten, Brunnen und Anlagen, ihren Straßen und

Plätzen, welche die Namen von Fürſten, Künſtlern, verdienten Staatsmännern und ausgezeichneten Bürgern trugen, in zwei ſehr ungleiche Hälften geteilt durch den mehrfach überbrückten Fluß, der in großer Schleife das ſüdliche Ende des Stadtgartens umging und ſich zwiſchen den umringenden Hügeln verlor .. Die Stadt war Univerſität, ſie beſaß eine Hochſchule, die nicht ſehr beſucht war, und an der ein beſchauliches und ein wenig altmodiſches Gelehrtentum herrſchte; einzig der Profeſſor für Mathematik, Geheimrat Klinghammer, genoß in der Welt der Wiſſenſchaft bedeutenden Ruf ... Das Hoftheater, wiewohl kärglich dotiert, hielt ſich auf anſtändiger Höhe der Leiſtung ... Es gab ein wenig muſikaliſches, literariſches und künſtleriſches Leben ... Einiger Zuzug von Fremden fand ſtatt, die an der gemeſſenen Lebensführung, den geiſtigen Darbietungen der Reſidenz teilzunehmen wünſchten, begüterte Kranke darunter, die dauernd die Villen in der Umgebung des Quellengartens bewohnten und als fähige Steuerzahler von Staat und Gemeinde in Ehre gehalten wurden ...

Das war die Stadt; das war das Land. Das war die Lage.

Der Schuſter Hinnerke

*****

Des Großherzogs zweiter Sohn trat öffentlich zum erſten Male hervor, als er getauft wurde. Dieſe Feierlichkeit erregte im Lande die ganze Teilnahme, die man allen Geſchehniſſen innerhalb der hohen Familie entgegenzubringen pflegte. Sie fand ſtatt, nachdem man mehrere Wochen lang über die Art ihrer Anordnung hin und her geſprochen und geleſen hatte, ward abgehalten in der Hofkirche durch den Oberkirchenratspräſidenten D. Wislizenus, mit aller Umſtändlichkeit und öffentlich inſofern, als das Oberhofmarſchallamt Einladungen dazu auf höchſten Befehl in alle Geſellſchaftsklaſſen hatte ergehen laſſen.

Herr von Bühl zu Bühl, ein höfiſcher Ritualiſt von höchſter Umſicht und Akribie, überwachte in großer Uniform und mit Hilfe von zwei Zeremonienmeiſtern den ganzen verwickelten Vorgang: die Verſammlung der fürſtlichen Gäſte in den Schönen Zimmern, den feierlichen Zug, in welchem ſie ſich, geführt von Pagen und Kammerherren, über die Treppe Heinrichs des Üppigen und durch einen gedeckten Gang in die Kirche begaben, den Zutritt des Publikums bis zu demjenigen der höchſten Herrſchaften, die Verteilung der Plätze, die Wahrung aller äußeren Gebräuche während der religiöſen Handlung ſelbſt, die Reihenfolge und Rangordnung bei der Gratulation, die ſich unmittelbar an den vollendeten Gottesdienſt ſchloß ... Er

atmete abgeriſſen, ſchwänzelte, hob ſeinen Stab, lächelte leidenſchaftlich und verbeugte ſich, indem er rückwärts ging.

Die Hofkirche war mit Pflanzen und Draperien ausgeſtattet. Neben den Vertretern des Hof- und Landadels und des hohen und niederen Beamtentums füllten Handeltreibende, Landleute und ſchlichte Handwerker erhobenen Herzens das Geſtühl. Aber vorn am Altar ſaßen im Halbkreiſe auf rotſamtenen Armſtühlen die Anverwandten des Täuflings, fremde Hoheiten als Paten und betraute Vertreter ſolcher, die ſelbſt nicht gekommen waren. Vor ſechs Jahren, bei des Erbgroßherzogs Taufe, war die Verſammlung nicht glänzender geweſen. Denn bei Albrechts Zartheit, bei des Großherzogs vorgerückten Jahren, bei dem Mangel an Grimmburger Agnaten galt die Perſon des zweitgeborenen Prinzen ſogleich als wichtige Gewähr für die Zukunft der Dynaſtie ... Der kleine Albrecht nahm an der Feier nicht teil; mit einer Unpäßlichkeit lag er im Bette, die nach Generalarzt Eſchrichs Erklärung nervöſer Natur war.

D. Wislizenus predigte über ein Schriftwort, das der Großherzog ſelbſt beſtimmt hatte. Der „Eilbote", ein ſchwatzhaft abgefaßtes hauptſtädtiſches Journal, hatte genau zu berichten gewußt, wie der Großherzog ſich eines Tages ganz perſönlich aus dem ſelten betretenen Bücherſaal die enorme, mit Metallſpangen verſchloſſene Hausbibel geholt, ſich damit in ſeinem Kabinett eingeſchloſſen, wohl eine Stunde darin geſucht, ſchließlich das erwählte Wort mit ſeinem Taſchenbleiſtift auf ein Blatt Papier exzerpiert, es „Johann Albrecht" unterzeichnet und dem Hofprediger überſandt habe. D. Wislizenus behandelte es motiviſch und ſozuſagen auf muſikaliſche Art. Er wandte es hin und her, wies es in verſchiedener Beleuchtung auf

und erſchöpfte es in allen Beziehungen; er ließ es mit ſäuſelnder Stimme und mit der ganzen Kraft ſeiner Bruſt ertönen, und während es zu Beginn ſeiner Kunſtleiſtung, leiſe und ſinnend ausgeſprochen, nur ein dünnes, faſt körperloſes Thema geweſen war, erſchien es am Schluß, als er es der Menge zum letztenmal vorführte, reich inſtrumentiert, voll ausgedeutet und tief belebt. Dann ging er zum eigentlichen Taufakt über, und er nahm ihn ausführlich vor, ſichtbar für alle und unter Betonung jeder Einzelheit.

An dieſem Tage alſo repräſentierte der Prinz zum erſtenmal, und daß er im Vordergrunde der Handlung ſtand, fand Ausdruck ſchon darin, daß er zuletzt und in Abſtand von aller Welt auf dem Schauplatze eintraf. Langſam erſchien er, unter Vorantritt des Herrn von Bühl, auf den Armen der Oberhofmeiſterin Freifrau von Schulenburg-Treſſen, und aller Augen waren auf ihn gerichtet. Er ſchlief, in ſeinen Spitzen, ſeinen Schleifen und ſeiner weißen Seide. Das eine ſeiner Händchen war zufällig verdeckt. Er erfreute, rührte und gefiel ungemein. Mittelpunkt des Ganzen und Gegenſtand jeder Aufmerkſamkeit, verhielt er ſich ruhig, perſönlich anſpruchslos und naturgemäß noch völlig duldend. Sein Verdienſt war, daß er nicht ſtörte, nicht eingriff, nicht widerſtand, ſondern, zweifellos aus eingeborener Vertrautheit, ſich ſtill der Form überließ, die um ihn waltete, ihn trug, ihn heute noch jeder eigenen Anſpannung überhob ...

Häufig, an beſtimmten Punkten der Zeremonie, wechſelten die Arme, in denen er ruhte. Freifrau von Schulenburg überreichte ihn mit Verneigung ſeiner Tante Katharina, die mit ſtrengem Geſichtsausdruck ein neuerlich umgearbeitetes lila gefärbtes Seidenkleid trug und mit Kronjuwelen friſiert

war. Sie legte ihn, als der Augenblick kam, feierlich in die Arme Dorotheas, seiner Mutter, die ihn, hoch und schön, mit einem Lächeln ihres stolzen und lieblichen Mundes, eine gemessene Weile den Segnungen darbot und ihn dann weitergab. Ein paar Minuten lang hielt ihn eine Cousine, ein elf- oder zwölfjähriges Kind mit blonder Lockenfrisur, stockdünnen Beinchen, bloßen, fröstelnden Armchen und einer breiten rotseidenen Schärpe, die hinten in kolossaler Schleife von ihrem weißen Kleidchen abstand. Ihr spitzes Gesichtchen war ängstlich dem Zeremonienmeister zugewandt ...

Vorübergehend erwachte der Prinz; aber die flimmernden Flämmchen der Altarkerzen und eine farbige Säule durchsonnten Staubes blendeten ihn, so daß er die Augen wieder schloß. Und da keine Gedanken, sondern nur sanfte, gegenstandslose Träume in seinem Kopfe waren, da er auch im Augenblick keinerlei Schmerz empfand, so schlief er sofort wieder ein.

Er erhielt eine Menge Namen, während er schlief; aber die Hauptnamen waren: Klaus Heinrich.

Und er schlief in seinem Bettchen mit Goldleisten und blauseidener Gardine noch fort, während ihm zu Ehren im Marmorsaale Familientafel und im Rittersaale Tafel für die übrigen Taufgäste stattfand.

Die Zeitungen besprachen sein erstes Auftreten; sie schilderten sein Äußeres und seine Toilette, sie stellten fest, daß er sich wahrhaft prinzlich benommen habe, und kleideten die rührende und erhebende Wirkung in Worte, die seine Erscheinung ausgeübt hatte. Dann hörte die Öffentlichkeit längere Zeit wenig von ihm und er nichts von ihr.

Er wußte noch nichts, begriff noch nichts, nichts ahnte ihm von der Schwierigkeit, Gefährlichkeit und Strenge des Lebens, das ihm vorgeschrieben war; seine Lebensäuße-

rungen ließen nicht die Vermutung zu, daß er ſich in irgendeinem Gegenſatz zur großen Menge fühle. Sein kleines Daſein war ein verantwortungsloſer, von außen ſorgfältig geleiteter Traum, der ſich auf einem ſchwer überſichtlichen Schauplatze abſpielte; und dieſer Schauplatz war von überaus zahlreichen und farbigen Erſcheinungen, ſtatierenden und agierenden, bevölkert, flüchtig auftauchenden und ſolchen, die beharrten.

Unter den beharrenden waren die Eltern fern, recht fern und nicht vollkommen deutlich. Sie waren ſeine Eltern, das war gewiß, und ſie waren erhaben und freundlich. Nahten ſie ſich, ſo war der Eindruck dieſer, als ob alles übrige nach beiden Seiten zurückwiche und eine Gaſſe der Ehrfurcht bildete, durch die ſie zu ihm ſchritten, um ihm einen Augenblick Zärtlichkeit zu erweiſen ... Am nächſten und deutlichſten waren zwei Frauen mit weißen Hauben und Schürzen, zwei vollkommen gute, reine und liebevolle Weſen augenſcheinlich, die ſeinen kleinen Leib auf jede Art pflegten und ſich ſehr um ſein Weinen kümmerten ... Ein naher Teilnehmer am Leben war auch Albrecht, ſein Bruder; aber er war ernſt, ablehnend und weit vorgeſchritten.

Als Klaus Heinrich zwei Jahre alt war, fand nochmals Geburt auf Grimmburg ſtatt, und eine Prinzeſſin kam zur Welt. Sechsunddreißig Schüſſe wurden ihr zugemeſſen, weil ſie weiblichen Geſchlechts war, und in der Taufe ward ſie Ditlinde genannt. Das war Klaus Heinrichs Schweſter, und daß ſie erſchien, war ein Glück für ihn. Sie war anfangs befremdend klein und verletzlich, aber bald ward ſie ihm gleich, holte ihn ein und war bei ihm den ganzen Tag. Mit ihr lebte er, mit ihr ſchaute, erfuhr, begriff er, im Zwiegefühl mit ihr empfing er die gemeinſame Welt.

Es war eine Welt, es waren Erfahrungen, danach angetan, nachdenklich zu ſtimmen. Wo ſie im Winter wohnten, war das Alte Schloß. Wo ſie im Sommer wohnten, am Fluß, in der Kühle, im Duft der violetten Hecken, zwiſchen denen weiße Statuen ſtanden, war Hollerbrunn, die Sommerreſidenz. Auf dem Wege dorthin, oder wenn ſonſt Papa oder Mama ſie mit ſich in einen der braun lackierten Wagen mit der kleinen goldenen Krone am Schlage nahmen, ſtanden die übrigen Menſchen, riefen und grüßten; denn Papa war Fürſt und Herr über das Land, und folglich waren ſie ſelbſt ein Prinz und eine Prinzeſſin — beſtätigtermaßen durchaus in demſelben Sinne, in welchem die Prinzen und Prinzeſſinnen in den franzöſiſchen Märchen es waren, die Madame aus der Schweiz ihnen vorlas. Dies war des Verweilens wert und ohne Frage ein Sonderfall. Wenn andere Kinder die Märchen hörten, ſo blickten ſie auf die Prinzen, von denen ſie handelten, notwendig aus großem Abſtand und wie auf feſtliche Weſen, deren Rang eine Verherrlichung der Wirklichkeit war, und mit denen ſich zu beſchäftigen ihnen zweifellos eine Verſchönerung der Gedanken und Erhebung über den Wochentag bedeutete. Aber Klaus Heinrich und Diklind blickten auf jene Geſtalten als auf ihresgleichen und in gelaſſener Ebenbürtigkeit, ſie atmeten dieſelbe Luft wie ſie, ſie wohnten in einem Schloſſe gleich ihnen, ſie ſtanden mit ihnen auf brüderlichem Fuße und erhoben ſich nicht über das Wirkliche, wenn ſie lauſchend eins mit ihnen wurden. Lebten ſie alſo beſtändig und immerdar auf jener Höhe, zu welcher andere nur aufſtiegen, wenn ſie Märchen hörten? Madame aus der Schweiz hätte es ihrem ganzen Verhalten gemäß nicht leugnen können, wenn die Frage in Worte zu bringen geweſen wäre.

Madame aus der Schweiz war eine calviniſtiſche Pfarrerswitwe, die für ſie beide da war, während jedes von ihnen zwei beſondere Kammerfrauen hatte. Madame war ganz ſchwarz und weiß: ihr Häubchen war weiß und ſchwarz ihr Kleid, weiß war ihr Antlitz mit der ebenfalls weißen Warze auf einer Wange und ſchwarzweiß gemiſcht ihr metalliſch glattes Haar. Sie war ſehr genau und leicht zu entſetzen. Sie blickte zu Gott empor und ſchlug ihre weißen Hände zuſammen bei Dingen, die ohne Gefahr und dennoch unzuläſſig waren. Aber ihr ſtillſtes und ſchwerſtes Zuchtmittel für ernſte Fälle war dies, daß ſie die Kinder „traurig anſah“ ... man hatte ſich vergeſſen. Von einem beſtimmten Tage an begann ſie, auf eine Weiſung hin, Klaus Heinrich und Ditlind „Großherzogliche Hoheit“ zu nennen und war nun noch leichter entſetzt ...

Jedoch Albrecht hieß „Königliche Hoheit“. — Tante Katharinens Kinder gehörten nicht zum Mannesſtamm der Familie, wie ſich erwies, und waren alſo von minderer Bedeutung. Aber Albrecht war Erbgroßherzog und Thronfolger, womit nicht ſchlecht übereinſtimmte, daß er ſo blaß und abweiſend ſchien und viel im Bette lag. Er trug öſterreichiſche Joppen mit Klappentaſchen und Rückenzug. Er hatte einen nach hinten ausladenden Schädel mit ſchmalen Schläfen und längliches kluges Geſicht. Sehr klein noch hatte er eine ſchwere Krankheit zu beſtehen gehabt, gelegentlich welcher, nach Generalarzt Eſchrichs Behauptung, ſein Herz vorübergehend „auf die rechte Seite gewandert“ war. Auf jeden Fall hatte er den Tod von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, und das mochte die ſcheue Würde, die ihm eigen war, wohl ſehr verſtärkt haben. Er ſchien von äußerſter Zurückhaltung, kalt aus Befangenheit und ſtolz aus Mangel an Anmut. Er liſpelte ein wenig und errötete

dann darüber, da er ſich ſcharf in Obacht hielt. Seine Schulterblätter waren ein wenig ungleichmäßig geſtellt. Sein eines Auge war mit einer Schwäche behaftet, und ſo bediente er ſich beim Anfertigen ſeiner Aufgaben einer Brille, die dazu beitrug, ihn alt und klug zu machen... Unverbrüchlich hielt ſich an Albrechts linker Seite ſein Erzieher, der Doktor Veit, ein Mann mit hängendem, lehmfarbenem Schnurrbart, hohlen Wangen und blaſſen, unnatürlich erweiterten Augen. Zu jeder Stunde war Doktor Veit in Schwarz gekleidet, indem er ein Buch, zwiſchen deſſen Blättern ſein Zeigefinger ſteckte, an ſeinem Oberſchenkel herniederhängen ließ.

Klaus Heinrich fühlte ſich von Albrecht gering geſchätzt, und er ſah ein, daß es nicht nur wegen ſeiner Rückſtändigkeit an Jahren ſo war. Er ſelbſt war weichmütig und zu Tränen geneigt, das war ſeine Natur. Er weinte, wenn man ihn „traurig anſah", und als er ſich an einer Ecke des großen Spieltiſches die Stirn ſtieß, daß es blutete, klagte er laut aus Mitleid mit ſeiner Stirn. Aber Albrecht hatte den Tod geſehen und weinte doch unter keiner Bedingung. Er ſchob ein wenig ſeine kurze, gerundete Unterlippe empor, indem er leicht damit an der oberen ſog — das war alles. Er war vornehm. Madame aus der Schweiz wies in Fragen des comme il faut ausdrücklich auf ihn als Muſter hin. Nie hätte er ſich mit den prächtigen aufgeſchirrten Zierleuten, die zum Schloſſe gehörten und nicht eigentlich Männer und Menſchen, ſondern Lakaien waren, in ein Geſpräch eingelaſſen, wie Klaus Heinrich es damals in unbewachten Augenblicken zuweilen tat. Denn Albrecht war nicht neugierig. Seine Augen blickten einſam und ohne Verlangen, die Welt zu ſich einzulaſſen. Klaus Heinrich dagegen plauderte mit den Lakaien aus dieſem

Verlangen und aus einem drängenden, wenn auch vielleicht gefährlichen und ungehörigen Wunſche, ſein Herz berühren zu laſſen von dem, was etwa jenſeits der Grenzen war. Aber die Lakaien, die alten und jungen, an den Türen, auf den Korridoren und in den Durchgangszimmern, mit ihren ſandfarbenen Gamaſchen und braunen Fräcken, auf deren rötlich-goldenen Treſſen ſich viele Male die kleine Krone vom Wagenſchlag wiederholte — ſie machten die Knie feſt, wenn Klaus Heinrich mit ihnen plauderte, legten die großen Hände an die Nähte ihrer dicken Sammethoſen, ließen ſich dabei ein wenig zu ihm herab, daß die Fangſchnüre ihnen von den Schultern baumelten, und gaben leere, geziemende Antworten, an denen die Anrede „Großherzogliche Hoheit" das Gewichtigſte war, und zu denen ſie lächelten, mit einem mitleidig behutſamen Ausdruck, als wollten ſie ſagen: „Du Reiner, du Feiner!" ... Zuweilen, wenn es ſich möglich machte, unternahm Klaus Heinrich Forſchungszüge in unbewohnte Gegenden des Schloſſes, mit Ditlind, ſeiner Schweſter, als ſie groß genug war.

Damals hatte er Unterricht bei Schulrat Dröge, Rektor der ſtädtiſchen Schulen, der zu ſeinem erſten Lehrer beſtellt war. Schulrat Dröge war ſachlich von Natur. Sein Zeigefinger, faltig von trockener Haut und geſchmückt mit einem goldenen Siegelring ohne Stein, verfolgte die gedruckten Zeilen, wenn Klaus Heinrich las, und rückte nicht eher von der Stelle, als bis das Wort geleſen war. Er kam in Gehrock und weißer Weſte, das Band eines untergeordneten Ordens im Knopfloch, und in breiten, blankgewichſten Stiefeln, deren Schäfte naturfarben waren. Er trug einen ergrauten, kegelförmigen Bart, und aus ſeinen großen und flachen Ohren wuchs graues Geſtrüpp. Sein braunes Haar war in Form von aufwärtsſtrebenden Spitzen in die

Schläfen gebürſtet und ſcharf geſcheitelt, ſo daß man deutlich die gelbliche, trockene Kopfhaut ſah, die porös war wie Stramin. Aber hinten und an den Seiten kam unter dem feſten braunen Haar dünnes, graues hervor. Er neigte den Kopf ein wenig gegen den Lakaien, der ihm die Tür zu dem großen, getäfelten Schulzimmer öffnete, wo Klaus Heinrich ihn erwartete. Jedoch gegen Klaus Heinrich verbeugte er ſich, nicht im Hereinkommen und obenhin, ſondern ausdrücklich und mit Überlegung, indem er vor ihn hintrat und wartete, daß ſein erlauchter Schüler ihm die Hand reichte. Das tat Klaus Heinrich, und daß er es beide Male, bei der Begrüßung ſowohl wie beim Abſchied, in hübſcher, gewinnender und gerundeter Weiſe tat, ſo, wie er geſehen hatte, daß ſein Vater den Herren die Hand reichte, die darauf warteten, das ſchien ihm wichtiger und weſentlicher als aller Unterricht, der dazwiſchen lag.

Als Schulrat Dröge unzähligemal gekommen und gegangen war, hatte Klaus Heinrich unvermerkt allerlei Anwendbares gelernt, fand ſich wider Erwarten und Abſicht zu Hauſe in den Fächern des Leſens, Schreibens und Rechnens und wußte auf Verlangen die Ortſchaften des Großherzogtums ziemlich lückenlos aufzuzählen. Aber es war wie erwähnt nicht eigentlich dies, was ihm nötig und weſentlich ſchien. Zuweilen, wenn er beim Unterricht unachtſam war, ermahnte der Schulrat ihn mit dem Hinweis auf ſeinen hohen Beruf. „Ihr hoher Beruf verpflichtet Sie ...“ ſagte er, oder: „Sie ſchulden es Ihrem hohen Beruf ...“ Was war ſein Beruf, und worin beſtand die Höhe desſelben? Warum lächelten die Lakaien „Du Reiner, du Feiner“, und warum war Madame ſo heftig entſetzt, wenn er ſich in Rede und Tun nur ein wenig fahren ließ?

Er blickte um ſich in ſeinem Geſichtskreis, und zuweilen, wenn er feſt und lange hinſah und ſeinen Blick in das innere Weſen der Erſcheinungen einzudringen zwang, fühlte er eine Ahnung von dem „Eigentlichen“ in ſich aufſteigen, um das es ſich für ihn handelte.

Er ſtand in einem Saal, der zu den Schönen Zimmern gehörte, dem Silberſaal, worin, wie er wußte, ſein Vater, der Großherzog, feierliche Gruppenempfänge vornahm — er war gelegentlich allein in den leeren Raum getreten und ſah ihn ſich an.

Es war Winter und kalt, ſeine kleinen Schuhe ſpiegelten ſich in dem glaſig hellen, durch gelbliche Einlagen in große Vierecke geteilten Parkett, das ſich wie eine Eisfläche vor ihm ausbreitete. Die Decke, mit verſilbertem Arabeskenwerk überzogen, war ſo hoch, daß eine lange, lange Metallſtange nötig war, um den vielarmigen, dicht mit hohen weißen Kerzen beſteckten ſilbernen Kronleuchter in der Mitte der ganzen Weite ſchweben zu laſſen. Silbern gerahmte Felder mit blaſſen Malereien zogen ſich unterhalb der Decke hin. Die Wände, von ſilbernen Leiſten eingefaßt, waren mit weißer, hier und da gelbfleckiger und eingeriſſener Seide bekleidet. Eine Art monumentalen Baldachins, auf zwei ſtarken ſilbernen Säulen ruhend und vorn mit einer zweimal gerafften Silbergirlande geſchmückt, von deſſen Höhe das Bildnis einer toten, gepuderten Vorfahrin inmitten einer nachgeahmten Hermelindraperie herniederblickte, gliederte den Kaminraum vom Ganzen ab. Breite verſilberte, mit weißer, verſchliſſener Seide beſpannte Armſtühle umgaben dort hinten die kalte Feuerſtelle. An den Seitenwänden, einander gegenüber, ragten enorme, ſilbern gerahmte Spiegel empor, deren Glas blinde Flecken zeigte, und auf deren breiten weißen Marmorkonſolen Armleuchter

ſtanden, je rechts zwei und links zwei, die niedrigen vor den höhern, mit langen weißen Kerzen beſteckt wie die Wandleuchter ringsumher, wie die vier ſilbernen Schaftkandelaber in den Ecken. Vor den hohen Fenſtern zur Rechten, die auf den Albrechtsplatz blickten, und auf deren äußeren Bänken Kiſſen von Schnee lagen, fielen weißſeidene Vorhänge, gelbfleckig, mit ſilbernen Schnüren gerafft und mit Spitzen unterlegt, ſchwer und reichlich auf das Parkett hinab. In der Mitte des Raums, unter dem Kronleuchter, ſtand ein Tiſch von mäßiger Größe, deſſen Unterſatz wie ein knorriger ſilberner Baumſtumpf war, und deſſen achteckige Platte aus milchiger Perlmutter beſtand — ſtand unnütz und ohne Stühle dort, beſtimmt und geeignet höchſtens dazu, dir als Halt und Stützpunkt zu dienen, wenn die Lakaien die Flügeltür öffneten und diejenigen einließen, die in Gala auf eine feſtlich gemeſſene Weile vor dich traten ...

Klaus Heinrich ſah in den Saal, und deutlich ſah er, daß nichts hier von der Sachlichkeit wußte, die Schulrat Dröge trotz ſeiner Verbeugungen ihm auferlegte. Hier herrſchte Sonntag und Feierernſt, ganz ähnlich wie in der Kirche, wo des Schulrats Forderungen gleichfalls verfehlt geweſen wären. Strenger und leerer Prunk herrſchte hier und ein förmliches Gleichmaß der Anordnung, das rein von Zweck und Bequemlichkeit ſich ſelbſtgenügſam darſtellte ... ein hoher und angeſpannter Dienſt, ohne Zweifel, der weit entfernt ſchien, leicht und behaglich zu ſein, der dich auf Haltung und Zucht und beherrſchte Entſagung verpflichtete, doch deſſen Gegenſtand ohne Namen war. Und es war kalt in dem ſilbernen Kerzenſaal wie in dem der Schneekönigin, wo die Herzen der Kinder erſtarren.

Klaus Heinrich ging über die ſpiegelnde Fläche und ſtellte ſich an den Tiſch in der Mitte. Er ſtützte die rechte Hand leicht auf die Perlmutterplatte und ſtemmte die linke ſo in die Hüfte, daß ſie weit hinten, faſt ſchon im Rücken ſaß und von vorn nicht ſichtbar war; denn ſie war unſchön: bräunlich und runzlig und hatte mit der rechten im Wachstum nicht Schritt gehalten. Er ließ ſich auf einem Beine ruhen, ſtellte das andere ein wenig vor und hielt den Blick auf die ſilbernen Ornamente der Tür gerichtet. Es war kein Standort zum Träumen und nicht die Haltung dazu; und dennoch träumte er.

Er ſah ſeinen Vater und ſah ihn an wie den Saal, um zu begreifen. Er ſah den matten Hochmut ſeiner blauen Augen, die Furchen, die ſtolz und grämlich von den Flügeln ſeiner Naſe in den Bart verliefen, und die manchmal von einem Überdruß, einer Langeweile vertieft und nachgezogen wurden... Man durfte ihn nicht anreden, nicht freierdings ſich ihm nähern und ungefragt das Wort an ihn richten — auch die Kinder nicht, es verbot ſich, es war gefährlich. Er antwortete wohl, doch fremd und kalt, und eine Ratloſigkeit entſtand auf ſeinem Geſicht, eine kurze Verſtörung, für die Klaus Heinrich ein tiefes Verſtändnis empfand.

Papa redete an und entließ; ſo war er's gewohnt. Er hielt Sprechcour zu Beginn des Hofballs und zum Schluß des Diners, mit dem der Winter begann. Er ging mit Mama durch die Zimmer und Säle, in denen die Hofrangklaſſen verſammelt waren, ging durch den Marmorſaal und die Schönen Zimmer, durch die Bildergalerie, den Ritterſaal, den Saal der zwölf Monate, den Audienzſaal und Tanzſaal, ging nicht nur in einer beſtimmten Richtung, ſondern auch auf einer beſtimmten Bahn, die der eilfertige

Herr von Bühl ihm freihielt, und richtete Worte an Herren und Damen. An wen er ſich wandte, der bog in Verbeugung aus, ließ einen Abſtand von blankem Parkett zwiſchen ſich und Papa und antwortete maßvoll und glücklich bewegt. Dann grüßte Papa über den Abſtand hinweg, aus der Sicherheit ſorgfältiger Vorſchriften, die die Bewegungen der anderen beſchränkten und ſeine Haltung begünſtigten, grüßte lächelnd und leicht und wandte ſich weiter. Lächelnd und leicht ... Gewiß, gewiß, Klaus Heinrich verſtand ſie wohl, die Ratloſigkeit, die einen Augenblick Papas Miene verſtörte, wenn man ungeſtüm genug war, ihn geradeswegs anzureden — verſtand ſie und fühlte ſie ängſtlich mit! Irgend etwas, ein Zartes, Gefährdetes, war dann verletzt, worin ſo ſehr unſer Weſen beruhte, daß wir hilflos ſtanden, wenn man es roh durchbrach. Und es war dennoch dies ſelbe Etwas, was unſere Augen matt machte und uns ſo tiefe Furchen der Langeweile grub ...

Klaus Heinrich ſtand und ſah — er ſah ſeine Mutter und ihre Schönheit, die weit und breit berühmt und geprieſen war. Er ſah ſie aufrecht en robe de cérémonie, vor ihrem großen, von Kerzen erhellten Spiegel; denn zuweilen, bei Feſtlichkeiten, durfte er anweſend ſein, wenn der Hoffriſeur und die Kammerfrauen die letzte Hand an ihre Toilette legten. Auch Herr von Knobelsdorff war anweſend, wenn Mama mit Juwelen aus dem Kronſchatz geſchmückt wurde, hielt Aufſicht und notierte die Steine, die zur Verwendung gelangten. Die Fältchen an ſeinen Augen ſpielten, und er brachte Mama mit drolligen Redewendungen zum Lachen, ſo daß ſich die wundervollen kleinen Gruben in ihren weichen Wangen bildeten. Aber es war ein Lachen voll Kunſt und Gnade, und ſie ſah in den Spiegel dabei, als übte ſie ſich.

Einiges ſlawiſches Blut floß in ihren Adern, wie man ſagte, und daher hatten ihre tiefblauen Augen einen ſo ſüßen Glanz, wie die Nacht ihres duftenden Haares ſo ſchwarz. Klaus Heinrich war ihr ähnlich, hörte er ſagen, inſofern auch er ſtahlblaue Augen zu dunkeln Haaren hatte, während Albrecht und Ditlind blond waren, wie Papa geweſen war, bevor er ergraute. Aber er war weit entfernt, ſchön zu ſein, ſeiner breiten Wangenknochen und vor allem ſeiner linken Hand wegen, die Mama ihn anhielt, auf geſchickte Art zu verbergen, in der Seitentaſche ſeiner Jacke, auf dem Rücken oder vorn in der Bruſt — ihn anhielt, gerade dann, wenn er aus zärtlichem Antriebe ſie mit beiden Armen umſchlingen wollte. Ihr Blick war kalt, wenn ſie ihn aufforderte, auf ſeine Hand zu achten.

Er ſah ſie wie auf dem Bild im Marmorſaal: in ſchillernder Seidenrobe mit Spitzenbehang und hohen Handſchuhen, die unter den gepufften Ärmeln nur einen Streifen ihres elfenbeinfarbenen Oberarmes ſehen ließen, ein Diadem in der Nacht ihre Haares, hoch aufgerichtet die herrliche Geſtalt, ein Lächeln kühler Vollkommenheit um die wunderbar herben Lippen — und hinter ihr ſchlug ein Pfau mit metalliſch blinkendem Hals ſein hoffärtiges Rad. So weich war ihr Geſicht, aber die Schönheit machte es ſtreng, und man konnte wohl ſehen, daß auch ihr Herz ſtreng war und auf nichts als ihre Schönheit bedacht. Sie ſchlief viel am Tage, wenn Ball oder Cercle bevorſtand, und aß nur Eidotter, um ſich nicht zu beſchweren. Dann ſtrahlte ſie abends an Papas Arm auf der vorgeſchriebenen Bahn durch die Säle — graue Würdenträger erröteten, wenn ſie ihrer Anſprache teilhaftig wurden, und der „Eilbote“ ſchrieb, daß Ihre Königliche Hoheit nicht nur nach ihrem erhabenen Rang die Königin des Feſtes geweſen ſei. Ja,

ſie wirkte Glück, indem ſie ſich zeigte, bei Hofe ſowohl wie draußen in den Straßen oder nachmittags im Stadtgarten, zu Pferd oder zu Wagen — und die Wangen der Leute färbten ſich höher. Blumen und Lebehochs und alle Herzen flogen ihr zu, und die „Hoch“ riefen, meinten ſich ſelbſt damit, wie man deutlich ſah, und riefen freudig aus, daß ſie ſelbſt hochlebten und an hohe Dinge glaubten in dieſem Augenblick. Aber Klaus Heinrich wußte wohl, daß Mama lange, ſorgfältige Stunden an ihrer Schönheit gearbeitet hatte, daß ihr Lächeln und Grüßen voller Übung und Abſicht war und daß ihr eigenes Herz nicht hochſchlug, keineswegs, für nichts und für niemanden.

Liebte ſie irgendwen, zum Beiſpiel ihn ſelbſt, Klaus Heinrich, der ihr doch ähnlich war? Ach, doch, das tat ſie wohl dennoch, ſoweit ſie Zeit dazu hatte, und dann ſelbſt, wenn ſie ihn mit kühlen Worten an ſeine Hand erinnerte. Aber es ſchien, daß ſie Ausdruck und Zeichen ihrer Zärtlichkeit für ſolche Gelegenheiten ſparte, wo Zuſchauer zugegen waren, die ſich daran erbauen konnten. Klaus Heinrich und Ditlind kamen nicht oft mit ihrer Mutter in Berührung, zumal ſie nicht, wie ſeit einiger Zeit Albrecht, der Thronfolger, an der elterlichen Tafel teilnahmen, ſondern mit Madame aus der Schweiz geſondert ſpeiſten; und wenn ſie, was einmal die Woche geſchah, in Mamas Wohnräume zu Beſuch berufen wurden, ſo verlief ſolch Beiſammenſein ohne Gefühlswallungen unter gelaſſenen Fragen und artigen Antworten, während es ſich im ganzen darum handelte, wie man auf anſprechende Art mit einer Teetaſſe voll Milch in einem Fauteuil ſäße. Aber bei den Konzerten, die jeden zweiten Donnerstag unter dem Namen „Donnerstage der Großherzogin“ im Marmorſaal ſtattfanden und ſo angeordnet waren, daß die Hofgeſellſchaft

an kleinen Tischen mit goldenen Beinen und roten Sammetdecken saß, während der Kammersänger Schramm vom Hoftheater mit Musikbegleitung so mächtig sang, daß die Adern auf seiner kahlen Stirne schwollen — bei den Konzerten durften Klaus Heinrich und Ditlind zuweilen festlich gekleidet eine Nummer und Pause lang im Saale sein, und dann zeigte Mama, daß sie sie lieb habe, zeigte es ihnen und allen so innig und ausdrucksvoll, daß kein Zweifel blieb. Sie nahm sie zu sich an den Tisch, dem sie vorsaß, und hieß sie mit glücklichem Lächeln, sich zu ihren Seiten zu stellen, lehnte sich ihre Wangen an Schulter und Brust, sah ihnen mit weichem, beseeltem Blick in die Augen und küßte sie beide auf Stirn und Mund. Aber die Damen neigten die Köpfe zur Seite und blinzelten rasch mit verklärter Miene, indes die Herren langsam nickten und sich in die Schnurrbärte bissen, um auf männliche Art ihre Ergriffenheit zu bemeistern ... Ja, das war schön, und die Kinder fühlten sich beteiligt an dieser Wirkung, die alles übertraf, was Kammersänger Schramm mit seinen seligsten Tönen erzielte, und schmiegten sich stolz an Mama. Denn Klaus Heinrich wenigstens sah ein, daß es uns dem Wesen der Dinge gemäß nicht anstand, einfach zu fühlen und damit glücklich zu sein, sondern daß es uns zukam, unsere Zärtlichkeit im Saale anschaulich zu machen und auszustellen, damit die Herzen der Gäste schwöllen.

Zuweilen bekamen auch die Leute draußen in Stadt und Park zu sehen, daß Mama uns lieb hatte. Denn während Albrecht am frühen Morgen mit dem Großherzog ausfuhr oder ritt — obgleich er so schlecht zu Pferde saß —, so hatten Klaus Heinrich und Ditlind von Zeit zu Zeit und abwechselnd Mama auf ihren Spazierfahrten zu begleiten, die im Frühjahr und Herbst nachmittags um die Prome-

nadezeit stattfanden, in Gegenwart der Freifrau von Schulenburg-Tressen. Klaus Heinrich war ein wenig erregt und fieberhaft vor diesen Spazierfahrten, mit denen schlechterdings kein Vergnügen, sondern im Gegenteil viel Mühe und Anstrengung verbunden war. Denn gleich, wenn zwischen den präsentierenden Grenadieren der offene Wagen das Löwenportal am Albrechtsplatze verließ, so stand viel Volks dort versammelt, das die Ausfahrt erwartet hatte, Männer, Frauen und Kinder, die riefen und gierig schauten; und es galt, sich zusammenzunehmen und anmutig standzuhalten, zu lächeln, die linke Hand zu verbergen und so mit dem Hute zu grüßen, daß es Freude im Volke hervorrief. Das ging so fort auf der Fahrt durch die Stadt und im Grünen. Die anderen Fuhrwerke mußten wohl Abstand wahren von unserem, die Schutzmänner hielten darauf. Jedoch die Fußgänger standen am Wegessaum, die Damen ließen sich knicksend nieder, die Herren hielten den Hut am Schenkel und blickten von unten mit Augen voll Andacht und dringlicher Neugier — und dies war Klaus Heinrichs Einsicht: daß alle da waren, um eben da zu sein und zu schauen, indes er da war, um sich zu zeigen und geschaut zu werden; und das war das weitaus Schwerere. Er hielt seine linke Hand in der Paletottasche und lächelte, wie Mama es wünschte, während er fühlte, daß seine Wangen in Hitze standen. Aber der „Eilbote" schrieb, daß die Wangen unseres kleinen Herzogs wie Rosen gewesen seien vor Wohlbefinden.

Klaus Heinrich war dreizehn Jahre alt, als er an dem einsamen Perlmuttertischchen inmitten des kalten Silbersaales stand und das Eigentliche zu ergründen suchte, um das es sich für ihn handelte. Und wie er die Erscheinungen innig durchdrang: den leeren, zerschlissenen Stolz der Ge-

mächer, der über Zweck und Behagen war, die Symmetrie der weißen Kerzen, in welcher ein hoher und angeſpannter Dienſt, eine beherrſchte Entſagung ausgedrückt ſchien, die kurze Verſtörung auf ſeines Vaters Geſicht, wenn man ihn freihin anſprach, die kühl und ſtreng gepflegte Schönheit ſeiner Mutter, die ſich lächelnd der Begeiſterung darſtellte, die andachtsvollen und dringlich neugierigen Blicke der Leute draußen — da ergriff ihn eine Ahnung, eine ungefähre und wortloſe Erkenntnis deſſen, was ſeine Angelegenheit war Aber zur ſelben Zeit kam ihn ein Grauen an, ein Schauder vor dieſer Art von Beſtimmung, eine Angſt vor ſeinem „hohen Beruf", ſo ſtark, daß er ſich wandte und beide Hände vor ſeine Augen warf, beide, die kleine runzlige linke auch, und an dem einſamen Tiſchchen niederſank und weinte, weinte vor Mitleid mit ſich und ſeinem Herzen, bis man kam und zu Gott emporblickte und die Hände zuſammenſchlug und fragte und ihn wegführte ... Er gab an, daß er Furcht gehabt, und das war die Wahrheit.

Er hatte nichts gewußt, nichts begriffen, nichts geahnt von der Schwierigkeit und Strenge des Lebens, daß ihm vorgeſchrieben war; er war luſtig geweſen, hatte ſich ſorglos fahren laſſen und viel Anlaß zum Entſetzen gegeben. Aber früh mehrten ſich die Eindrücke, die es ihm unmöglich machten, ſich der wahren Sachlage zu verſchließen. In der nördlichen Vorſtadt, unweit des Quellengartens, war eine neue Straße entſtanden; man eröffnete ihm, daß ſie auf Magiſtratsbeſchluß den Namen „Klaus-Heinrich-Straße" erhalten habe. Gelegentlich einer Ausfahrt ſprach ſeine Mutter mit ihm beim Kunſthändler vor; es galt einen Einkauf. Der Lakai wartete am Schlage, Publikum ſammelte ſich an, der Kunſthändler eiferte beglückt — das war nichts Neues. Aber Klaus Heinrich bemerkte zum

erſtenmal ſeine Photographie im Schaufenſter. Sie hing neben denen von Künſtlern und großen Männern, hochgeſtirnten Männern, deren Augen aus einer berühmten Einſamkeit blickten.

Man war im ganzen zufrieden mit ihm. Er nahm zu an Haltung, und ein gefaßter Anſtand kam in ſein Weſen, unter dem Druck ſeiner Berufenheit. Aber das Seltſame war, daß zu gleicher Zeit ſein Verlangen wuchs: dieſe ſchweifende Wißbegier, die zu befriedigen Schulrat Dröge der Mann nicht war, und die ihn getrieben hatte, mit den Lakaien zu plaudern. Er tat das nicht mehr; es führte zu nichts. Sie lächelten „Du Reiner, du Feiner", ſie beſtärkten ihn durch eben dieſes Lächeln in der dunklen Vermutung, daß ſeine Welt der ſymmetriſch aufgeſteckten Kerzen in einem unwiſſenden Gegenſatz zur übrigen Welt dort draußen ſtehe, aber ſie halfen ihm gar nicht. Er ſah ſich um auf den Spazierfahrten, auf den Gängen, die er mit Ditlind und Madame aus der Schweiz, gefolgt von einem Lakaien, durch den Stadtgarten unternahm. Er fühlte: wenn alle einig gegen ihn waren, um zu ſchauen, indes er einzeln und herausgehoben war, um geſchaut zu werden, ſo war er alſo ohne Teil an ihrem Treiben und Sein. Er begriff ahnungsweiſe, daß ſie mutmaßlich nicht immer ſo waren, wie er ſie ſah, wenn ſie ſtanden und grüßten mit frommen Augen, daß wohl ſeine Reinheit und Feinheit es ſein mußte, die ihre Augen fromm machte, und daß es ihnen ging wie den Kindern, wenn ſie von Märchenprinzen hörten und ſo eine Verſchönerung der Gedanken und Erhebung über den Wochentag erfuhren. Aber er wußte nicht, wie ſie unverſchönt und unerhoben am Wochentage blickten und waren — ſein „hoher Beruf" enthielt es ihm vor, und es war wohl alſo ein gefährlicher und ungehöriger Wunſch, ſein

Herz berühren zu laſſen von Dingen, die ſeine Hoheit ihm vorenthielt. Er wünſchte es dennoch, wünſchte es aus einer Eiferſucht und jener ſchweifenden Wißbegier, die ihn zuweilen trieb, Forſchungszüge in unbewohnte Gegenden des Alten Schloſſes zu unternehmen, mit Ditlind, ſeiner Schweſter, wenn es ſich machen ließ.

Sie nannten es „Stöbern“, und der Reiz des „Stöberns“ war groß; denn es war ſchwer, mit dem Grundriß und Aufbau des alten Schloſſes vertraut zu werden, und jedesmal, wenn ſie weit genug ins Entlegene vordrangen, fanden ſie Stuben, Gelaſſe und öde Säle auf, die ſie noch nie betreten hatten, oder doch ſeltſame Umwege zu bekannten Räumen. Aber einmal bei ſolchem Streifen hatten ſie eine Begegnung, ſtieß ihnen ein Abenteuer zu, das, äußerlich unſcheinbar, Klaus Heinrichs Seele doch mächtig ergriff und belehrte.

Gelegenheit bot ſich. Während Madame aus der Schweiz ſich in Urlaub zum Nachmittagsgottesdienſt befand, hatten ſie bei der Großherzogin in Geſellſchaft zweier Ehrendamen ihre Milch aus Teetaſſen getrunken, waren entlaſſen und angewieſen worden, Hand in Hand in die unfernen Kinderzimmer zu ihren Beſchäftigungen zurückzukehren. Er bedürfe keines Geleites; Klaus Heinrich ſei groß genug, Ditlinden zu führen. Das war er; und auf dem Korridor ſagte er: „Ja, Ditlind, wir wollen nun allerdings in die Kinderzimmer zurückkehren, aber es iſt nicht nötig, weißt du, daß wir es auf dem kürzeſten, langweiligſten Wege tun. Wir wollen zuerſt ein bißchen ſtöbern. Wenn man eine Treppe höher ſteigt und den Gang verfolgt, bis die Gewölbe anfangen, ſo iſt da hinten ein Saal mit Pfeilern. Und wenn man von dem Saal mit den Pfeilern die Wendeltreppe hinaufklettert, die hinter der einen Tür iſt, dann

kommt man in ein Zimmer mit hölzerner Decke, wo eine Menge ſonderbare Sachen herumliegen. Aber was hinter dieſem Zimmer kommt, das weiß ich noch nicht, und das wollen wir auskundſchaften. Nun gehen wir alſo."

„Ja, gehen wir," ſagte Ditlinde, „aber nicht zu weit, Klaus Heinrich, und nicht, wo es zu ſtaubig iſt, denn auf meinem Kleide ſieht man alles."

Sie trug ein Kleidchen aus dunkelrotem Sammet, mit Atlas von derſelben Farbe beſetzt. Sie hatte damals Grübchen in den Ellenbogen und goldblankes Haar, das ſich in Locken gleich Widderhörnern um ihre Ohren legte. Später wurde ſie aſchblond und mager. Auch ſie hatte die breiten, ein wenig zu hoch ſitzenden Wangenknochen ihres Vaters und Volkes, aber ſie waren zart gebildet, ſo daß ſie der Feinheit ihres herzförmigen Geſichtchens keinen Abbruch taten. Aber bei ihm waren ſie kräftig und ausgeprägt, ſo daß ſie ſeine ſtahlfarbenen Augen ein wenig zu bedrängen, zu verengern und ihren Schnitt in die Länge zu ziehen ſchienen. Sein dunkles Haar war ſeitwärts glatt geſcheitelt, an den Schläfen mit Genauigkeit rechtwinklig beſchnitten und ſchräg aus der Stirn hinweggebürſtet. Er trug eine offene Jacke mit hochgeſchloſſener Weſte und weißem Fallkragen. In ſeiner Rechten hielt er Ditlindens Händchen, aber ſein linker Arm hing dünn und zu kurz mit ſeiner bräunlichen, runzligen und unentwickelten Hand von der Schulter hinab. Er war froh, ſie ſorglos hängen laſſen zu dürfen und nicht geſchickt verbergen zu müſſen; denn niemand war da, der ſchaute und verſchönt und erhoben ſein wollte, und er ſelbſt durfte ſchauen und forſchen für ſein eigenes Herz.

So gingen ſie und ſtöberten, wie ſie Luſt hatten. Ruhe herrſchte in den Korridoren, und ſie ſahen kaum von fern

einen Lakaien. Sie ſtiegen eine Treppe höher und verfolgten den Gang, bis die Gewölbe begannen und ſie alſo in dem Teil des Schloſſes waren, der aus den Zeiten Johanns des Gewalttätigen und Heinrichs des Bußfertigen ſtammte, wie Klaus Heinrich wußte und erklärte. Sie kamen in den Saal mit den Pfeilern, und Klaus Heinrich pfiff dort mehrere Töne ſchnell nacheinander, weil die erſten noch hallten, wenn der letzte kam, und ſo ein heller Akkord unter dem Kreuzbogen ſchwebte. Sie kletterten taſtend und manchmal auf Händen und Füßen die ſteinerne Wendeltreppe hinan, die hinter einer der ſchweren Türen mündete, und kamen in das Zimmer mit der hölzernen Decke, wo ſich mehrere ſeltſame Gegenſtände befanden Es gab dort einige täppiſch große, zerbrochene Flinten mit dick verroſteten Schlöſſern, die wohl zu ſchlecht fürs Muſeum geweſen waren, und einen Thronſeſſel außer Dienſt mit zerriſſenem roten Sammetpolſter, kurzen, weit geſchwungenen Löwenbeinen und ſchwebenden Kinderchen oberhalb der Rückenlehne, die eine Krone trugen. Dann aber war da ein arg verbogenes und verſtaubtes, käfigartiges und gräßlich anmutendes Ding, das ſie lange und ſehr beſchäftigte. Trog ſie nicht alles, ſo war es eine Rattenfalle, denn man erkannte die eiſerne Spitze, woran der Speck zu befeſtigen war, und furchtbar zu denken, wie hinter dem großen und widrig biſſigen Tier die Klapptür niedergefallen war ... Ja, das nahm Zeit in Anſpruch, und als ſie ſich von der Falle aufrichteten, waren ihre Geſichter erhitzt, und ihre Kleider ſtarrten von Roſt und Staub. Klaus Heinrich klopfte ſie beide ab, aber das machte nicht vieles gut, denn ſeine Hände waren ebenfalls grau. Und plötzlich ſahen ſie, daß die Dämmerung vorgeſchritten war. Sie mußten raſch umkehren, Ditlinde be-

ſtand ängſtlich darauf; es war zu ſpät geworden, noch weiter vorzudringen.

„Das iſt unendlich ſchade", ſagte Klaus Heinrich. „Wer weiß, was wir noch entdeckt hätten und wann wir wieder Gelegenheit zum Stöbern bekommen, Ditlinde!" Aber er folgte der Schweſter doch, und ſie ſputeten ſich, die Wendeltreppe wieder zurückzulegen, durchquerten den Pfeilerſaal und traten hinaus in den Bogengang, um eilig und Hand in Hand den Heimweg aufzunehmen.

So wanderten ſie eine Strecke; aber Klaus Heinrich ſchüttelte den Kopf, denn ihm ſchien, als ſei dies der Weg nicht, den ſie gekommen waren. Sie wanderten weiter; aber mehrere Anzeichen bewieſen, daß ſie die Richtung verfehlt hatten. Dieſe ſteinerne Bank mit den Greifenköpfen war hier vorhin nicht geſtanden. Dies ſpitze Fenſter ging auf den weſtlichen, tiefer gelegenen Stadtteil ſtatt auf den inneren Hof mit dem Roſenſtock. Sie gingen irr, es half nichts, das fortzuleugnen; ſie hatten vielleicht den Saal mit den Pfeilern durch einen falſchen Ausgang verlaſſen und hatten ſich jedenfalls gründlich verlaufen.

Sie gingen ein Stückchen zurück, aber ihre Unruhe litt den Rückſchritt nicht lange, und ſo machten ſie wiederum kehrt und zogen es vor, bei dem einmal eingeſchlagenen Weg aufs Geratewohl zu beharren. Sie gingen in dumpfer, eingeſchloſſener Luft, und große, ungeſtört ausgearbeitete Spinngewebe breiteten ſich in den Winkeln aus; ſie gingen in Sorge, und Ditlinde zumal war reuevoll und dem Weinen nah. Man werde ihr Ausbleiben bemerken, ſie traurig anſehen, vielleicht gar dem Großherzog Meldung machen; ſie würden niemals den Weg finden, vergeſſen werden und Hungers ſterben. Und wo eine Rattenfalle ſei, Klaus Heinrich, da ſeien auch Ratten ... Klaus Heinrich

tröſtete ſie. Es gelte einzig, die Stelle zu finden, wo an der Wand die Harniſche und gekreuzten Fahnen hingen; von dieſem Punkte an ſei er der Richtung ſicher. Und plötzlich — ſie hatten eben ein Knie des Wandelganges zurückgelaſſen — plötzlich geſchah etwas. Sie ſchraken zuſammen.

Was ſie hörten, war mehr, als der Widerhall ihrer eigenen Schritte; es waren andere, fremde, ſchwerer als ihre, ſie kamen ihnen bald raſch, bald zögernd entgegen und waren von einem Schnaufen und Brummen begleitet, das ihnen das Blut erſtarren ließ. Ditlind machte Miene, davonzulaufen vor Schrecken; aber Klaus Heinrich gab ihre Hand nicht frei, und ſie ſtanden mit weiten Augen und ließen kommen, was kam.

Es war ein Mann, der im Halbdunkel ſichtbar wurde, und ruhig betrachtet, war ſeine Erſcheinung nicht grauenerregend. Er war gedrungen von Körperbau und gekleidet wie ein Veteran im Feſtzuge. Er trug einen Gehrock von altfränkiſchem Schnitt, einen wollenen Schal um den Hals und eine Medaille auf der Bruſt. Er hielt in der einen Hand einen geſchweiften Zylinderhut und in der anderen die beinerne Krücke ſeines knotig gerollten Regenſchirms, den er im Gehen taktmäßig auf die Flieſen ſtieß. Sein ſpärlich graues Haar war von dem einen Ohr aufwärts in verklebten Strähnen über ſeinen Schädel geſtrichen. Er hatte bogenförmige, ſchwarze Augenbrauen und einen gelblich-weißen Bart, der ihm wuchs wie dem Großherzog, ſchwere Oberlider und blaue, wäſſrige Augen mit Säcken aus welker Haut darunter; er hatte die landesüblichen Wangenknochen, und die Falten ſeines geröteten Geſichtes waren wie Riſſe. Ganz nahe herangekommen, ſchien er die Geſchwiſter zu erkennen, denn er ſtellte ſich gegen die Außenwand des Ganges, machte gleichſam Front und fing an,

eine Anzahl Verbeugungen auszuführen, dergestalt, daß er seinen ganzen Körper von den Fußballen an mehrmals kurz und ruckhaft nach vorn fallen ließ, wobei er seinem Mund einen biederen Ausdruck gab und seinen Zylinderhut, die Öffnung nach oben, vor sich hielt. Klaus Heinrich gedachte mit einer Kopfneigung an ihm vorüberzugehen, aber betroffen blieb er dennoch stehen, denn der Veteran begann zu sprechen.

„Um Vergebung!" stieß er tief und plötzlich hervor und fuhr dann gemächlicher fort: „Suche ausdrücklich um Vergebung nach bei den jungen Herrschaften! Aber würden die jungen Herrschaften es wohl für ungut nehmen, wenn ich ihnen die Bitte unterbreitete, mir gefälligst den nächsten Weg nach dem nächsten Ausgang bekanntzugeben? Es braucht nicht gerade das Albrechtstor zu sein — gar nicht mal nötig, daß es das Albrechtstor ist. Aber irgendein Ausgang aus dem Schloß, wenn ich so frei sein darf, das Ersuchen an die jungen Herrschaften zu richten ..."

Klaus Heinrich hatte seine linke Hand in die Hüfte gestemmt, weit hinten, so daß sie fast schon im Rücken saß, und sah zu Boden. Man hatte einfach das Wort an ihn gerichtet, hatte ihn geradeswegs und in unbehilflicher Form zur Rede gestellt; er dachte an seinen Vater und zog die Brauen zusammen. Er arbeitete hastig an der Frage, wie er sich in dieser fehlerhaften und unordentlichen Lage zu verhalten habe. Albrecht hätte seinen kleinen Mund gemacht, hätte mit seiner kurzen, gerundeten Unterlippe ein wenig an der oberen gesogen und wäre schweigend weitergegangen — soviel war sicher. Aber warum stöberte man, wenn man an dem ersten ernsthaften Abenteuer steif und gekränkt vorübergehen wollte? Und der Mann war rechtschaffen und führte sicher nichts Böses im Schilde, das sah

Klaus Heinrich, als er ſich zwang, die Augen aufzuſchlagen. Er ſagte einfach: „Gehen Sie mit uns, das iſt das beſte. Ich will Ihnen gerne zeigen, wo Sie abbiegen müſſen, damit Sie zu einem Ausgang kommen.“ Und ſie gingen.

„Danke!“ ſagte der Mann. „Danke aufrichtig für alle Freundlichkeit! Hätte wahrhaftigen Gott nicht gedacht, daß ich eines Tages noch mal mit den jungen Herrſchaften im Alten Schloß herumſpazieren würde. Aber ſo geht es, und nach all meinem Ärger ... denn ich hab' mich geärgert, mächtig geärgert, das bleibt wahr und beſtehen ... nach all meinem Ärger hab' ich nun doch noch dieſe Ehre und dieſes Vergnügen.“

Klaus Heinrich wünſchte ſehr, zu fragen, was der Grund von ſoviel Ärger geweſen ſei; aber der Veteran fuhr ſchon fort (und ſtampfte taktmäßig dabei ſeinen Regenſchirm auf die Flieſen): „Und ich hab' die jungen Herrſchaften auch gleich erkannt, trotzdem es ein bißchen dunkel iſt hier in den Gängen, denn ich hab' ſie doch manches liebe Mal in der Kaleſche geſehn und mich immer gefreut, denn ich hab' ſelbſt ſo'n Paar Würmer zu Haus, will ſagen, meine ſind Würmer, meine ... und der Junge heißt auch Klaus Heinrich.“

„Gerade wie ich?“ ſagte Klaus Heinrich aus unmittelbarem Vergnügen ... „Das iſt ein hübſcher Zufall!“

„Nö, Zufall? Nach I h n e n!“ ſagte der Mann. „Das iſt denn doch wohl kein Zufall nicht, wo er doch ausgeſprochen nach Ihnen ſo heißt, denn er iſt ein paar Monat jünger als Sie, und da gibt es viele in Stadt und Land, die auch ſo heißen, alle nach Ihnen. Nö, Zufall kann man doch das wohl nicht nennen ...“

Klaus Heinrich verbarg ſeine Hand und ſchwieg.

„Ja, gleich erkannt", sagte der Mann. „Und hab' mir gedacht: Gottlob, dacht' ich, und das nenn' ich Glück im Unglück, und die werden dir aus der Falle helfen, worein du alter Tölpel getappt bist, und kannst wohl lachen, dacht' ich, denn hier ist schon mancher herumgestolpert, den die Kujone auf den Leim geführt haben und der's so gut nicht getroffen hat ..."

Kujone? dachte Klaus Heinrich ... Und auf den Leim? Er blickte starr geradeaus, er wagte nicht zu fragen. Eine Furcht, eine Hoffnung kam ihn an ... Er sagte ganz leise: „Man hat Sie ... auf den Leim geführt?"

„An der Nase!" sagte der Veteran. „An der Nase haben sie mich geführt, die Halunken, und das mit Glanz! Aber das kann ich den jungen Herrschaften sagen, so jung Sie sind, aber das wird Ihnen gut tun, zu wissen, daß es eine große Verderbnis ist hier mit den Leuten. Da kommt man und liefert mit allem Respekt seine Arbeit ein ... Ja, Gott soll mich bewahren!" rief er plötzlich und schlug sich mit seinem Hut vor die Stirn. „Ich hab' mich den Herrschaften wohl noch nicht mal präsentiert und bekanntgegeben? — Hinnerke!" sagte er. „Schuhmachermeister Hinnerke, Hoflieferant, gedient und ausgezeichnet!" Und er wies mit dem Zeigefinger seiner großen, rauhen und gelblich gefleckten Hand auf die Medaille an seiner Brust. „Die Sache ist so, daß Königliche Hoheit, der Herr Papa, die Gnade gehabt hat, ein Paar Stiefel bei mir zu bestellen, Schaftstiefel, Reitstiefel, mit Sporenkäppchen und in Lackleder von prima Qualität. Die mach' ich denn, ich hab' sie ganz allein gemacht mit aller Akkuratesse, und heut sind sie fertig und blitzten nur so. Sollst selbst gehen, sag' ich zu mir ... ich hab' einen Jungen, der austrägt, aber ich sage zu mir: Sollst selbst gehen, es ist für den Herrn

Großherzog. Und zieh' mich denn an und nehm' meine Stiefel und gehe aufs Schloß. ‚Schön!' ſagen gleich unten die Lakaien und wollen ſie mir abnehmen. ‚Nein!' ſag' ich, denn ich trau' ihnen nicht. Ich hab' meine Aufträge und meinen Hoftitel für mein Renommee, will ich den Herrſchaften ſagen, und nicht, weil ich die Kammerlakeien bezahle. Aber die Burſche ſind verwöhnt mit Trinkgeldern von den Lieferanten und wollen bloß was von mir für die Beſorgung. ‚Nein,' ſag' ich, denn ich bin nicht für Durchſtecherei und ſchleichendes Weſen, ‚ich will ſie perſönlich einliefern, und wenn ich ſie nicht dem Herrn Großherzog ſelber geben kann, ſo will ich ſie Herrn Kammerdiener Prahl geben.' Sie giften ſich, aber ſie ſagen: ‚Dann müſſen Sie da hinaufgehen!' Und ich gehe da hinauf. Da oben ſind wieder welche und ſagen ‚Schön!' und wollen die Stiefel beſorgen, aber ich verlange nach Prahl und bleibe dabei. Sie ſagen: ‚Er trinkt Kaffee', aber ich bin feſt und ſage, dann will ich warten, bis er ausgetrunken hat. Und indem ich das ſage, wer kommt vorbei in ſeinen Schnallenſchuhen? Kammerdiener Prahl. Und ſieht mich denn, und ich gebe ihm die Stiefel mit ein paar angemeſſenen Worten, und er ſagt ‚Schön!' und ſagt noch eigens: ‚Hübſch ſind ſie!' und nickt mir zu und trägt ſie weg. Nu bin ich ruhig, denn Prahl, auf den is Verlaß, und nu will ich gehen. ‚Hö!' ruft einer. ‚Herr Hinnerke! Sie gehen ja falſch!' ‚Verdammt!' ſag' ich und kehre um und gehe nach der andern Seite. Aber das war das Dümmſte, was ich tun konnte, denn ſie hatten mich in den April geſchickt, und ich gehe, wohin ich nicht will. Ich gehe ein Stück und treffe wieder ſo einen und frage ihn nach dem Albrechtstor. Aber er merkt gleich, was los iſt und ſagt: ‚Dann gehen Sie man erſt die Terppe hinauf und

dann immer nach links und dann wieder hinunter, dann ſchneiden Sie ein großes Stück ab!' Und ich habe Vertrauen zu ſeiner Freundſchaft und tue, wie er ſagt und verbieſtere mich mehr und mehr und komme aus aller Kontenanz. Da merke ich, daß es nicht meine Schuld iſt, ſondern die von den Spitzbuben, und mir fällt ein, daß ich gehört habe, daß ſie das oft ſo machen mit Lieferanten, die ihnen kein Trinkgeld geben, und laſſen ſie herumirren, daß ſie ſchwitzen. Und der Ärger macht mich blind und dumm, und komme in Gegenden, wo keine Seele mehr atmet und weiß nicht ein und nicht aus und graule mich ordentlich. Und ſchließlich treff' ich die jungen Herrſchaften. Ja, ſo iſt es mir gegangen mit meinen Stiefeln!" ſchloß Schuſter Hinnerke und wiſchte ſich die Stirn mit dem Handrücken.

Klaus Heinrich preßte Ditlindens Hand. Sein Herz pochte ſo ſtark, daß er ganz und gar vergaß, ſeine Linke zu verbergen. Das war es. Das war etwas davon, ein wenig, ein Zug! Sicher, das war von den Dingen, die ſein „hoher Beruf" ihm vorenthielt, war von dem Treiben der Leute, wie ſie unverſchönt und am Alltag waren! Die Lakaien ... Er ſchwieg, er fand kein einziges Wort.

„Da ſchweigen ſie nun," ſagte der Schuſter, „die jungen Herrſchaften!" Und ſeine biedere Stimme war ganz bewegt. „Ich hätte es ihnen wohl gar nicht erzählen ſollen, weil es nicht ihre Sache iſt, ſo was Schlechtes zu erfahren. Aber dann denk' ich doch wieder," ſagte er, legte den Kopf auf die Seite und ſchnippte mit den Fingern in der Luft, „daß es nicht ſchaden kann, daß es ihnen gar nicht ſchaden kann für künftig und ſpäterhin ..."

„Die Lakaien ..." ſagte Klaus Heinrich und nahm

einen Anlauf ... „Die ſind wohl ſchlimm? Ich kann es mir lebhaft vorſtellen ...“

„Schlimm?“ ſagte der Schuſter. „Nichtswürdig ſind ſie. Das iſt das Wort für ſie. Wiſſen Sie, wozu ſie fähig ſind? Sie halten die Waren zurück, wenn ſie nicht genug Trinkgeld bekommen, halten ſie zurück, wenn der Lieferant ſie in aller Pünktlichkeit zur beſtimmten Zeit überſendet, und geben ſie mit großer Verſpätung ab, damit den Lieferanten die Schuld trifft und er daſteht als pflichtvergeſſen in den Augen der höchſten Herrſchaften, und ihm die Aufträge entzogen werden. Das tun ſie ohne Skrupeln, und es iſt ganz bekannt in der Stadt ...“

„Ja, das iſt arg!“ ſagte Klaus Heinrich. Er lauſchte, lauſchte. Er wußte noch kaum, wie ſehr erſchüttert er war. „Sie tun wohl noch mehr?“ ſagte er ... „Ich glaube beſtimmt, daß ſie noch mehr tun in dieſer Art.“

„Und ob!“ ſagte der Mann und lachte. „Nein, die laſſen es nicht fehlen, will ich den jungen Herrſchaften ſagen, die betätigen ſich in mancher Hinſicht. Da iſt zum Beiſpiel der Spaß mit dem Türenöffnen ... Das machen ſie ſo. Jemand wird zur Audienz zugelaſſen bei Herrn Papa, unſerm gnädigſten Großherzog, und nehmen Sie an, daß er ein Neuling iſt und noch nie bei Hofe war. Und kommt denn im Frack und hat Froſt und Hitze, denn es iſt ja natürlich keine Kleinigkeit, zum erſtenmal vor der Königlichen Hoheit zu ſtehen. Und die Lakaien lächeln über ihn, weil ſie hier zu Hauſe ſind, und bugſieren ihn ins Vorzimmer, und er weiß nicht, wie ihm geſchieht, und vergißt denn auch richtig, den Lakaien Trinkgeld zu geben. Aber dann kommt ſein Augenblick, und der Herr Adjutant ſagt ſeinen Namen, und die Lakaien machen die Flügeltür auf und laſſen ihn in das Zimmer hinein, wo der Herr

Großherzog warten. Da ſteht denn der Neuling und macht Reverenz und ſagt ſeine Antworten, und der Herr Großherzog in ſeiner Güte gibt ihm die Hand, und nu is er entlaſſen und geht nach rückwärts und denkt, die Flügeltür ſoll hinter ihm aufgehen, wie man es ihm beſtimmt verſprochen hat. Aber ſie geht nicht auf, ſag' ich den jungen Herrſchaften, denn die Lakaien ſind giftig auf ihn, weil ſie kein Trinkgeld bekommen haben, und rühren keinen Finger da draußen. Aber er darf ſich nicht umdrehen, das darf er beileibe nicht, weil er dem Herrn Großherzog ſeinen Rücken nicht zeigen darf, das wäre ein großer Verſtoß und eine Beleidigung für den hohen Herrn. Und ſucht denn hinter ſich mit der Hand nach dem Türgriff und findet ihn nicht und kriegt das Zappeln und ſpringt an der Tür herum, und hat er ſchließlich durch Gottes Erbarmen den Griff, ſo is es 'ne altmod'ſche Klinke, und er verſteht ſich nich drauf und fingert und renkt ſich den Arm aus und rackert ſich ab und verneigt ſich zwiſchendurch aus Verzweiflung, bis der gnädigſte Herr ihn womöglich zuletzt mit eigener Hand hinauslaſſen muß. Ja, das iſt das mit dem Türöffnen! Aber das iſt noch gar nichts, und nun will ich den jungen Herrſchaften ..."

Sie hatten im Sprechen und Lauſchen des Weges kaum acht gehabt, hatten Treppen zurückgelegt und befanden ſich im Erdgeſchoß, unweit des Albrechtstores. Eiermann, ein Kammerlakai der Großherzogin, kam ihnen entgegen. Er trug einen violetten Frack und Backenbartſtreifen. Er war ausgeſandt, Ihre Großherzoglichen Hoheiten zu ſuchen. Er ſchüttelte ſchon von weitem in lebhaftem Bedauern den Kopf und machte einen trichterförmigen Mund dazu. Aber als er den Schuſter Hinnerke gewahrte, der mit den Kindern ging und ſeinen Regenſchirm vor ſich herſtieß, ver-

ſagten alle Muskeln ſeines Geſichtes, und es ward ſchlaff und dumm.

Es blieb kaum Zeit zu Dank und Abſchied, ſo raſch wußte Eiermann den Meiſter von den Kindern zu trennen und zu entfernen. Und unter ſchlimmen Ankündigungen geleitete er Ihre Großherzoglichen Hoheiten in deren Zimmer hinauf, zu Madame aus der Schweiz.

Man blickte zu Gott empor und ſchlug die Hände zuſammen bezüglich ihres Ausbleibens und des Zuſtandes ihrer Kleider. Das Schlimmſte geſchah: Man „ſah ſie traurig an". Aber Klaus Heinrich brachte nur das Notdürftigſte an Zerknirſchung zuſtande. Er dachte: Die Lakaien ... „Du Reiner, du Feiner", lächelten ſie, denn ſie nahmen Geld und ließen die Lieferanten auf den Korridoren irren, wenn ſie keins bekamen, hielten die Waren zurück, damit den Lieferanten die Schuld träfe, und öffneten nicht die Flügeltür, ſo daß der Audienzhabende zappeln mußte. Das war im Schloß, und wie mochte es draußen ſein? Draußen unter den Leuten, die ſo fromm und fremd auf ihn ſchauten, wenn er grüßend vorüberfuhr? ... Aber wie unterfing ſich der Mann, es ihm zu ſagen? Nicht ein einziges Mal hatte er ihn Großherzogliche Hoheit genannt, hatte ihm Gewalt angetan und ſeine Reinheit und Feinheit gröblich verletzt. Und warum war es gleichwohl ſo ſeltſam ſüß, das von den Lakaien zu hören? Warum ſchlug ſein Herz mit ſolcher entſetzten Freude, da etwas von den wilden und frechen Dingen es berührte, deren ſeine Hoheit nicht teilhaft war?

Doktor Überbein

*****

Klaus Heinrich verlebte drei Knabenjahre gemeinſam mit Altersgenoſſen aus dem Hof- und Landadel der Monarchie in einem Internat, einer Art erlauchten Konvikts, das Hausminiſter von Knobelsdorff ſeinethalben auf Jagdſchloß „Faſanerie" begründet und eingerichtet hatte.

Seit hundert Jahren im Kronbeſitz, gab Schloß „Faſanerie" dem erſten Aufenthaltspunkt einer von der Reſidenz gen Nordweſten führenden Staatsbahnlinie ſeinen Namen und hatte ihn ſeinerſeits von einem unweit in Wieſe und Buſch gelegenen „zahmen" Faſanengehege, das die Liebhaberei eines früheren Landesherrn geweſen war. Das Schloß, ein einſtöckiges, kaſtenartiges Landhaus mit einem von Blitzableitern überragten Schindeldach, ſtand mit Remiſe und Stallgebäude hart am Saume ausgebreiteter Nadelwaldungen. Eine Reihe bejahrter Linden in Front, blickte es über ein weites, in fernem, blauendem Bogen vom Walde umgrenztes und von Pfaden durchkreuztes Wieſengelände hin, auf dem ſich gewalzte Spielplätze und Hürden zum Hindernisreiten abzeichneten. Dem Schloſſe ſchräg gegenüber war ein Wirtshaus, ein Bier- und Kaffeegarten mit hohen Bäumen gelegen, den ein bedächtiger Mann namens Stavenüter in Pacht hatte, und der an Sommerſonntagen von Ausflüglern, beſonders Radfahrern, aus der Hauptſtadt bevölkert war. Den Zöglingen der „Faſanerie"

war der Beſuch des Wirtsgartens nur unter Aufſicht eines Lehrers erlaubt.

Es waren ihrer fünf außer Klaus Heinrich: ein Trümmerhauff, ein Gumplach, ein Platow, ein Prenzlau und ein Wehrzahn. Sie wurden in der Gegend „die Faſanen“ genannt. Ein ziemlich ausgedienter Landauer aus dem Hofbeſtande, ein Gig, ein Schlitten und einige Reitpferde ſtanden ihnen zur Verfügung, und wenn zur Winterszeit ein Teil der Wieſen überſchwemmt und gefroren war, ſo bot ſich Gelegenheit zum Schlittſchuhlaufen. Es gab einen Koch, zwei Kammermädchen, einen Kutſcher und zwei Lakaien auf Schloß „Faſanerie“, von denen der eine zur Not gleichfalls zu fahren verſtand.

Gymnaſialprofeſſor Kürtchen, ein kleiner, mißtrauiſcher und reizbarer Junggeſelle von komödiantiſchen Formen und einer altfränkiſchen Ritterlichkeit, leitete das Konvikt. Er trug einen geſtutzten, ergrauten Schnurrbart, eine Goldbrille vor ſeinen unruhigen braunen Augen und im Freien ſtets einen in den Nacken gerückten Zylinderhut. Er ging mit vorgeſtrecktem Unterleib, indem er ſeine kleinen Fäuſte nach Art eines Dauerläufers zu beiden Seiten ſeines Bäuchleins hielt. Er behandelte Klaus Heinrich mit einem ſelbſtgefälligen Takt, war aber voller Verdacht gegen den Adelshochmut ſeiner übrigen Zöglinge und geriet in die Wut eines Katers, wenn er Geringſchätzung ſeines Bürgertums witterte. Auf Spaziergängen liebte er es, wenn Leute in der Nähe waren, ſtehenzubleiben, ſeine Schüler in dichter Gruppe um ſich zu verſammeln und ihnen, mit dem Stock im Sande zeichnend, irgend etwas zu demonſtrieren. Frau Amelung, eine ſtark nach Hoffmannstropfen duftende Hauptmannsfrau, welche die Schlüſſel der Anſtalt führte, nannte

er „gnädige Dame" und wußte ſich etwas mit dieſer Art Kenntnis des feinen Tones.

Ein noch jugendlicher Hilfslehrer mit Doktorgrad ſtand dem Profeſſor Kürtchen zur Seite — ein aufgeräumter, tätigkeitsfroher und redegewandt ſchwadronierender, dabei ſchwärmeriſch geſinnter Menſch, der Klaus Heinrichs Denkart und Selbſtempfindung vielleicht mehr, als gut war, beeinflußte. Auch ein Turnmeiſter namens Zotte war genommen worden. Nebenbei bemerkt hieß der Hilfslehrer Überbein, mit Vornamen Raoul. Was ſonſt an Lehrern noch nötig war, kam jeden Tag mit der Eiſenbahn aus der Hauptſtadt.

Klaus Heinrich bemerkte mit Einverſtändnis, daß in ſachlicher Beziehung die Anſprüche, die man an ihn ſtellte, ſich raſch verminderten. Schulrat Dröges faltiger Zeigefinger haftete nicht mehr an den Zeilen, er hatte das ſeine getan; und während der Unterrichtsſtunden ſowohl wie bei Korrektur der ſchriftlichen Arbeiten nahm Profeſſor Kürtchen ausgiebig Gelegenheit, ſeinen Takt zu erweiſen. Ganz kurze Zeit nach Begründung des Internates bat er eines Tages — es war nach dem Gabelfrühſtück in dem hochfenſtrigen Speiſeſaal zu ebener Erde — Klaus Heinrich zu ſich hinauf in ſein Studierzimmer und äußerte wörtlich: „Es iſt gegen das allgemeine Intereſſe, daß Großherzogliche Hoheit während unſerer gemeinſamen wiſſenſchaftlichen Übungen zur Beantwortung von Fragen herangezogen werden, die Ihnen im Augenblick unwillkommen ſind. Andererſeits iſt es wünſchenswert, daß Großherzogliche Hoheit ſich ſtets durch Handerheben zur Antwort melden. Ich bitte Großherzogliche Hoheit daher, zu meiner Orientierung, bei unwillkommenen Fragen den Arm in ganzer Länge auszuſtrecken, bei ſolchen aber, zu deren Löſung aufgefordert

zu werden Ihnen angenehm wäre, ihn nur halbwegs und im rechten Winkel zu erheben." Was Doktor Überbein betraf, so erfüllte er den Schulsaal mit einer schallenden Gesprächigkeit, deren Frohsinn das Gegenständliche unter sich ließ, ohne es aus den Augen zu lassen. Er hatte mit Klaus Heinrich keinerlei Vereinbarung getroffen, sondern befragte ihn, wann es ihm einfiel, mit freier Freundlichkeit, ohne daß eine Verlegenheit daraus entstand. Und Klaus Heinrichs wenig sachdienliche Antworten schienen Doktor Überbein zu entzücken, ihn zu einer heiteren Begeisterung hinzureißen. „Ohoho!" rief er und legte lachend den Kopf hintüber ... „O Klaus Heinrich! O Prinzenblut! O Eure Ahnungslosigkeit! Des Lebens rauhe Problematik fand Sie unvorbereitet! Nun denn, mir umgetriebenem Manne steht es an, sie zu entwirren." Und er gab selbst die Antwort; rief keinen anderen mehr auf, wenn Klaus Heinrich falsch geantwortet hatte. — Die Unterrichtsweise der übrigen Lehrer trug einen anspruchslos vortragenden Charakter. Und Turnlehrer Zotte hatte von hoher Stelle die Weisung, die körperlichen Exerzitien mit aller Rücksicht auf Klaus Heinrichs linke Hand zu leiten — so zwar, daß nicht einmal des Prinzen eigene oder der anderen Knaben Aufmerksamkeit unnötigerweise auf den kleinen Fehler gelenkt werde. Die Leibesübungen beschränkten sich also auf Laufspiele, und in der Reitstunde, die gleichfalls Herr Zotte erteilte, war alle Verwegenheit ausgeschlossen.

Klaus Heinrichs Verhältnis zu den fünf Kameraden war nicht innig zu nennen, es wollte zu eigentlicher Vertrautheit nicht gedeihen. Er stand für sich, war niemals einer von ihnen, ging schlechterdings in ihrer Anzahl nicht auf. Sie waren fünf, und er war einer; der Prinz, die Fünfe und die Lehrer, das war die Anstalt. — Mehreres stand einer

unbefangenen Freundſchaft entgegen. Die Fünf waren Klaus Heinrichs wegen da, ſie waren zur Gefährtſchaft mit ihm befohlen, ſie wurden in der Stunde nicht mehr gefragt, wenn er falſch geantwortet hatte, ſie hatten ſich bei Ritt und Spiel ſeiner Körperbeſchaffenheit anzupaſſen. Sie fanden ſich auf den Vorzug der Lebensgemeinſchaft mit ihm bis zum Überdruß hingewieſen. Ein paar von ihnen, die jungen von Gumplach, von Platow und von Wehrzahn, minderbegüterte Landjunker, ſtanden die ganze Zeit unter dem Einfluß des beglückten Stolzes, den ihre Eltern an den Tag gelegt hatten, als die Einladung des Hausminiſteriums ihnen zugegangen war, der Glückwünſche, die man ihnen von allen Seiten dargebracht hatte. Graf Prenzlau andererſeits, jener Dicke, Rothaarige, Sommerſproſſige mit der atemloſen Sprechweiſe und dem Vornamen Bogumil, war ein Sproß der reichſten und adligſten Grundbeſitzerfamilie des Landes, verwöhnt und voll Selbſtgefühl. Er wußte genau, daß die Seinen die Aufforderung des Barons von Knobelsdorff nicht wohl hatten ausſchlagen können, daß ſie ihnen aber durchaus keine Himmelsgnade bedeutet hatte, und daß er, Graf Bogumil, auf den Gütern ſeines Vaters weit beſſer und ſtandesgemäßer hätte leben können als auf Schloß „Faſanerie“. Er fand die Reitpferde ſchlecht, den Landauer ſchäbig, den Gig in der Bauart veraltet: er murrte heimlich über das Eſſen. Dagobert Graf Trümmerhauff, ein windhundähnlicher und feiner Knabe, deſſen Rede ein Säuſeln war, hielt zu ihm in allen Stücken.

Sie hatten ein Wort miteinander, das voll von dem Ausdruck ihres mäkligen und ariſtokratiſchen Weſens war, und das ſie mit einer ſchneidenden Kehlſtimme gern und häufig verwandten: „Schweinerei“. Es war eine Schwei-

nerei, ſich loſe Kragen ans Hemd zu knüpfen. Es war eine Schweinerei, im gewöhnlichen Sakko-Anzug Lawn-Tennis zu ſpielen. Aber Klaus Heinrich fühlte ſich nicht zur Pflege dieſes Wortes geboren. Er hatte bisher überhaupt nicht gewußt, daß es Hemden mit angenähten Kragen gab, und daß man ſo viele Anzüge auf einmal beſitzen könne wie Bogumil Prenzlau. Er hätte gern „Schweinerei" geſagt, aber ihm fiel ein, daß er zur ſelben Stunde geſtopfte Strümpfe trug. Er fand ſich unelegant neben Prenzlau und plump im Vergleich mit Trümmerhauff. Trümmerhauff war edel wie ein Tier. Er hatte eine lange, ſpitze Naſe mit meſſerſcharfem Rücken und weiten, vibrierenden, dünnwandigen Nüſtern, bläuliche Adern an ſeinen zarten Schläfen und winzige Ohren ohne Läppchen. Aus ſeinen weiten farbigen Manſchetten, die mit goldenen Kettenknöpfen geſchloſſen waren, kamen erleſene Damenhände mit gewölbten Nägeln hervor, und das Gelenk der einen war mit einem goldenen Armband geſchmückt. Er ſäuſelte mit halbgeſchloſſenen Augen ... Nein, es war klar, daß Klaus Heinrich mit Trümmerhauff an Vornehmheit nicht wetteifern konnte. Seine rechte Hand war ziemlich breit, er hatte Backenknochen wie alles Volk, und geradezu ſtämmig kam er ſich vor an Dagoberts Seite. Wohl möglich, daß Albrecht es beſſer verſtanden hätte, mit den Faſanen „Schweinerei" zu ſagen. Er ſeinerſeits war kein Ariſtokrat, war keiner, deutliche Tatſachen ſprachen dagegen. Wie war es mit ſeinem Namen? Klaus Heinrich, ſo hießen die Schuſterſöhne im Land, und Herrn Stavenüters Kinder dort drüben, die die Finger zum Schneuzen gebrauchten, wurden wie er, wie ſeine Eltern, ſein Bruder genannt. Aber die Adligen hießen Bogumil und Dagobert .. Klaus Heinrich ſtand einzeln und allein unter den Fünfen.

Er ſchloß dennoch eine Freundſchaft auf Schloß „Faſanerie“, und es war die mit Doktor Überbein, dem Hilfslehrer, Raoul Überbein war kein ſchöner Mann. Er hatte einen roten Bart und eine grünlich-weiße Geſichtsfarbe zu waſſerblauen Augen, ſpärliches rotes Haar und überaus häßliche, abſtehende und nach oben ſpitz zulaufende Ohren. Aber ſeine Hände waren klein und zart. Er benutzte ausſchließlich weiße Krawatten, was ſeiner Erſcheinung etwas Feſtliches verlieh, obgleich ſeine Garderobe dürftig war. Er trug im Freien einen Lodenmantel und beim Reiten — denn Doktor Überbein ritt, und zwar vortrefflich — einen ſtrapazierten Gehrock, deſſen Schöße er mit Sicherheitsnadeln umlegte, enge, geknöpfte Hoſen und einen neuen Hut.

Worin beſtand der Zauber, den er auf Klaus Heinrich ausübte? Dieſer Zauber war mehrfach zuſammengeſetzt. Man lebte noch nicht lange miteinander, als unter den „Faſanen“ das Gerücht in Umlauf kam, der Hilfslehrer habe vor Jahr und Tag mit genauer Not ein Kind aus einem Moor oder Sumpf gezogen und befinde ſich im Beſitz der Rettungsmedaille. Das war ein Eindruck. Später erfuhr man noch mehr aus Doktor Überbeins Leben, und auch Klaus Heinrich erfuhr davon. Es hieß, er ſei dunkler Herkunft, ſei vaterlos. Seine Mutter ſei eine Schauſpielerin geweſen, die ihn gegen Entgelt von armen Leuten an Kindes Statt habe annehmen laſſen, und ehemals habe er Hunger gelitten, woher die grünliche Färbung ſeines Geſichtes rühre. Das waren Dinge, die ſich der Einſicht, ja dem Nachdenken verſchloſſen, wilde, unzugängliche Dinge, auf welche übrigens Doktor Überbein zuweilen ſelber anſpielte, zum Beiſpiel, wenn die adeligen Knaben, denen ſein dunkler Urſprung im Sinne ſaß, ſich etwa anmaßend und unziemlich gegen ihn betrugen. „Neſthäkchen und

Mütterſöhnchen!“ ſagte er dann in lautem Unmut. „Ich laſſe mir lange genug den Wind um die Naſe wehen, um Beſcheidenheit von euch Herrchen verlangen zu dürfen!“ — Auch dies, daß Doktor Überbein ſich den Wind hatte um die Naſe wehen laſſen, verfehlte nicht ſeine Wirkung auf Klaus Heinrich. Aber das eigentlich Reizvolle an des Doktors Perſon war die Art ſeines direkten Verhaltens gegen Klaus Heinrich, der Ton, in dem er vom erſten Tage an mit ihm verkehrte, und der ihn von allen anderen Menſchen ſtrikt unterſchied. Er wußte nichts von der ſteifen Verſchloſſenheit der Lakaien, von Madames bleichem Entſetzen, von Schulrat Dröges ſachlichen Verbeugungen oder von Profeſſor Kürtchens ſelbſtgefälliger Rückſichtnahme; er wußte gar nichts von dem fremden, frommen und dennoch zudringlichen Weſen, mit dem die Leute draußen auf Klaus Heinrich blickten. Während der erſten Tage nach Zuſammentritt des Konviktes verhielt er ſich ſchweigſam, beſchränkte ſich auf Beobachtung. Dann aber näherte er ſich dem Prinzen mit einem lächelnden und lauten Freimut, einer friſchen, väterlichen Kameradſchaftlichkeit, wie Klaus Heinrich ſie niemals gekannt hatte. Sie verſtörte ihn anfangs, er blickte erſchreckt in des Doktors grünliches Geſicht. Aber dieſe Verwirrung wirkte auf jenen nicht zurück, ſchüchterte ihn keineswegs ein; ſie beſtärkte ihn in ſeiner herzlich ſchwadronierenden Unbefangenheit, und nicht lange, ſo war Klaus Heinrich erwärmt und gewonnen. Denn in Doktor Überbeins Art lag nichts Gemeines, nichts Niederreißendes, nicht einmal etwas Abſichtliches und Erzieheriſches. Es lag darin die Überlegenheit eines Mannes, der ſich den Wind hatte um die Naſe wehen laſſen, und zugleich eine zarte und freie Huldigung für Klaus Heinrichs anderes Sein und Weſen; Liebe und Anerkennung lag dar-

in, nebſt dem fröhlichen Antrag eines Bündniſſes zwiſchen ihren beiden Weſensarten. Er nannte ihn ein paarmal „Hoheit“, dann einfach „Prinz“, dann ganz einfach „Klaus Heinrich“. Und dabei blieb es.

Sie hielten die Tete, der Doktor auf ſeinem breiten Schecken links von Klaus Heinrich auf ſeinem gutgeſinnten Fuchs, wenn die „Faſanen“ ſpazieren ritten — trabten im Schnee oder Blätterfall, durch Frühjahrsſchmelze oder Sommersbrüten den Waldesſaum entlang, über Land, durch die Dörfer, und Doktor Überbein erzählte von ſeinem Leben. Raoul Überbein, wie das klang, nicht wahr? Geſchmackvoll war weſentlich anders! Ja, Überbein war der Name ſeiner Adoptiveltern geweſen, armer, alternder Leutchen aus der unteren Bankbeamtenſphäre, und er führte ihn nach Recht und Spruch. Aber daß er Raoul genannt werde, darin hatte die einzige Beſtimmung und Vorſchrift ſeiner Frau Mutter beſtanden, als ſie die Abfindungsſumme nebſt ſeiner fatalen kleinen Perſon den Leutchen eingehändigt hatte — eine ſentimentale Beſtimmung offenbar, eine Beſtimmung der Pietät. Sehr möglich wenigſtens, daß ſein rechter und eigentlicher Vater Raoul geheißen hatte, und hoffentlich hatte ſein Nachname in ſchönem Einklang damit geſtanden. Übrigens war es eine ziemlich leichtſinnige Handlungsweiſe ſeiner Pflegeeltern geweſen, ein Kind anzunehmen, denn „ein gewiſſer“ Schmalhans war Küchenmeiſter geweſen bei Überbeins, und wahrſcheinlich hatten ſie nur aus einer dringenden Notlage nach der Abfindungsſumme gegriffen. Nur die dürftigſte Schulausbildung war dem Knaben zuteil geworden, aber er hatte ſich die Freiheit genommen, zu zeigen, wer er war, hatte ſich ein bißchen hervorgetan, und da er gern Lehrer werden wollte, ſo waren ihm aus einem öffentlichen Fonds die

Mittel zur Seminarausbildung bewilligt worden. Nun, er hatte das Seminar absolviert, nicht ohne Auszeichnung übrigens, denn es war ihm drauf angekommen, und dann hatte man ihn als Volksschullehrer angestellt, mit einem kolossalen Gehalt, wovon er noch hie und da aus Erkenntlichkeit seine ehrlichen Pflegeeltern unterstützt hatte, bis sie beinahe gleichzeitig gestorben waren. Wohl ihnen! Da hatte er gestanden, allein in der Welt, ein Malheur von Geburt und arm wie ein Spatz und von Gott begabt mit einer grünlichen Fratze nebst Hundsohren, um sich einzuschmeicheln. Freundliche Bedingungen, nicht wahr? Aber solche Bedingungen, das waren die guten Bedingungen — ein für allemal, so verhielt es sich. Eine elende Jugend, Einsamkeit und Ausgeschlossenheit vom Glücke, von der Bummelei des Glücks, ein ausschließliches und strenges Auf-die-Leistung-Gestelltsein — man setzte kein Fett an dabei, man ward innerlich sehnig, man kannte kein Behagen und überflügelte diesen und jenen. Welche Begünstigung der Fähigkeiten, wenn man kalt und klar auf sie angewiesen war! Welch Vorteil vor denen, die „es nicht nötig", in dem Grade „nicht nötig hatten"! Vor den Leuten, die sich des Morgens eine Zigarre anzündeten ... Zu jener Zeit, am Krankenbett eines seiner ungewaschenen kleinen Schüler, in einer Stube, wo es nicht gerade nach Frühlingsblüten roch, hatte Raoul Überbein die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht — etliche Jahre älter als er, aber in ähnlicher Lage und ebenfalls ein Malheur von Geburt, insofern er ein Jude war. Klaus Heinrich kannte ihn — doch man konnte sagen, daß er ihn bei intimer Gelegenheit kennengelernt hatte. Sammet war sein Name, medicinae doctor; er war durch Zufall auf der Grimmburg zugegen gewesen, als Klaus Heinrich geboren wurde, und hatte sich

ein paar Jahre danach in der Hauptstadt als Kinderarzt aufgetan. Nun, das war Überbeins Freund, war es heute noch, und damals hatten sie manches gute Gespräch über Schicksal und Strammheit miteinander gehabt. Verdammt noch mal, sie hatten sich den Wind um die Nase wehen lassen, einer wie der andere. Überbein angehend, so dachte er mit ernster Freude an die Zeit zurück, da er Volksschullehrer gewesen war. Seine Tätigkeit hatte sich nicht ganz und gar auf das Klassenzimmer beschränkt, er hatte sich den Spaß gemacht, sich auch persönlich und menschlich ein bißchen um seine kleinen Strolche zu kümmern, ihnen in ihr Heim, ihr zuweilen nicht sehr idyllisches Familienleben nachzugehen, und dabei verfehlte man nicht, allerlei Einblicke zu tun. Wahrhaftig, wenn er vordem des Lebens schmallippiges Antlitz noch nicht gekannt hatte, so hatte er damals Gelegenheit gehabt, hineinzusehen. Übrigens hatte er nicht aufgehört, für sich selbst zu arbeiten, hatte fetten Bürgerkindern Privatstunden erteilt und sich den Leibgurt enger gezogen, um sich Bücher kaufen zu können — hatte die langen, stillen und freien Nächte benutzt, um zu studieren. Und eines Tages hatte er mit außerordentlicher Genehmigung die Staatsprüfung abgelegt, hatte nebenbei promoviert und war zur Lateinschule übergegangen. Eigentlich hatte es ihm leid getan, seine kleinen Strolche zu verlassen; aber so war sein Weg gewesen. Und dann hatte es sich gefügt, daß man ihn zum Hilfslehrer auf Schloß „Fasanerie" erkoren hatte, wiewohl er doch ein Malheur von Geburt war ...

So erzählte Doktor Überbein, und Klaus Heinrich wurde von Freundschaft erfüllt, während er ihm zuhörte. Er teilte seine Geringschätzung derer, die „es nicht nötig hatten" und sich des Morgens eine Zigarre anzündeten, Furcht und

Freude bewegten ihn bei dem, was Überbein in seiner lustig bramarbasierenden Art über den „Wind", die „Einblicke" und über des Lebens schmallippiges Antlitz verlauten ließ, und mit einer persönlichen Teilnahme verfolgte er seine glücklose und tapfere Laufbahn von der Abfindungssumme bis zur Anstellung als Gymnasiallehrer. Ihm war, als sei er auf irgendeine allgemeine Weise befähigt, sich an einem Gespräch über Schicksal und Strammheit zu beteiligen. Er fühlte eine Weichheit, das Erlebnis seiner eigenen fünfzehn Jahre geriet in Bewegung, ein Drang nach eigener Mitteilung und Hingabe kam ihn an, und er versuchte, auch seinerseits von sich zu erzählen. Aber das Merkwürdige war, daß Doktor Überbein dem Einhalt tat, sich solcher Absicht aufs entschiedenste widersetzte. „Nein, nein, Klaus Heinrich," sagte er, „halt und Punktum. Nur keine Unmittelbarkeiten, wenn ich bitten darf! Nicht, als ob ich nicht wüßte, daß Sie mir allerlei zu erzählen hätten ... Ich habe es gewußt, als ich Ihnen einen halben Tag lang zugeschaut hatte. Aber Sie mißverstehen mich völlig, wenn Sie glauben, daß ich Sie dazu verleiten möchte, an meinem Halse zu weinen. Erstens würden Sie es über kurz oder lang bereuen. Aber zweitens kommen Ihnen die Freuden des traulichen Geständnisses überhaupt nicht zu ... Sehen Sie, ich darf schwatzen. Was bin ich? Ein Hilfslehrer. Kein ganz alltäglicher meinetwegen, aber doch nichts darüber hinaus. Ein sehr bestimmbares Einzelwesen. Aber Sie? Was sind Sie? Das ist schwieriger ... Sagen wir: ein Inbegriff, eine Art Ideal. Ein Gefäß. Eine sinnbildliche Existenz, Klaus Heinrich, und damit eine formale Existenz. Aber Form und Unmittelbarkeit — wissen Sie noch nicht, daß sich das ausschließt? Es schließt sich aus. Sie haben kein Recht auf unmittelbare Vertraulichkeit,

und wenn Sie's verſuchten damit, ſo würden Sie ſelber erfahren, daß ſie Ihnen nicht taugt, würden ſie als unzulänglich und abgeſchmackt erfinden. Ich muß Sie zur Haltung ermahnen, Klaus Heinrich ..."

Klaus Heinrich ſalutierte lächelnd mit der Reitpeitſche. Und lächelnd ritten ſie weiter.

Ein andermal ſagte Doktor Überbein beiläufig: „Die Popularität iſt keine ſehr gründliche, aber eine großartige und umfaſſende Art der Vertraulichkeit." Mehr ſagte er nicht hierüber.

Zuweilen im Sommer, in der großen Unterrichtspauſe am Vormittag, ſaßen ſie miteinander in dem leeren Wirtsgarten — promenierten in irgendwelchem Geſpräch über das Wieſenland, auf dem die „Faſanen" ſich tummelten, und improviſierten einen Aufenthalt mit Limonade in Herrn Stavenüters Anweſen. Herr Stavenüter wiſchte freudig den rohen Tiſch und brachte perſönlich die Limonade. Man mußte den Glaskugelpfropfen durch den Flaſchenhals ſtoßen. „Reine Ware!" ſagte Herr Stavenüter. „Das Bekömmlichſte von allem. Kein Geſudel, Großherzogliche Hoheit und Sie, Herr Doktor, ſondern gezuckerte Naturſäfte und mit dem beſten Gewiſſen zu empfehlen!" Dann hieß er ſeine Kinder ſingen, dem Beſuch zu Ehren. Sie waren zu dritt, zwei Mädchen und ein Knabe, und konnten dreiſtimmig ſingen. Sie ſtanden in einiger Entfernung unter dem grünen Blätterdach der Kaſtanienbäume und ſangen Volkslieder, indem ſie ſich mit den Fingern ſchneuzten. Einmal ſangen ſie ein Lied mit dem Anfang: „Menſchen, Menſchen ſind wir alle", und Doktor Überbein gab durch Zwiſchenbemerkungen ſein Mißfallen an dieſer Nummer des Programms zu erkennen. „Ein faules Lied", ſagte er und beugte ſich ſeitwärts zu Klaus Heinrich. „So recht

ein ordinäres Lied. Ein bequemes Lied, Klaus Heinrich, es muß Ihnen nicht ſehr zuſagen.“ Später, als die Kinder nicht mehr ſangen, kam er nochmals auf dieſes Lied zurück und bezeichnete es geradezu als „ſchlampig“. „Wir ſind alle, alle Menſchen,“ wiederholte er — „Gott erbarme ſich, ja, zweifelsohne. Aber vielleicht darf man demgegenüber daran erinnern, daß die Bemerkenswerteren unter uns immerhin die ſein mögen, die Veranlaſſung geben, dieſe Wahrheit beſonders zu betonen ... Sehen Sie,“ ſagte er, indem er ſich zurücklehnte, ein Bein über das andere ſchlug und ſeinen roten Bart von unten, von der Kehle aus ſtreichelte, „ſehen Sie, Klaus Heinrich, ein Mann von etwelchem geiſtigen Bedürfnis wird ſich nicht enthalten können, in dieſer platten Welt das Außerordentliche zu ſuchen und es zu lieben, wo und wie es irgend erſcheint — er muß ſich ärgern an ſolchem ſchlampigen Lied, an ſolcher ſchafsgemütlichen Wegleugnung des Sonderfalles, des hohen und des elenden und desjenigen, der beides zugleich iſt .. Rede ich fürs Haus? Unſinn! Ich bin nur ein Hilfslehrer. Aber Gott mag wiſſen, was mir im Blute ſpukt — ich finde keine Genugtuung darin, zu betonen, daß wir im Grunde alle nur Hilfslehrer ſind. Ich liebe das Ungewöhnliche in jeder Geſtalt und in jedem Sinne, ich liebe die mit der Würde der Ausnahme im Herzen, die Gezeichneten, die als Fremdlinge Kenntlichen, all die, bei deren Anblick das Volk dumme Geſichter macht — ich wünſche ihnen die Liebe zu ihrem Schickſal, und ich wünſche nicht, daß ſie ſich's mit der liederlichen und lauwarmen Wahrheit bequem machen, die wir da eben dreiſtimmig zu hören bekommen haben ... Warum bin ich Ihr Lehrer geworden, Klaus Heinrich? Ich bin ein Zigeuner, ein ſtrebſamer meinetwegen, aber doch ein geborener Zigeuner.

Meine Vorbeſtimmtheit zum Fürſtenknecht iſt nicht ſonderlich einleuchtend. Warum bin ich mit aufrichtigem Vergnügen dem Rufe gefolgt, als er an mich erging, in Anſehung meiner Strebſamkeit, und obwohl ich doch ein Malheur von Geburt bin? Weil ich in Ihrer Daſeinsform, Klaus Heinrich, die ſichtbarſte, ausdrücklichſte, beſtgehütete Form des Außerordentlichen auf Erden ſehe. Ich bin Ihr Lehrer geworden, weil ich Ihr Schickſal in Ihnen lebendig erhalten möchte. Abgeſchloſſenheit, Etikette, Verpflichtung, Strammheit, Haltung, Form — wer darin lebt, ſollte kein Recht auf Verachtung haben? Er ſollte ſich auf Menſchlichkeit und Gemütlichkeit verweiſen laſſen? Nein, kommen Sie, wir wollen gehen, Klaus Heinrich, wenn es Ihnen angenehm iſt. Es ſind taktloſe Bälge, dieſe kleinen Stavenüters." — Klaus Heinrich lachte; er ſchenkte den Kindern ein wenig von ſeinem Taſchengeld, und ſie gingen.

„Ja, ja," ſagte Doktor Überbein auf einem gemeinſchaftlichen Waldſpaziergang zu Klaus Heinrich — es hatte ſich einiger Abſtand zwiſchen ihnen und den fünf „Faſanen" hergeſtellt —, „heutzutage muß das Verehrungsbedürfnis des Geiſtes ſich beſcheiden. Wo iſt Größe? Ja, proſit! Aber von aller eigentlichen Größe und Sendung abgeſehen, ſo gibt es immer noch das, was ich Hoheit nenne, erleſene und ſchwermütig iſolierte Lebensformen, denen man ſich gefälligſt mit der zarteſten Teilnahme zu nahen hat. Übrigens iſt die Größe ſtark, ſie trägt Kanonenſtiefel, ſie hat die Ritterdienſte des Geiſtes nicht nötig. Aber die Hoheit iſt rührend — ſie iſt, hol' mich der Teufel, das Rührendſte, was es auf Erden gibt."

Einigemal im Jahr fuhr die „Faſanerie" in die Reſidenz, um den Aufführungen klaſſiſcher Opern und Dramen

im großherzoglichen Hoftheater beizuwohnen; beſonders Klaus Heinrichs Geburtstag wurde mit ſolchem Theaterbeſuch begangen. Er ſaß dann in ruhiger Haltung auf ſeinem geſchweiften Armſtuhl an der Plüſchbrüſtung einer rot ausgeſchlagenen Proſzeniums-Hofloge, deren Dach auf den Köpfen zweier weiblicher Skulpturen mit gekreuzten Händen und leeren, ſtrengen Geſichtern ruhte, und ſah ſeinen Kollegen, den Prinzen, zu, deren Schickſal ſich auf der Bühne erfüllte, während er zugleich den Operngläſern ſtandhielt, die ſich von Zeit zu Zeit, auch während des Spiels, aus dem Publikum auf ihn richteten. Profeſſor Kürtchen ſaß zu ſeiner Linken und Doktor Überbein mit den „Faſanen“ in einer Nebenloge. Einſt hörte man ſo die „Zauberflöte“, und auf dem Heimweg nach Station „Faſanerie“, in dem Abteil erſter Klaſſe, brachte Doktor Überbein das ganze Konvikt zum Lachen, indem er nachahmte, wie Sänger ſprechen, wenn ihre Rolle ſie nötigt, in den Proſadialog überzugehen. „Er iſt ein Prinz!“ ſagte er ſalbungsvoll und entgegnete ſich ſelbſt in einem ziehenden und ſingenden Paſtorenton: „Er iſt mehr als das; er iſt ein Menſch!“ Selbſt Profeſſor Kürtchen amüſierte ſich ſo ſehr, daß er meckerte. Aber am nächſten Tage, gelegentlich einer Privatrepetition in Klaus Heinrichs Bücherzimmer mit dem runden Mahagonitiſch, der geweißten Decke und dem griechiſchen Torſo auf dem Kachelofen, wiederholte Doktor Überbein ſeine Parodie und ſagte dann: „Großer Gott, das war einmal neu zu ſeiner Zeit, war eine Botſchaft, eine verblüffende Wahrheit!... Es gibt Paradoxe, die ſo lange auf dem Kopfe geſtanden haben, daß man ſie auf die Füße ſtellen muß, um wieder etwas leidlich Verwegenes daraus zu machen. ‚Er iſt ein Menſch... Er iſt mehr als das‘ — das iſt

nachgerade kühner, es ist schöner, es ist sogar wahrer ... Das Umgekehrte ist bloße Humanität; aber ich bin von Herzen nicht sehr für Humanität, ich rede mit dem größten Vergnügen wegwerfend davon. Man muß in irgendeinem Sinne zu denen gehören, von welchen das Volk spricht: ‚Es sind schließlich auch Menschen' — oder man ist langweilig wie ein Hilfslehrer. Ich kann den allgemeinen, gemütlichen Ausgleich von Konflikten und Distanzen nicht aufrichtig wünschen, Gott helfe mir, so bin ich veranlagt, und die Figur des principe uomo ist mir, deutlich gesagt, ein Greuel. Ich hoffe nicht, daß sie Ihnen sonderlich zusagt, Klaus Heinrich? ... Sehen Sie, es hat zu allen Zeiten Fürsten und Außerordentliche gegeben, die ihr Dasein der Ausnahme mit Leichtigkeit führten, einfältig unbewußt ihrer Würde oder sie derb verleugnend und fähig, mit den Bürgern in Hemdärmeln Kegel zu schieben, ohne eine qualvolle Verzerrung ihres Innersten zu erfahren. Aber sie sind wenig beträchtlich, wie zuletzt alles unbeträchtlich ist, was des Geistes ermangelt. Denn der Geist, Klaus Heinrich, der Geist ist der Hofmeister, der unerbittlich auf Würde dringt, ja die Würde erst eigentlich schafft, er ist der Erzfeind und vornehme Gegner aller humanen Gemütlichkeit. ‚Mehr als das?' Nein! Repräsentieren, für viele stehen, indem man sich darstellt, der erhöhte und zuchtvolle Ausdruck einer Menge sein — Repräsentieren ist selbstverständlich mehr und höher als Einfachsein, Klaus Heinrich —, darum nennt man Sie Hoheit ..."

So räsonnierte Doktor Überbein, laut, herzlich und wortgewandt, und was er sagte, beeinflußte Klaus Heinrichs Denkart und Selbstempfindung vielleicht mehr als gut war. Der Prinz war damals fünfzehn, sechzehn Jahre alt und also recht wohl fähig, solcherlei Ideen — wenn

auch nicht wirklich aufzufaſſen, doch nach ihrem Weſensgehalt gleichſam aufzuſaugen. Das Entſcheidende war, daß Doktor Überbeins Lehren und Expektorationen durch ſeine Perſönlichkeit ſo ungemein unterſtützt wurden. Wenn Schulrat Dröge, der ſich gegen die Lakaien verneigte, Klaus Heinrich an ſeinen „hohen Beruf“ gemahnt hatte, ſo war das nicht mehr als eine übernommene Redensart geweſen, mit dem Zweck, ſeinen ſachlichen Forderungen Nachdruck zu verleihen, und eigentlich ohne inneren Sinn. Aber wenn Doktor Überbein, der ein Malheur von Geburt war, wie er ſagte, und ein grünliches Geſicht hatte, weil er ehemals Hunger gelitten, wenn dieſer Mann, der ein Kind aus einem Moor oder Sumpf gezogen, Einblicke getan und ſich in jeder Weiſe den Wind hatte um die Naſe wehen laſſen, wenn er, der ſich nicht nur nicht vor den Lakaien verbeugte, ſondern ſie gelegentlich ſogar mit ſchallender Stimme anſchrie, und der Klaus Heinrich ſelbſt am dritten Tage, ohne um Erlaubnis zu fragen, ganz unumwunden bei Vornamen genannt hatte — wenn er mit einem väterlichen Lächeln erklärte, daß Klaus Heinrich „auf der Menſchheit Höhen wandle“ (dieſe Wendung gebrauchte er gern), ſo war das etwas Freies und neu Empfundenes, was ſozuſagen Widerklang in der Tiefe hatte. Lauſchte Klaus Heinrich den lauten und aufgeräumten Erzählungen des Doktors von ſeinem Leben, von „des Lebens ſchmallippigem Antlitz“, ſo war ihm zumute wie ehemals, wenn er mit Ditlind, ſeiner Schweſter, geſtöbert hatte; und daß der, welcher ſo zu erzählen wußte, daß dieſer „umgetriebene Mann“, wie er ſich ſelber nannte, ſich nicht fremd und fromm gegen ihn verhielt wie die anderen, ſondern ihn, unbeſchadet einer freien und freudigen Huldigung, als Kameraden im Schickſal und in der Strammheit behan-

delte, das erwärmte Klaus Heinrichs Herz zu unaussprechlicher Dankbarkeit und machte den Zauber aus, der ihn dem Hilfslehrer auf immer verband ...

Kurz nach seinem sechzehnten Geburtstag (Albrecht, der Erbgroßherzog, befand sich schon damals seiner Gesundheit wegen im Süden) ward der Prinz gemeinsam mit den fünf „Fasanen" in der Hofkirche eingesegnet — der „Eilbote" brachte den Bericht, ohne eine Sensation daraus zu machen. Oberkirchenratspräsident D. Wislizenus kontrapunktierte mit einem Bibelmotiv, das wiederum der Großherzog ausgewählt hatte, und Klaus Heinrich ward bei dieser Gelegenheit zum Leutnant ernannt, obgleich er von militärischen Angelegenheiten auch nicht das geringste verstand ... Alle Sachlichkeit entwich mehr und mehr aus seinem Dasein Und so war denn auch der zeremonielle Vorgang der Einsegnung ohne einschneidende Bedeutung, und der Prinz kehrte gleich danach ruhig nach Schloß „Fasanerie" zurück, um sein Leben im Kreise der Lehrer und Mitzöglinge ohne Veränderung fortzuführen.

Erst ein Jahr später verließ er sein altmodisch schlichtes Schülerzimmer mit dem Torso auf dem Kachelofen — das Konvikt löste sich auf, und während die fünf adeligen Genossen ins Kadettenkorps übertraten, nahm Klaus Heinrich wieder im Alten Schlosse Wohnung, um, einer Vereinbarung gemäß, die Herr von Knobelsdorff mit dem Großherzog getroffen hatte, ein Jahr lang die oberste Gymnasialklasse in der Residenz zu besuchen. Das war eine wohlerwogene und populäre Maßregel, die aber in sachlicher Hinsicht nicht vieles änderte. Professor Kürtchen war auf seinen Posten an der öffentlichen Lehranstalt zurückgekehrt, er unterrichtete Klaus Heinrich nach wie vor in mehreren Fächern und war in der Klasse noch eifriger als

im Internat darauf bedacht, seinen Takt zu bekunden. Auch erwies sich, daß er von jener Übereinkunft, welche die beiden Arten des Prinzen, sich zur Antwort zu melden, betraf, die übrigen Lehrer in Kenntnis gesetzt hatte. Doktor Überbein angehend, der gleichfalls an das Gymnasium zurückgekehrt war, so war er in seiner ungewöhnlichen Laufbahn noch nicht so weit vorgerückt, um in der obersten Klasse zu unterrichten Aber auf Klaus Heinrichs lebhaften, ja inständigen Wunsch, den er dem Großherzog ohne direkte Anrede und sozusagen auf dem Dienstwege, durch den wohlwollenden Herrn von Knobelsdorff, unterbreitet hatte, war der Hilfslehrer zum Repetenten und Leiter der häuslichen Studien bestellt worden, kam täglich aufs Schloß, schrie die Lakaien an und hatte auch jetzt Gelegenheit, mit seinen burschikosen und schwärmerischen Reden auf den Prinzen zu wirken.

Vielleicht war es zu einem Teil diesem fortdauernden Einfluß zuzuschreiben, wenn Klaus Heinrichs Beziehungen zu den jungen Leuten, mit denen er die zerschnißte Schulbank teilte, noch lockerer und entfernter blieben als sein Verhältnis zu den Fünfen auf Schloß „Fasanerie", und wenn so der populäre Zweck dieses Jahres verfehlt wurde. Die Pausen, die zur Sommers- und Winterszeit von allen Schülern auf dem geräumigen, mit Fliesen ausgelegten Vorhofe verbracht wurden, boten Gelegenheit zur Pflege der Kameradschaft. Allein diese Pausen, der großen Menge zur Erholung bestimmt, brachten für Klaus Heinrich erst die eigentliche, seinem Leben eigentümliche Anstrengung mit sich. Er war selbstverständlich, wenigstens im ersten Viertel des Jahres, auf dem Schulhof der Gegenstand allgemeinen Schauens — nichts Leichtes für ihn, in Ansehung der Tatsache, daß hier die Umgebung ihm jede äußere Erhöhung

und Stütze versagte und er sich auf demselben Pflaster mit denen zu bewegen hatte, die einig gegen ihn waren, um zu schauen. Die kleinen Jungen, voll kindlicher Verantwortungslosigkeit, verharrten ganz nahe in selbstvergessenen Stellungen und gafften, indes die größeren mit erweiterten Augen um ihn schweiften und von der Seite oder von unten blickten ... Das ließ im Laufe der Zeit wohl ein wenig nach, aber auch dann — mochte nun wer immer schuld daran sein, Klaus Heinrich oder die Menge — auch später wollte die Kameradschaft so rechte Fortschritte nicht machen. Man sah den Prinzen zur Rechten des Direktors oder des Lehrers, welcher die Aufsicht führte, gefolgt und umstrichen von Neugierigen, auf dem Hofe hin und her spazieren. Man sah ihn auch wohl am Standort seiner Klasse mit seinen Mitschülern plaudern. Ein liebenswürdiger Anblick! Er lehnte dort halb sitzend an dem schrägen Vorsprung der glasierten Ziegelmauer, die Füße gekreuzt, die linke Hand weit hinten in die Hüfte gestemmt, die fünfzehn Insassen der Oberprima in losem Halbkreise vor sich. Es waren nur fünfzehn dieses Jahr, denn die letzten Versetzungen waren unter dem Gesichtspunkte vorgenommen worden, daß keine Elemente in die Selekta vorrückten, die ihrer Herkunft oder Persönlichkeit nach ungeeignet waren, mit Klaus Heinrich ein Jahr lang auf du und du zu stehen. Denn das Du war Vorschrift. Klaus Heinrich sprach mit einem von ihnen, der ein wenig aus dem Halbkreise hervor ihm nahe getreten war und ihm unter kurzen, kleinen Verbeugungen antwortete. Beide lächelten; man lächelte stets, wenn man mit Klaus Heinrich sprach. Er fragte zum Beispiel: „Hast du den deutschen Aufsatz für nächsten Dienstag schon fertig?"

„Nein, Prinz Klaus Heinrich, noch nicht ganz, ich habe den Schluß noch nicht.“

„Es ist ein schwieriges Thema. Ich weiß noch gar nicht, was ich schreiben soll.“

„Oh, Sie werden ... du wirst schon wissen!“

„Nein, es ist schwer. — Du hast ja eine Eins in der arithmetischen Klassenarbeit?“

„Ja, Prinz Klaus Heinrich, ich habe Glück gehabt.“

„Nein, das ist Verdienst. Ich werde nie etwas davon verstehen!“

Bewegung der Heiterkeit und des Beifalls im Halbkreise. Klaus Heinrich wandte sich an einen anderen Mitschüler, und der erste trat schnell zurück. Jedem war fühlbar, daß es sich bei alldem nicht um den Aufsatz noch um die arithmetische Arbeit handelte, sondern um das Gespräch als Vorgang und Handlung, um Haltung und Ton, das Vor- und Zurücktreten, die glückliche Abwicklung einer zarten, kühlen und über die Dinge erhabenen Angelegenheit. Vielleicht rührte von diesem Bewußtsein das Lächeln auf den Gesichtern her.

Zuweilen, wenn er den losen Halbkreis vor sich hatte, sagte Klaus Heinrich etwas wie: „Professor Nicolovius sieht fast wie ein Uhu aus.“

Dann war der Jubel groß unter den Kameraden. Sie spannten ab auf dies Zeichen, sie schlugen über die Stränge, sie machten „Ho, ho, ho!“ im Chor ihrer soeben männlich gewordenen Stimmen, und einer erklärte bei solcher Gelegenheit, Klaus Heinrich sei ein „famoses Haus“. Aber Klaus Heinrich sagte nicht oft solche Dinge, sagte sie nur dann, wenn er das Lächeln auf den Gesichtern erlahmen und schal werden, einen Überdruß, ja, eine Ungeduld sich der Mienen bemächtigen sah, sagte sie zur Erfrischung

und blickte halb neugierig, halb erſchrocken in den kurzen Übermut, den er damit entfeſſelte.

Anſelm Schickedanz war es nicht geweſen, der ihn ein „famoſes Haus“ genannt hatte, und doch hatte Klaus Heinrich gerade ſeinetwegen den Vergleich zwiſchen Profeſſor Nicolovius und einem Uhu gezogen. Anſelm Schickedanz hatte zwar ebenfalls gelacht über dieſen freien Scherz, aber nicht eigentlich im beifälligen Sinne, ſondern mit einer Betonung, welche ausdrückte: „Du lieber Gott!“ Er war ein Brauner mit ſchmalen Hüften, der auf der ganzen Schule im Ruf eines verfluchten Kerles ſtand. Der Ton war vorzüglich dieſes Jahr in der oberſten Gymnaſialklaſſe. Die Verpflichtung, die für alle darin lag, den Klaſſendienſt zuſammen mit Klaus Heinrich zu tun, war den jungen Leuten von verſchiedenen Seiten hinlänglich zum Bewußtſein gebracht worden, und Klaus Heinrich war nicht derjenige, der ſie veranlaßt hätte, dieſe Verpflichtung außer acht zu laſſen. Aber daß Anſelm Schickedanz ein verfluchter Kerl ſei, das war ihm dennoch wiederholt zu Ohren gekommen, und wenn Klaus Heinrich ihn anſah, ſo war er mit einer Art Freudigkeit bereit, es aufs Hörenſagen zu glauben, obgleich es ihm dunkel und verſchloſſen war, wie jener zu ſeinem Ruhm gelangt ſein mochte. Unterderhand erkundigte er ſich mehrmals, klopfte an wie von ungefähr und ſuchte bei einem oder dem anderen etwas über Schickedanzens Verfluchtheit in Erfahrung zu bringen. Er erfuhr nichts Beſtimmtes. Aber die Antworten, gehäſſige und lobpreiſende, erfüllten ihn mit der Ahnung einer tollen Liebenswürdigkeit, einer unerlaubt herrlichen Menſchlichkeit, die hier für aller Augen vorhanden ſei, außer für ſeine — und dieſe Ahnung war wie ein Schmerz. Jemand ſagte in Hinſicht auf Anſelm Schickedanz geradezu und verfiel

unverſehens in die verbotene Anrede: „Ja, Hoheit, den ſollten Sie ſehen, wenn Sie nicht dabei ſind!“

Nie würde Klaus Heinrich ihn ſehen, wenn er nicht dabei war, nie ihm nahe kommen, niemals ihn kennenlernen. Er betrachtete ihn verſtohlen, wenn jener mit den anderen im Halbkreiſe vor ihm ſtand, lächelnd und zuſammengenommen wie alle. Man nahm ſich zuſammen Klaus Heinrich gegenüber, ſein eigenes Weſen war ſchuld daran, er wußte es wohl, und nie würde er ſehen, wie Schickedanz war, ſich benahm, wenn er ſich behaglich gehen ließ. Das war wie Eiferſucht, war wie ein leiſe brennendes Bedauern ...

In dieſe Zeit fiel ein peinliches, ja anſtößiges Vorkommnis, wovon dem großherzoglichen Paare nichts bekannt wurde, weil Doktor Überbein reinen Mund darüber hielt, und worüber auch ſonſt in der Reſidenz faſt nichts verlautbarte, weil alle, die daran teil und ſchuld gehabt, offenbar aus einer Art Schamgefühl, ſpäter Stillſchweigen darüber beobachteten. Gemeint ſind die Ungehörigkeiten, die ſich gelegentlich der Anweſenheit des Prinzen Klaus Heinrich bei dem diesjährigen Bürgerball ereigneten, und an denen hauptſächlich ein Fräulein Unſchlitt, Tochter des vermögenden Seifenſieders, beteiligt war.

Der Bürgerball war eine ſtehende Veranſtaltung im geſellſchaftlichen Leben der Hauptſtadt, eine offizielle und dabei zwangloſe Feſtlichkeit, die, von der Stadt gegeben, jeden Winter im Gaſthof „Zum Bürgergarten“, einem großen, noch kürzlich erweiterten und erneuerten Etabliſſement in der ſüdlichen Vorſtadt, abgehalten wurde und den bürgerlichen Kreiſen Gelegenheit bot, mit dem Hofe geſellige Fühlung zu gewinnen. Man wußte, daß Johann Albrecht III. dieſer zivilen und wenig ſtarren Veranſtal-

tung, zu der er im schwarzen Leibrock erschien, um die Polonäse mit der Frau Bürgermeisterin zu eröffnen, niemals Geschmack abgewonnen hatte, und daß er sich möglichst früh davon zurückzuziehen pflegte. Desto angenehmer berührte es, daß sein zweiter Sohn, obwohl noch nicht verpflichtet dazu, schon dieses Jahr auf dem Balle erschien — und zwar, wie man erfuhr, auf sein eigenes dringliches Verlangen. Der Prinz hatte, so hörte man, Exzellenz von Knobelsdorff zum Übermittler seines sehnsüchtigen Wunsches an die Großherzogin gemacht, und diese wieder hatte ihm bei ihrem Gemahl die Erlaubnis erwirkt ...

Das Fest nahm äußerlich durchaus den hergebrachten Verlauf. Die höchsten Herrschaften, Prinzessin Katharina in gefärbtem Seidenkleid und Kapotthütchen, begleitet von ihren rotköpfigen Kindern, Prinz Lambert nebst seiner hübschen Gemahlin, zuletzt Johann Albrecht und Dorothea mit dem Prinzen Klaus Heinrich fuhren am „Bürgergarten" vor, im Vestibüle begrüßt von Stadtverordneten, an deren Fräcken langbebänderte Rosetten hafteten. Mehrere Minister, Adjutanten in Zivil, zahlreiche Herren und Damen des Hofes, die Spitzen der Gesellschaft, auch Gutsbesitzer aus der Umgegend waren zugegen. Im großen, weißen Hauptsaal nahm das großherzogliche Paar zunächst eine Reihe von Vorstellungen entgegen und eröffnete dann zu den Klängen der Musik, die droben auf der geschweiften Empore einsetzte, Johann Albrecht mit der Bürgermeisterin, Dorothea mit dem Bürgermeister, im Umzuge den Ball. Hierauf, während die Polonäse sich in Rundtanz auflöste, das Vergnügen um sich griff, die Wangen sich erhitzten, erregte Beziehungen, süße, schmachtende, schmerzliche, überall in dem warmen Menschendunst des Festes sich herstellten, standen die höchsten Herrschaften, wie höchste

Herrſchaften bei ſolchen Gelegenheiten zu ſtehen pflegen: ausgeſchloſſen und gnädig lächelnd an der oberen Schmalſeite des Saales unterhalb der Empore. Von Zeit zu Zeit zog Johann Albrecht einen Herrn von Anſehen, Dorothea eine Dame ins Geſpräch. Die Angeredeten traten raſch und geſammelt herzu und zurück, ſie hielten Abſtand in halber Verbeugung und mit ſchiefem Kopfe, nickten, ſchüttelten, lachten in dieſer Haltung zu den Fragen und Bemerkungen, die an ſie ergingen, — antworteten eifervoll, ganz an den Augenblick hingegeben, mit jähen und zuvorkommenden Übergängen von inniger Heiterkeit zu tiefſtem Ernſt, mit einer Leidenſchaftlichkeit des Weſens, die zweifellos ihrem Alltag fremd war, und offenbar in einem geſteigerten Zuſtande. Neugierige, noch hochatmend vom Tanze, ſtanden im Halbkreiſe umher und ſchauten dieſen ſachlich weſenloſen Unterredungen mit einem ſonderbar angeſtrengten Geſichtsausdruck zu, der dadurch zuſtande kam, daß ſie mit emporgezogenen Brauen lächelten.

Viel Aufmerkſamkeit war auf Klaus Heinrich gerichtet. Er hielt ſich, zuſammen mit zwei rotköpfigen Vettern, die ſchon dem Heere angehörten, heut aber ebenfalls das Bürgerkleid trugen, ein wenig im Rücken ſeiner Eltern, auf einem Beine ruhend, die linke Hand weit hinten in die Hüfte geſtützt, dem Publikum ſein rechtes Halbprofil zugewandt. Ein Reporter des „Eilboten“, der zum Feſte abgeordnet war, machte ſich in einem Winkel Notizen über ihn. Man ſah, wie der Prinz mit der weiß behandſchuhten Rechten ſeinen Lehrer grüßte, den Doktor Überbein, der mit ſeinem roten Bart und ſeinem grünlichen Geſicht das Spalier der Zuſchauer entlang kam, und wie er ihm ſogar ein großes Stück in den Saal entgegenging. Der Doktor, große Emailleknöpfe im Vorhemd, verbeugte ſich zunächſt,

als Klaus Heinrich ihm die Hand reichte, begann aber dann sofort, in seiner freien und väterlichen Art auf ihn einzureden. Der Prinz schien abzuwehren, mit einem unruhigen Lachen übrigens. Aber dann verstand eine ganze Anzahl Personen, daß Doktor Überbein austief: „Nein, Unsinn, Klaus Heinrich — wozu haben Sie es gelernt?! Wozu hat Madame aus der Schweiz es Ihnen im zartesten Alter beigebracht?! Ich begreife nicht, warum Sie zu Balle gehen, wenn Sie nicht tanzen wollen?! Eins, zwei, drei, nun wird Bekanntschaft gemacht!" Und unter fortwährenden Witzreden stellte er dem Prinzen vier, fünf junge Mädchen vor, die er ohne weiteres aufgriff und an der Hand herbeiführte. Sie tauchten und stiegen wieder empor, eine nach der andern, in der schleifenden Wellenbewegung des Hofknickses, setzten die Zähne auf die Unterlippe und gaben sich Mühe. Klaus Heinrich stand mit zusammengezogenen Absätzen. Er sagte: „Ich freue mich`... Ich freue mich sehr..."

Zu einer sagte er sogar: „Es ist ein lustiger Ball, nicht wahr, gnädiges Fräulein?"

„Ja, Großherzogliche Hoheit, wir haben viel Spaß —", antwortete sie mit hoher, zwitschernder Stimme. Sie war ein hochgewachsenes, wenn auch etwas knochiges Bürgermädchen, in weißen Mull gekleidet, mit einer blonden, gewellten, unterpolsterten Scheitelfrisur über dem schönen Gesicht, einer goldenen Kette um den entblößten Hals, an dem die Schlüsselbeine stark hervortraten, und großen, weißen Händen in Halbhandschuhen. Sie fügte hinzu: „Jetzt kommt die Quadrille. Wollen Großherzogliche Hoheit nicht mittanzen?"

„Ich weiß nicht . . ." sagte er. „Ich weiß wirklich nicht..."

Er sah sich um. Wirklich kam geometrische Ordnung in das Getriebe des Saales. Linien zogen sich, Karrees bildeten sich, man trat an, man rief nach einem Gegenüber. Noch schwieg die Musik.

Klaus Heinrich erkundigte sich bei seinen Vettern. Ja, sie nahmen teil am Lancier, sie hielten ihre glücklichen Partnerinnen schon an den Händen.

Man sah, wie Klaus Heinrich von hinten an den roten Damastsessel seiner Mutter herantrat und lebhafte, gedämpfte Worte an sie richtete — sah, wie sie mit herrlicher Nackenwendung die Frage an ihren Gatten weitergab und wie der Großherzog nickte. Und dann erregte es einiges Lächeln, mit welchem jugendlichen Ungestüm der Prinz davonstürzte, um den Beginn des Reigens nicht zu versäumen.

Der Referent des „Eilboten", das Notizbuch in der einen und das Krayon in der anderen Hand, spähte aus seinem Winkel mit seitwärts geneigtem Oberkörper durch den Saal, um festzustellen, wen der Prinz engagieren werde. Es war die Blonde, Hochgewachsene, mit den Schlüsselbeinen und den großen, weißen Händen, Fräulein Unschlitt, die Tochter des Seifensieders. Sie stand noch an der Stelle, wo Klaus Heinrich sie verlassen hatte.

„Sind Sie noch da?" sagte er atemlos ... „Darf ich Sie auffordern? Kommen Sie!"

Die Karrees waren komplett. Sie irrten ein Weilchen umher und fanden keine Unterkunft. Ein Herr mit bebänderter Rosette eilte herbei, ergriff ein Paar junger Leute bei den Schultern und veranlaßte sie, ihren Platz unter dem Kronleuchter zu räumen, damit seine Großherzogliche Hoheit mit Fräulein Unschlitt antreten könne. Die Musik hatte gezögert, nun setzte sie ein, das Schreiten und Kom-

plimentieren begann, und Klaus Heinrich drehte ſich mit den andern.

Die Türen zu den Nebenräumen ſtanden geöffnet. In einem von ihnen ſah man das Büfett mit Blumenvaſen, Punſchterrinen und Schüſſeln voll bunter Brötchen. Der Tanz zog ſich bis dort hinein; zwei Vierecke machten ihre Pas im Büfettzimmer. In den anderen waren weiß gedeckte Tiſche aufgeſchlagen, die noch leer ſtanden.

Klaus Heinrich ſchritt vorwärts und rückwärts, er lächelte im Angeſichte, ſtreckte ſeine Hand aus und empfing Hände, empfing immer wieder die große weiße Hand ſeiner Partnerin, legte ſeinen rechten Arm um die weiche Mulltaille des Mädchens und drehte ſich mit ihr auf dem Fleck, indem er die linke Hand, die ebenfalls einen kleinen Handſchuh trug, in die Hüfte ſtemmte. Man ſprach und lachte im Drehen und Schreiten. Er beging Fehler, erinnerte ſich nicht, brachte Verwirrung in die Figuren und ſtand ratlos, wohin er gehöre. „Sie müſſen mich zurechtweiſen!“ ſagte er im Gewirr. „Ich ſtöre ja alles! Geben Sie mir nur Rippenſtöße!“ Und man faßte allmählich Mut und wies ihn zurecht, kommandierte ihn lachend dahin und dorthin, legte ſogar Hand an und ſchob ihn ein wenig, wenn es nötig war. Das ſchöne Mädchen mit den Schlüſſelbeinen übernahm es hauptſächlich, ihn zu ſchieben.

Die Stimmung hob ſich mit jeder Tour. Die Bewegungen wurden freier, die Zurufe kecker. Man fing an, mit den Füßen zu ſtampfen und ſchwang beim Vorwärts und Rückwärts, während man einander an den Händen hielt, die Arme wie Schaukeln. Auch Klaus Heinrich ſtampfte, zuerſt nur andeutungsweiſe, dann aber kräftiger. Und was das Schaukeln der Arme betraf, ſo ſorgte das ſchöne Mädchen dafür, wenn ſie miteinander avancierten.

Auch machte ſie jedesmal, wenn ſie ihm entgegentanzte, einen übertriebenen Kratzfuß vor ihm, was die Munterkeit ſehr verſtärkte.

Im Büfettzimmer herrſchte ein Pruſten und Kichern, daß alles neidiſch hinüberſah. Jemand war dort mitten im Tanz aus dem Karree entwiſcht, hatte im Sprung vom Büfett ein belegtes Brötchen ſtibitzt und kaute nun ſtolz beim Schlenkern und Stampfen, zum Gelächter der andern.

„Die ſind frech!“ ſagte das ſchöne Mädchen. „Die mopſen ſich nicht!“ Und es ließ ihr keine Ruhe. Ehe man ſich's verſah, war ſie ausgebrochen, war leicht und geſchickt zwiſchen den Linien dahingeflogen, hatte dort drüben ein Brötchen erwiſcht und war zurück.

Klaus Heinrich war es, der am begeiſtertſten applaudierte. Es ging nicht gut mit ſeiner linken Hand, und ſo half er nach, indem er mit der rechten auf den Oberſchenkel ſchlug und ſich neigte vor Lachen. Dann ward er ſtiller und ein wenig bleich. Er kämpfte mit ſich ... Die Quadrille näherte ſich ihrem Ende. Was er tun wollte, mußte er ſchleunig tun. Schon waren die Engliſchen Ketten an der Reihe.

Und als es faſt ſchon zu ſpät war, da tat er, um was er gekämpft hatte. Er lief davon, lief haſtig zwiſchen den Tanzenden hindurch, indem er mit halber Stimme um Entſchuldigung bat, wenn er jemanden anſtieß, erreichte das Büfett, ergriff ein Brötchen, ſtürzte zurück, fuhr gleitend in ſein Karree hinein ... Das war nicht alles. Er führte das Brötchen — es war mit Ei und Sardellen belegt — gegen die Lippen ſeiner Partnerin, des Mädchens mit den großen weißen Händen — ſie beugte ein wenig die Knie, biß zu, biß, ohne die Hände zu brauchen, wohl die

Hälfte ab ... und zurückgeworfenen Kopfes ſchob er ſich den Reſt in den Mund!

Der Übermut des Vierecks löſte ſich auf in der Großen Kette, die eben begann. Rings um den Saal ging kreuzweiſe und verſchlungen ein Händereichen und gewundenes Wandern. Es ſtockte, die Strömungen tauſchten die Richtung, und noch einmal ging es herum, mit Lachen und Plaudern, mit Verirrungen, Verwirrungen und haſtig geglätteten Tumulten.

Klaus Heinrich drückte die Hände, die er empfing, ohne zu wiſſen, wem ſie gehörten. Er lächelte mit bewegter Bruſt. Sein glattgeſcheiteltes Haar hatte ſich gelockert, und etwas davon fiel in die Stirn; ſein Hemdeinſatz buckelte ſich ein wenig aus der Weſte hervor, und in ſeinem Geſicht, ſeinen erhitzten Augen war jene weiche, ja gerührte Begeiſterung, die zuweilen der Ausdruck des Glückes iſt. Mehrmals ſagte er im Schreiten und Händereichen: „Wir haben viel Spaß gehabt! Wir haben viel Spaß gehabt!“ Er begegnete ſeinen Vettern, und auch zu ihnen ſagte er: „Wir haben ſo viel Spaß gehabt — wir da drüben!“

Dann gab es ein Händeklatſchen und Wiederſehen: man war am Ziel; Klaus Heinrich ſtand wieder Aug' in Aug' vor dem ſchönen Mädchen mit den Schlüſſelbeinen; und da der Takt wechſelte, legte er abermals ſeinen Arm um ihre weiche Taille, und ſie tanzten im Trubel.

Klaus Heinrich führte nicht gut und ſtieß nicht ſelten mit anderen Paaren zuſammen, weil er die linke Hand in die Hüfte geſtemmt hielt; aber er brachte ſeine Dame ſchlecht und recht bis zum Eingang des Büfettzimmers, wo ſie haltmachten und ſich mit Ananasbowle erfriſchten, die von Aufwärtern dargereicht wurde. Gleich am Eingang ſaßen ſie, auf zwei Samtkabinetts, tranken und plau-

derten von der Quadrille, vom Bürgerball, von anderen geſelligen Veranſtaltungen, an denen das ſchöne Mädchen dieſen Winter ſchon teilgenommen ...

Um dieſe Zeit trat ein Herr des Gefolges, Major von Platow, Flügeladjutant des Großherzogs, vor Klaus Heinrich hin, verbeugte ſich und bat um die Erlaubnis, melden zu dürfen, daß Ihre Königlichen Hoheiten nun aufbrächen. Er ſei beauftragt ... Aber Klaus Heinrich gab in ſo beweglicher Weiſe den Wunſch zu erkennen, noch bleiben zu dürfen, daß der Adjutant nicht auf ſeinem Auftrag beſtehen mochte. Der Prinz tat Ausrufe eines faſt empörten Bedauerns und war offenbar von dem Anſinnen, jetzt nach Hauſe zu fahren, aufs ſchmerzlichſte berührt. „Wir haben ſo viel Spaß!“ ſagte er, ſtand auf und ergriff den Major ſogar ein wenig am Arm. „Lieber Herr von Platow, bitte, verwenden Sie ſich für mich! Sprechen Sie mit Exzellenz von Knobelsdorff, tun Sie, was Sie wollen — aber jetzt fahren, wo wir ſo viel Spaß miteinander haben —! Ich bin ſicher, daß auch meine Vettern noch bleiben ...“ Der Major blickte das ſchöne Mädchen mit den großen weißen Händen an, die ihm zulächelte; auch er lächelte und verſprach dann, ſein möglichſtes zu tun. Dieſer kleine Auftritt ereignete ſich, während ſchon im Entree des „Bürgergartens“ der Großherzog und die Großherzogin ſich von den Stadtverordneten verabſchiedeten. Gleich darauf begann im erſten Stockwerk der Tanz aufs neue.

Das Feſt war auf ſeiner Höhe. Alles Offizielle war abgetan, und man ſetzte die Gemütlichkeit in ihre Rechte ein. Die weiß gedeckten Tiſche in den Nebenräumen waren beſetzt von Familien, die Bowle tranken und ſoupierten. Jugend ſtrömte ab und zu, ließ ſich erhitzt und unruhevoll auf den Rändern der Stühle nieder, um ein paar Biſſen

zu eſſen, ein Glas zu trinken und ſich wieder ins Vergnügen zu ſtürzen. Im Erdgeſchoß gab es eine altdeutſche Bierſtube, die von geſetzteren Herren ſtark beſucht war. Der große Tanzſaal und der Büfettraum wurden nun ganz von der tanzluſtigen Jugend in Beſitz gehalten. Der Büfettraum war von fünfzehn oder achtzehn jungen Leuten angefüllt, Töchtern und Söhnen der Stadt, darunter Klaus Heinrich. Es war eine Art Privatball dort. Man tanzte zu den Klängen der Muſik, die aus dem Hauptſaal hereinſcholl.

Vorübergehend wurde der Doktor Überbein hier geſehen, des Prinzen Studienlehrer, der eine kurze Unterredung mit ſeinem Schüler hatte. Man hörte ihn, die Taſchenuhr in der Hand, des Herrn von Knobelsdorff erwähnen, hörte ihn ſagen, daß er ſich drunten in der Bierſtube aufhalte und wiederkommen werde, den Prinzen abzuholen. Dann ging er. Die Uhr war halb elf.

Und während er unten ſaß und bei einem Kruge Bier mit Bekannten konverſierte, eine Stunde nur noch, anderthalb, nicht mehr, trugen ſich im Büfettraum die anſtößigen Vorgänge zu, jene eigentlich unbegreiflichen Ausſchreitungen, denen er dann, leider zu ſpät, ein Ende machte.

Die Bowle, die getrunken wurde, war leicht, ſie enthielt mehr kohlenſaures Waſſer als Champagner, und wenn die jungen Leute das innere Gleichgewicht verloren hatten, ſo war eher der Tanzrauſch daran ſchuld als der Geiſt des Weines. Aber bei des Prinzen Charakter und der gutbürgerlichen Herkunft der übrigen Geſellſchaft genügte das nicht zur Erklärung deſſen, was geſchah. Hier wirkte, auf beiden Seiten, ein anderer, eigenartiger Rauſch ... Das Seltſame war, daß Klaus Heinrich die einzelnen Stadien

dieſes Rauſches genau verfolgte und dennoch unfähig oder ohne Willen war, ihn abzuſchütteln.

Er war glücklich. Er fühlte auf ſeinen Wangen dieſelbe Hitze brennen, die er auf den Geſichtern der anderen ſah, und ſein Blick, verdunkelt von einer weichen Verwirrung, flog umher, umfaßte begeiſtert eine Geſtalt nach der anderen und ſagte: „Wir!“ Auch ſein Mund ſagte es, ſagte mit innerlich ſeliger Stimme lauter Sätzchen, in denen ein Wir enthalten war. „Wir wollen uns ſetzen, wir wollen wieder tanzen, wir wollen trinken, wir machen zwei Karrees aus ...“ Beſonders zu dem Mädchen mit den Schlüſſelbeinen ſagte Klaus Heinrich Dinge mit „Wir“. Er hatte ſeiner linken Hand vollſtändig vergeſſen, ſie hing hinab, er fühlte ſich nicht gehemmt von ihr in der Freude und dachte nicht daran, ſie zu verbergen. Manche ſahen jetzt erſt, wie es eigentlich damit ſtand und blickten neugierig oder mit einer unbewußten Grimaſſe auf den dünnen und zu kurzen Arm im Frackärmel, auf den kleinen, ſchon etwas ſchmutzigen, weißen Glacéhandſchuh, der die Hand bekleidete. Aber da Klaus Heinrich ſo ganz außer Sorge darum war, ſo faßte man auch in dieſer Beziehung Mut, und es kam vor, daß jemand beim Rund- oder Reigentanz unbekümmert die mißgebildete Hand ergriff ...

Er zog ſie nicht zurück. Er fühlte ſich getragen, mehr noch, umhergeworfen von Wohlwollen, einem ſtarken, ausgelaſſenen Wohlwollen, das wuchs, ſich an ſich ſelbſt erhitzte, das immer rückſichtsloſer auf ihn eindrang, ſich immer derber und atemnäher ſeiner bemächtigte, ihn triumphierend auf die Schultern nahm. Was ging vor? Das war ſchwer zu beſtimmen, ſchwer feſtzuhalten. Worte lagen in der Luft, abgeriſſene Rufe, unausgeſprochen, aber ausgedrückt in den Mienen, der Haltung, in dem, was getan

und gesagt ward. „Er soll nur einmal . . .!“ „Herunter, herunter, herunter mit ihm . . .“ „Angefaßt, immer angefaßt . . .!“ Ein kleines Mädchen mit Stülpnase, das ihn bei der Damenwahl zum Galopp aufforderte, sagte ohne ersichtlichen Zusammenhang ganz deutlich „Ach was!“, als es sich anschickte, mit ihm davonzujagen.

Er sah eine Lust in aller Augen glimmen und sah, daß es ihre Lust war, ihn zu sich hinabzuziehen, ihn bei sich unten zu haben. In sein Glück, seinen Traum, mit ihnen unter ihnen, einer von ihnen zu sein, drang es von Zeit zu Zeit wie eine kalte, stechende Wahrnehmung, daß er sich täuschte, daß das warme, herrliche „Wir“ ihn trog, daß er dennoch nicht aufging in ihnen, sondern Mittelpunkt und Gegenstand blieb, doch anders als sonst, und im argen. Es waren Feinde gewissermaßen, er sah es an der Zerstörungslust ihrer Augen. Er hörte wie von fern, mit einem seltsam heißen Erschrecken, wie das schöne Mädchen mit den großen weißen Händen ihn einfach bei Namen rief — und er fühlte wohl, daß es in anderem Sinne geschah, als wenn Doktor Überbein ihn so nannte. Sie hatte Recht und Erlaubnis dazu, auf gewisse Weise, aber hütete denn niemand hier seine Würde, wenn er es nicht selber tat? Ihm war, als rissen sie an seinen Kleidern, und zuweilen brach es wild und höhnisch hervor aus dem Übermut. Ein langer, blonder, junger Mensch mit Zwicker, mit dem er beim Tanzen zusammenstieß, rief laut, daß es alle hörten: „Muß das sein?“ Und es lag Bosheit darin, wie das schöne junge Mädchen, ihren Arm in seinem, sich mit ihm herumwirbelte, lange und mit bloßgelegten Zähnen, bis zum äußersten Schwindel. Er blickte, indes sie wirbelten, mit schwimmenden Augen auf die Schlüsselbeine, die sich,

überſpannt von der weißen, ein wenig körnigen Haut, an ihrem Halſe abzeichneten ...

Sie ſtürzten. Sie hatten es zu toll getrieben und fielen hin, als ſie verſuchten, den Wirbel zum Stehen zu bringen; und über ſie ſtolperte ein zweites Paar, nicht ganz von ſelbſt übrigens, geſtoßen vielmehr von dem langen jungen Menſchen mit Zwicker. Es gab ein Drunter und Drüber am Boden, und über ſich im Zimmer hörte Klaus Heinrich den Chor, den er vom Schulhof kannte, wenn er zur Erfriſchung einen freien Scherz verſucht hatte, ein „Ho, ho, ho!“, nur böſer hier und entzügelter ...

Als kurz nach Mitternacht, mit einiger Verſpätung leider, Doktor Überbein auf der Schwelle des Büfettzimmers erſchien, bot ſich ihm folgender Anblick. Sein junger Schüler ſaß allein auf dem grünen Plüſchſofa an der linken Seitenwand, in derangiertem Frackanzug und auf allerlei Weiſe geſchmückt. Eine Menge Blumen, die vorher in zwei chineſiſchen Vaſen das Büfett geziert hatten, ſtaken in dem Ausſchnitt ſeiner Weſte, zwiſchen den Knöpfen ſeines Hemdeinſatzes, ja ſelbſt in ſeinem Stehkragen; um ſeinen Hals lag die goldene Kette, die dem Mädchen mit den Schlüſſelbeinen gehörte, und auf ſeinem Kopf balancierte als Hut der flache, metallene Deckel einer Bowle. Er murmelte: „Was tun Sie ... Was tun Sie ...“, indes die Tanzgeſellſchaft, ſich im Halbkreiſe an den Händen haltend, mit halb unterdrücktem Jubeln, Kichern, Pruſten und Ho, ho, ho vor ihm nach rechts und links einen Reigen vollführte.

In Doktor Überbeins grünlichem Geſicht entſtand unterhalb der Augen eine Röte, die ſich völlig ſonderbar und unwahrſcheinlich ausnahm. „Schluß! Schluß!“ rief er mit ſeiner ſchallenden Stimme, und in der plötzlich eingetretenen

Stille, Bestürzung, Ernüchterung ging er mit langen Schritten auf den Prinzen zu, entfernte mit zwei, drei Griffen die Blumen, warf die Kette, den Deckel beiseite, verneigte sich dann und sagte mit ernster Miene: „Darf ich Großherzogliche Hoheit nun bitten ..."

„Ich war ein Esel, ein Esel!" wiederholte er draußen.

Klaus Heinrich verließ in seiner Begleitung den Bürgerball.

Dies war das peinliche Vorkommnis, das in Klaus Heinrichs Schuljahr fiel. Wie gesagt, sprach keiner der Beteiligten davon — auch dem Prinzen gegenüber berührte Doktor Überbein es in Jahren nicht wieder —, und da niemand der Sache Worte lieh, so blieb sie körperlos und verschwamm, wenigstens scheinbar, sofort in Vergessen.

Der Bürgerball war im Januar gewesen. Fastnachtsdienstag, mit dem Hofball, und die große Cour im Alten Schloß, mit welcher die gesellige Jahreszeit sich endigte — regelmäßige Festlichkeiten, denen Klaus Heinrich noch fernblieb —, lagen zurück. Dann kam Ostern und mit ihm der Abschluß des Gymnasialjahrs: Klaus Heinrichs Maturitätsexamen, jene schöne Förmlichkeit, bei der auf seiten der Professoren die Frage: „Nicht wahr, Großherzogliche Hoheit?" so oftmals wiederkehrte, und bei welcher der Prinz seinen hervorragenden Platz in angenehmer Haltung ausfüllte. Das war kein tiefer Einschnitt; Klaus Heinrich verblieb noch in der Residenz. Aber nach Pfingsten rückte sein achtzehnter Geburtstag heran und zugleich ein Komplex von feierlichen Handlungen, mit denen ein ernster Wendepunkt seines Lebens begangen wurde und die ihm tagelang einen hohen und angespannten Dienst auferlegten.

Er ward volljährig, ward mündiggesprochen. Zum erstenmal wieder, seit seiner Taufe, war er Mittelpunkt

jeder Aufmerksamkeit und Träger der Hauptrolle bei einer großen Zeremonie; aber während er sich damals still, verantwortungslos und duldend der Form hatte überlassen dürfen, die um ihn waltete, ihn trug, oblag es ihm heute, inmitten ihrer bindenden Vorschriften und streng geschwungenen Linien, umwallt von dem Faltenwurf ihrer bedeutenden Gebräuche, zu Wohlgefallen und Erhebung der Schauenden sich in Haltung und schöner Zucht doch mit scheinbarer Leichtigkeit darzustellen.

Übrigens ist nicht nur bildlicherweise von einem Faltenwurf die Rede, denn der Prinz trug einen Purpurmantel bei dieser Gelegenheit, ein verschossenes und theatralisches Garderobestück, das schon seinem Vater und Großvater bei ihrer Mündigsprechung gedient hatte und trotz tagelanger Lüftung nicht frei von Kampferduft war. Der Purpurmantel hatte ehemals zur Ordenstracht der Ritter vom Grimmburger Greifen gehört, war aber nun nicht anders mehr, denn als Zeremonienkleid für volljährig werdende Prinzen noch in Gebrauch. Albrecht, der Erbgroßherzog, hatte das Familienexemplar niemals getragen. Da sein Wiegenfest in den Winter fiel, verbrachte er es stets im Süden, an einem Ort mit warmer und trockener Luft, wohin er auch diesen Herbst sich wieder zu wenden gedachte, und da zur Zeit seines achtzehnten Geburtstages sein Befinden ihm nicht die Reise in die Heimat gestattet hatte, so hatte man sich beschieden, ihn in seiner Abwesenheit amtlich mündigzusprechen und auf den höfischen Festakt Verzicht zu leisten.

Was Klaus Heinrich betraf, so herrschte, besonders auch unter den Vertretern der Öffentlichkeit, nur eine Stimme, daß der Mantel ihn trefflich kleide, und er selbst empfand ihn, trotz der Behinderung, die er seinen Bewegungen auf-

erlegte, als Wohltat, da er es ihm erleichterte, ſeine linke Hand zu verbergen. Zwiſchen dem Himmelbett und den bauchigen Schränken ſeines Schlafzimmers, das im zweiten Stockwerk gegen den Hof mit dem Roſenſtock gelegen war, bereitete er ſich zur Repräſentation, umſtändlich und genau, mit Hilfe des Kammerlakaien Neumann, eines ſtillen und akkuraten Menſchen, der ihm kürzlich als Garderobier und perſönlicher Diener zugeteilt worden war. Neumann war vom Friſeurgewerbe ausgegangen und hauptſächlich in der Richtung ſeines urſprünglichen Berufes von jener leidenſchaftlichen Gewiſſenhaftigkeit, jenem ungenügſamen Wiſſen um das Ideal erfüllt, aus welchem das höhere Können erwächſt. Er barbierte nicht wie irgendeiner, er beruhigte ſich nicht dabei, daß keine Bartſtoppel ſtehenblieb; er barbierte ſo, daß jeder Schatten des Bartes, jede Erinnerung daran ausgetilgt wurde, und ſtellte, ohne die Haut zu verletzen, ihre vollkommene Weichheit und Glätte wieder her. Er beſchnitt Klaus Heinrichs Haar genau rechtwinklig über den Ohren und ordnete es mit all dem Fleiß, den ſeiner Einſicht nach dieſe Vorbereitung zum zeremoniellen Auftreten erforderte. Er wußte den Scheitel zu ziehen, daß er über dem linken Auge anſetzte und ſchräg über den Kopf hin durch den Wirbel lief, damit dort oben weder Strähne noch Härchen ſich erhöben; wußte das Haar auf der rechten Seite zu einem feſten Hügel aus der Stirn zurückzubürſten, dem kein Hut oder Helm etwas anhaben konnte. Dann preßte Klaus Heinrich mit ſeinem Beiſtand ſich ſorgfältig in die Leibgrenadier-Leutnantsuniform, deren hoher, betreßter Kragen und feſter Sitz eine beherrſchte Haltung begünſtigte, legte das zitronengelbe Seidenband, die flache goldene Kette des Hausordens an und begab ſich hinunter in die Bildergalerie, wo die Mitglieder der engeren Familie

und auswärtige Verwandte des großherzoglichen Paares harrten. Die Hofstaaten warteten im anstoßenden Rittersaal; und dort war es, wo Johann Albrecht selbst seinen Sohn mit dem roten Mantel bekleidete.

Herr von Bühl zu Bühl hatte einen Zug zusammengestellt, den zeremoniellen Zug, in welchem man sich vom Rittersaal in den Thronsaal begab — er hatte ihn nicht wenig Kopfzerbrechen gekostet. Die Zusammensetzung des Hofes erschwerte eine eindrucksvolle Anordnung, und namentlich beklagte Herr von Bühl sich über den Mangel an Oberhofämtern, der bei solchen Gelegenheiten aufs empfindlichste hervorträte. Neuerdings unterstand Herrn von Bühl auch der Marstall, und er fühlte sich seinen sämtlichen Ämtern gewachsen. Aber er fragte jedermann, woher er einen würdigen Vorantritt nehmen solle, da die obersten Chargen einzig und allein durch den Oberhofjägermeister von Stieglitz und den Intendanten der Großherzoglichen Schauspiele, einen fußleidenden General, vertreten seien.

Während er als Oberhofmarschall, Oberzeremonienmeister und Hausmarschall, in seinem gestickten Kleide und seinem braunen Toupet, mit Orden bedeckt wie ein Ballkönig und den goldenen Zwicker auf der Nase, schwänzelnd und seinen hohen Stab vor sich hinsetzend hinter den Kadetten schritt, die als Pagen kostümiert, den Scheitel über dem linken Auge, den Zug eröffneten, überdachte er sorgenvoll, was hinter ihm kam. Ein paar Kammerherren — nicht viele, denn man brauchte ihrer noch am Ende des Zuges —, den Federhut unterm Arm und den Schlüssel an der hinteren Taillennaht, folgten ihm in seidenen Strümpfen auf dem Fuße. Herr von Stieglitz und die hinkende Schauspiel-Exzellenz schritten danach dem Prinzen

Klaus Heinrich voraus, der, in ſeinen Mantel zwiſchen dem hohen Elternpaar, gefolgt von ſeinen Geſchwiſtern Albrecht und Ditlind, den eigentlichen Kern des Zuges bildete. Im Rücken der höchſten Herrſchaften hielt ſich zunächſt, mit ſpielenden Augenfältchen, der Hausminiſter und Konſeilpräſident von Knobelsdorff. Eine kleine Gruppe von Adjutanten und Palaſtdamen ſchloß ſich an: General Graf Schmettern und Major von Platow, ein Graf Trümmerhauff, Vetter des Hof-Finanzdirektors, als militäriſcher Begleiter des Erbgroßherzogs, und die Damen der Großherzogin unter der Führung der kurz atmenden Freifrau von Schulenburg-Treſſen. Dann folgten, geleitet und gefolgt von Adjutanten, Kammerherren und Hofdamen, Prinzeſſin Katharina mit ihrer rotköpfigen Nachkommenſchaft, Prinz Lambert mit ſeiner zierlichen Gemahlin und die auswärtigen Verwandten oder ihre Vertreter. Pagen beſchloſſen den Zug.

So ging es gemeſſenen Schrittes vom Ritterſaal durch die Schönen Zimmer, den Saal der zwölf Monate und den Marmorſaal in den Thronſaal. Lakaien, rötlich-goldene Fangſchnüre auf ihren braunen Galafräcken, ſtanden paarweiſe und theatraliſch an den geöffneten Flügeltüren. Durch die weiten Fenſter fiel überall heiter und rückſichtslos die Junivormittagsſonne herein.

Klaus Heinrich ſah ſich um bei dieſem Ehrengange zwiſchen ſeinen Eltern durch die umſchnörkelte Öde, den ſchadhaften Prunk der Repräſentationsräume, denen die Verklärung künſtlichen Lichtes fehlte. Der helle Tag beſchien fröhlich und nüchtern ihren Verfall. Die großen Luſtres an ihren mit Stoff umkleideten Stangen ließen, für dieſen Tag ihrer Hüllen entledigt, dichte Haine von flammenloſen Kerzen emporſtarren; aber überall fehlten

Prismen, waren Kriſtallgirlanden zerriſſen in ihren Kronen, ſo daß ſie einen angefreſſenen und zahnlückigen Eindruck machten. Der ſeidene, damaſtene Bezug der Staatsmöbel, die ſteif geſchwungen, weitarmig und in eintöniger Anordnung an den Wänden paradierten, war fadenſcheinig, die Vergoldung ihrer Geſtelle abgeſtoßen; große blinde Flecken unterbrachen die Lichtfelder der hohen, von Wandkandelabern flankierten Spiegel, und der Faltenſturz der Vorhänge, entfärbt zum Teil und verblichen an den gerafften Stellen, ließ da und dort den Tag durch Mottenlöcher ſcheinen. Mehrfach hatten ſich die vergoldeten, verſilberten Leiſten der Tapetenfelder gelöſt und ſtanden verwahrloſt ab von der Wand, ja, in dem Silberſaal der Schönen Zimmer, wo der Großherzog feierliche Gruppenempfänge vorzunehmen pflegte und in deſſen Mitte ein Perlmuttertiſchchen mit ſilbernem, baumſtumpfartigem Fuße ſtand, war einfach ein Stück des Silberſtuckes vom Plafond heruntergefallen, und eine große, weiße, gipſerne Lücke war nun dort oben zu ſehen ...

Aber warum ſchien es bei alledem, als ob dieſe Räume dennoch dem nüchternen, lachenden Tageslicht ſtandhielten, ihm ſtolz und abweiſend Widerpart boten? Klaus Heinrich betrachtete von der Seite ſeinen Vater ... Der Zuſtand der Gemächer ſchien ihn nicht zu beirren. Von jeher kaum mittelgroß, war der Großherzog mit den Jahren faſt klein geworden. Aber er ſchritt herriſch zurückgeworfenen Hauptes, das zitronengelbe Ordensband über der Generalsuniform, die er heute, obgleich er ohne militäriſche Neigungen war, angelegt hatte; unter der hohen und kahlen Stirn, den ergrauten Brauen blickten ſeine Augen, blau und matt umſchattet, mit müdem Hochmut ins Weite, und von dem ſpitzgedrehten weißen Schnurrbärtchen liefen die beiden tief

durch die altersgelbe Haut ſchürfenden Furchen mit einem verächtlichen Ausdruck in den Backenbart hinab ... Nein, der klare Tag konnte den Sälen nichts anhaben; die Schadhaftigkeit tat ihrer Würde nicht nur keinen Abbruch, ſondern erhöhte ſie ſogar gewiſſermaßen. In ihrer hohen Unbehaglichkeit, ihrer ſzenenmäßigen Symmetrie, ihrer ſeltſam dumpfigen Bühnen- oder Kirchenatmoſphäre ſtanden ſie fremd und mit kaltem Verzicht der luftigen und warm durchſonnten Welt da draußen entgegen — ſtrenge Stätten eines darſtelleriſchen Kultes, an denen Klaus Heinrich heute zum erſtenmal feierlichen Dienſt tat ...

Zwiſchen dem Lakaienpaar hindurch, das mit einem Ausdruck von Unerbittlichkeit die Lippen zuſammenpreßte und die Augen ſchloß, hielt man Einzug in die weiß-goldene Weite des Thronſaales. Andächtige Übungen, ein Sinken und Wogen, Scharren, Beugen und Salutieren fing an und ſetzte ſich fort durch den Saal, wie man an der Front der Feſtgäſte vorüberzog. Es waren Diplomaten mit ihren Damen, Hof- und Landadel, das Offizierkorps der Reſidenz, die Miniſter, unter denen man die gezwungen zuverſichtliche Miene des neuen Finanzminiſters Doktor Krippenreuther gewahrte, die Ritter des Großen Ordens vom Grimmburger Greifen, die Präſidenten des Landtags, allerlei Würdenträger. Aber hoch oben in der kleinen Loge, die an der Entreeſeite über dem großen Spiegel gelegen war, bemerkte man die Vertreter der Preſſe, die emſig notierend einander über die Schultern blickten ... Vor dem Thronbaldachin, einem ebenmäßig gerafften Sammetarrangement, von Straußenfedern gekrönt und mit Goldborten eingefaßt, die der Auffriſchung bedurft hätten, teilte ſich der Zug wie bei einer Polonäſe, führte genau vorgeſchriebene Evolutionen aus. Die Edelknaben, die Kammerherren ſchwenkten nach rechts

und links. Herr von Bühl ging mit dem Throne zugekehrtem Antlitz und erhobenem Stabe rückwärts und blieb inmitten des Saales stehen. Das Großherzogliche Paar und seine Kinder stiegen die gerundeten, rot ausgeschlagenen Stufen hinan zu den weit ausladenden und vergoldeten Theaterstühlen, die dort oben standen. Die übrigen Mitglieder des Hauses ordneten sich mit den auswärtigen Hoheiten zu beiden Seiten des Thrones, hinter ihnen stellte sich das Gefolge, die Ehrendamen, die diensttuenden Kavaliere auf, und Pagen besetzten die Stufen. Auf einen Handwink Johann Albrechts eilte Herr von Knobelsdorff, der vorerst gegenüber dem Throne Posten gefaßt hatte, mit lö helnden Augen und in einer bestimmten Bogenlinie auf das mit Sammet behangene Tischchen zu, das seitwärts vor den Stufen stand, und begann an der Hand von mehreren Dokumenten mit den amtlichen Formalitäten.

Klaus Heinrich ward für mündig erklärt und damit für fähig und berechtigt, wenn die Not es erheischte, die Krone zu tragen. Aller Augen waren auf ihn gerichtet an dieser Stelle — und auf Albrechts, seines älteren Bruders, Königliche Hoheit, der neben ihm stand. Der Erbgroßherzog trug die Rittmeisteruniform des Husarenregimentes, dem er dem Namen nach angehörte. Aus seinem mit Silber betreßten Kragen ragte unmilitärisch weit der weiße Zivilstehkragen hervor, und darauf ruhte sein feiner, kluger und kränklicher Kopf mit dem langen Schädel und den schmalen Schläfen, dem strohblonden, noch formlosen Bart auf der Oberlippe und den blauen, einsam blickenden Augen, die den Tod gesehen hatten ... Kein Reiterkopf eben, aber so schlank und unnahbar adelig, daß der Klaus Heinrichs mit seinen volkstümlichen Backenknochen fast plump dagegen erschien. Der Erbgroßherzog machte seinen kleinen Mund, während

alle ihn ansahen, schob ein wenig seine kurze, gerundete Unterlippe empor, indem er leicht damit an der oberen sog.

Sämtliche Orden des Landes wurden dem volljährig gewordenen Prinzen verliehen, auch das Albrechtskreuz und der Große Orden vom Grimmburger Greifen, abgesehen vom Hausorden zur Beständigkeit, dessen Insignien er seit seinem zehnten Geburtstage besaß. Und dann fand große Gratulation statt, in Form einer Défiliercour, geleitet von dem schwänzelnden Herrn von Bühl — woran sich das Galafrühstück im Marmorsaal und im Saal der zwölf Monate schloß . . .

Während der nächsten Tage wurden die auswärtigen Fürstlichkeiten unterhalten In Hollerbrunn ward ein Gartenfest abgehalten, mit Feuerwerk und Tanz für die höfische Jugend im Park. Feierliche Lustfahrten mit Pagen durch das sommerliche Land nach Monbrillant, nach Jägerpreis, nach der Ruine Haderstein wurden unternommen, und das Volk, dieser untersetzte Schlag mit den grübelnden Augen und den zu hoch sitzenden Wangenknochen, gratulierte, indem es an den Wegen stand und Lebehochs ausbrachte auf sich selbst und seine Repräsentanten. In der Residenz hing Klaus Heinrichs Photographie in den Fenstern der Kunsthändler, und der „Eilbote" brachte sogar gedruckt ein Bildnis von ihm, eine populäre und seltsam idealisierte Zeichnung, die den Prinzen im Purpurmantel darstellte. Aber dann kam nochmals ein großer Tag: Klaus Heinrichs formelle Einstellung ins Heer, in das Regiment der Leibgrenadiere, ward vorgenommen.

Das ging so zu. Das Regiment, dem die Ehre zuteil werden sollte, Klaus Heinrich zu seinen Offizieren zu zählen, war auf dem Albrechtsplatz in offenem Viereck aufgestellt. Viele Federbüsche wehten in der Mitte; die Prinzen des

Hauſes, die Generale waren anweſend. Das Publikum, ſchwärzlich gegen das bunte Tableau, ſtaute ſich hinter den Abſperrungslinien. Photographiſche Apparate waren an mehreren Stellen auf den Ort der Handlung gerichtet. Die Großherzogin ſah mit den Prinzeſſinnen und ihren Damen von den Fenſtern des Alten Schloſſes dem Schauſpiele zu.

Klaus Heinrich, als Leutnant gekleidet, meldete ſich zunächſt in aller Form beim Großherzog im Schloß. Ernſt, ohne an ein Lächeln zu denken, trat er vor ſeinen Vater hin, um ihm mit geſchloſſenen Beinen dienſtlich kundzumachen, daß er zur Stelle ſei. Der Großherzog dankte ihm kurz, gleichfalls ohne ein Lächeln, und begab ſich dann auch ſeinerſeits, gefolgt von ſeinen Adjutanten, in großer Uniform und mit flatterndem Federbuſch, auf den Platz hinab. Klaus Heinrich trat vor die geſenkte Fahne, ein geſticktes, vergilbtes und halbzerfetztes Seidentuch, und leiſtete den Eid. Der Großherzog hielt in abgeriſſenen Sätzen und mit einer ſcharfen Kommandoſtimme, deren er ſich eigens zu dieſem Zwecke bediente, eine Anſprache, worin er ſeinen Sohn „Eure Großherzogliche Hoheit“ anredete, und drückte dem Prinzen öffentlich die Hand. Der Oberſt der Leibgrenadiere brachte mit rotem Geſicht ein Hoch auf den Großherzog aus, in das die Gäſte, das Regiment und das Publikum einſtimmten. Eine Parade ſchloß ſich an, und das Ganze endigte mit einem militäriſchen Frühſtück im Schloß.

Dieſer ſchöne Akt auf dem Albrechtsplatze war ohne praktiſche Bedeutung, er trug ſeinen Wert in ſich ſelbſt. Klaus Heinrich trat nun keineswegs den Frontdienſt an, ſondern begab ſich noch am ſelben Tage mit ſeinen Eltern und Geſchwiſtern nach Hollerbrunn, um dort, in den kühlen, altfränkiſchen Zimmern am Fluß, zwiſchen den mauerähnlichen Hecken des Parks, den Sommer zu verbringen

und dann, im Herbſt, die Univerſität zu beziehen. Denn ſo entſprach es dem vorgezeichneten Plane ſeines Lebens: Im Herbſt bezog er auf ein Jahr die Univerſität, nicht die der Reſidenz, ſondern die zweite des Landes, und zwar in Begleitung Doktor Überbeins, ſeines Studienlehrers.

Die Berufung dieſes jungen Gelehrten zum Mentor war wiederum auf einen beſonderen, lebhaft vertretenen Wunſch des Prinzen zurückzuführen, und gerade was die Perſönlichkeit des Gouverneurs und älteren Kameraden betraf, den Klaus Heinrich während dieſes Jahres ſtudentiſcher Freiheit an ſeiner Seite ſehen ſollte, ſo glaubte man an maßgebender Stelle ſeine ausgeſprochene Willensmeinung berückſichtigen zu müſſen. Gleichwohl ſprach manches gegen dieſe Wahl; ſie war unpopulär, wurde wenigſtens in weiteren Kreiſen laut oder leiſe mißbilligt.

Raoul Überbein war nicht beliebt in der Reſidenz. Seine Rettungsmedaille und ſeine ganze beängſtigende Strebſamkeit in Ehren, aber dieſer Mann war kein angenehmer Mitbürger, kein liebenswürdiger Kollege, kein einwandfreier Beamter. Die Wohlwollendſten ſahen in ihm einen Sonderling von verbiſſener und unſelig raſtloſer Gemütsart, der keinen Sonntag, keinen Feierabend, kein Ausſpannen kannte und es nicht verſtand, nach erfüllter Berufspflicht ein Menſch unter Menſchen zu ſein. Dieſer natürliche Sohn einer Abenteurerin hatte ſich mittellos aus den Tiefen der Geſellſchaft, aus einer dunklen und ausſichtsloſen Jugend mit zäher Willenskraft zum Volksſchullehrer, zum akademiſchen Würdenträger, zum Gymnaſialdozenten emporgearbeitet, hatte es erlebt — „erreicht", wie manche ſagten —, daß er ins Faſaneriekonvikt als Lehrer eines großherzoglichen Prinzen berufen wurde; und dennoch gelangte er zu keiner Ruhe, keinem Genügen, keinem behaglichen

Genuß des Lebens ... Aber das Leben, wie irgendein guter Kopf ganz zutreffend im Hinblick auf Doktor Überbein bemerkte, das Leben geht in Beruf und Leiſtung nicht auf, es hat ſeine rein menſchlichen Anforderungen und Pflichten, die außer acht zu laſſen eine ſchwerere Sünde bedeutet als etwa eine gewiſſe Jovialität gegen ſich und andere auf dem Gebiete der Arbeit, und eine harmoniſche Perſönlichkeit darf jedenfalls nur genannt werden, wer jedem Teile, dem Beruf und der Menſchlichkeit, dem Leben und der Leiſtung das ſeine zu geben verſteht. Überbeins Mangel an kollegialem Empfinden mußte gegen ihn einnehmen. Er mied jede geſellige Gemeinſchaft mit ſeinen Amtsgenoſſen, und ſein freundſchaftlicher Verkehr beſchränkte ſich auf die Perſon eines Herrn aus anderer wiſſenſchaftlicher Sparte, eines Arztes und Kinderſpezialiſten mit dem unſympathiſchen Namen Sammet, der übrigens großen Zulauf hatte und mit dem Überbein vielleicht in gewiſſen Charakterzügen übereinſtimmte. Aber höchſt ſelten — und auch dann nur gleichſam aus Gnade — fand er ſich etwa an dem Stammtiſch ein, der die Gymnaſiallehrer nach des Tages Müh und Laſt zu einem Glaſe Bier, einem Kartenſpiel, einem zwangloſen Gedankenaustauſch über öffentliche und perſönliche Fragen um ſich vereinigte — ſondern er verbrachte ſeine Abende und, wie man von ſeiner Wirtin wußte, auch einen großen Teil der Nacht mit wiſſenſchaftlicher Arbeit in ſeinem Studierzimmer —, während ſeine Geſichtsfarbe beſtändig grünlicher wurde und die Überſpannung ihm in den Augen zu leſen war. Die Behörde hatte ſich kurz nach ſeiner Rückkehr von Schloß Faſanerie veranlaßt geſehen, ihn zum Oberlehrer zu ernennen. Was wollte er noch werden? Direktor? Hochſchulprofeſſor? Unterrichtsminiſter? Feſt ſtand, daß ſich in der Maß- und Friedloſigkeit ſeines

Strebens Unbeſcheidenheit und Überheblichkeit verbarg — oder vielmehr nicht verbarg. Sein Gehaben, ſeine laute, ſcharf ſchwadronierende Redeweiſe ärgerte, reizte, erbitterte. Er wahrte gegen ältere und ihm übergeordnete Mitglieder des Lehrkörpers den Ton nicht, der ihm zukam. Er benahm ſich väterlich gegen jedermann, vom Direktor bis zum geringſten Hilfslehrer, und ſeine Art, von ſich ſelbſt als von einem Manne zu reden, der „ſich den Wind hatte um die Naſe wehen laſſen", von „Schickſal und Strammheit" zu rodomontieren und dabei ſeine wohlwollende Geringſchätzung all derer an den Tag zu legen, die „es nicht nötig hatten" und „ſich des Morgens eine Zigarre anzündeten", war zweifellos dünkelhaft. Seine Schüler hingen an ihm, er erzielte ausgezeichnete Ergebniſſe mit ihnen, das traf zu. Aber im übrigen beſaß der Doktor viele Feinde in der Stadt, mehr, als er ſich träumen ließ, und das Bedenken, ſein Einfluß auf den Prinzen möchte kein wünſchenswerter ſein, trat ſogar in einem Teile der Preſſe zutage ...

Jedenfalls erhielt Überbein Urlaub von der Lateinſchule, beſuchte zunächſt allein, als Quartiermacher, das berühmte Studentenſtädtchen, in deſſen Mauern Klaus Heinrich das Jahr ſeiner Burſchenherrlichkeit verbringen ſollte, und wurde bei ſeiner Rückkehr von dem Miniſter des Großherzoglichen Hauſes, Exzellenz von Knobelsdorff, in Audienz empfangen, um die üblichen Inſtruktionen entgegenzunehmen. Ihr Inhalt war, das nahezu wichtigſte Ergebnis dieſes Jahres habe darin zu beſtehen, daß auf dem gemeinſamen Boden akademiſcher Ungebundenheit zwiſchen dem Fürſtenſohn und der ſtudentiſchen Jugend eine kameradſchaftliche Überlieferung geſchaffen werde, und zwar aus allgemeinem dynaſtiſchen Intereſſe — feſtſtehende Redewendungen, die von Herrn von Knobelsdorff ziemlich obenhin vorgebracht wur-

den, und die Doktor Überbein mit ſtummer Verbeugung entgegennahm, indem er ſeinen Mund mitſamt dem roten Bart ein wenig ſeitwärts zog. Dann erfolgte Klaus Heinrichs Abreiſe, mit ſeinem Mentor, einem Dogcart und einiger Dienerſchaft, auf die Univerſität.

Ein ſchönes, vom Reize muſiſcher Freiheit umwobenes Jahr in den Augen des Publikums und im Spiegel der öffentlichen Berichterſtattung — doch ohne ſachliches Schwergewicht in jeder Beziehung. Befürchtungen, die etwa dahin gegangen waren, Doktor Überbein möchte verfehlter- und mißverſtändlicherweiſe den Prinzen mit allzu ſchwerfälligen Anſprüchen in gegenſtändlich wiſſenſchaftlicher Richtung behelligen, wurden zerſtreut. Im Gegenteil wurde deutlich, daß der Doktor zwiſchen ſeiner eigenen ernſten und der hohen Daſeinsform ſeines Schülers wohl zu unterſcheiden wiſſe. Andererſeits blieb es (gleichviel, ob durch Schuld des Mentors oder des Prinzen ſelbſt) auch in bezug auf die Inſtruktion, auf Ungebundenheit und zwangloſe Kameradſchaft bei einer maßvollen und rein ſinnbildlichen Andeutung, ſo daß als das Weſentliche und Eigentliche dieſes Jahres weder das eine noch das andere, weder die Wiſſenſchaft noch die Ungebundenheit gelten konnte. Das Weſentliche und Eigentliche war vielmehr, wie es ſchien, das Jahr an ſich ſelbſt, als Branch und ſchöne Umſtändlichkeit, der ſich Klaus Heinrich in angemeſſener Haltung unterzog, wie er ſich den darſtelleriſchen Übungen an ſeinem letzten Geburtstag unterzogen hatte — nur jetzt nicht mit einem Purpurmantel, ſondern zuweilen mit einer farbigen Studentenmütze, einem ſogenannten Stürmer angetan, in deren Schmuck ihn der „Eilbote“ ſeinem Leſerkreiſe alsbald im Bilde vorführte.

Was das Studium betraf, so vollzog sich die Immatrikulation ohne besondere Feierlichkeit, doch nicht ohne einen Hinweis auf die Ehre welche der Hochschule durch Klaus Heinrichs Aufnahme zuteil werde; und die Vorlesungen, denen er beiwohnte, begannen mit dem Anruf „Großherzogliche Hoheit!“ Von der hübschen grünumwachsenen Villa, die das Hofmarschallamt seines Vaters ihm in einer vornehmen und nicht zu teuren Gartenstraße gemietet hatte, fuhr er, einen Diener hinter sich, vom Straßenpublikum bemerkt und begrüßt, auf seinem Dogcart zu den Vorlesungen, und er saß dort in dem Bewußtsein, daß alle diese Gegenständlichkeit für seinen hohen Beruf unwesentlich und unnötig sei doch mit einer Miene höflicher Aufmerksamkeit Liebenswürdige Anekdoten liefen um und erhoben die Herzen: wie der Prinz seine Teilnahme zu bekunden wisse Gegen Ende eines Kollegiums über Naturkunde (denn Klaus Heinrich besuchte „des Überblicks wegen“ auch solche Kollegien) hatte der Professor, zur Anschauung, eine Metallkugel mit Wasser gefüllt und angekündigt, das Wasser werde, zum Gefrieren gebracht, infolge der Ausdehnung die Metallhülle sprengen; das nächste Mal werde er die Bruchstücke vorzeigen In diesem letzteren Punkte nun hatte er, wahrscheinlich aus Vergeßlichkeit, sein Wort nicht gehalten; man hatte im nächsten Kolleg die zersprungene Kugel nicht zu sehen bekommen Da aber hatte Klaus Heinrich sich nach dem Ausfall des Experimentes erkundigt. Wie irgendeiner hatte er sich am Schluß der Vorlesung unter die Studenten gemischt, die den Professor interpellierend umstanden und hatte an diesen in aller Schlichtheit die Worte gerichtet. „Ist die Bombe geplatzt?“ — worauf der Professor zunächst ganz unfähig, sich zurechtzufinden, ihm schließlich in freudiger Überraschung, ja Bewegung,

seinen Dank für das gütige Interesse zum Ausdruck gebracht hatte.

Klaus Heinrich war Gast einer Studentenkorporation — nur Gast, denn er durfte nicht fechten — und wohnte ein und das andere Mal, den Stürmer auf dem Kopf, ihren förmlichen Trinksitzungen bei. Aber da diejenigen, die über ihn wachten, wohl wußten, daß der abgespannte und blödselige Zustand, den der Genuß geistiger Getränke zur Folge hat, sich ganz und gar nicht mit seinem hohen Beruf vertrug, so durfte er auch nicht ernstlich trinken, und man war gehalten, auch in dieser Hinsicht Seiner Hoheit Rechnung zu tragen. Die rauhen Bräuche wurden auf ein sinniges Ungefähr beschränkt, der Verkehrston wurde vortrefflich wie einst in der obersten Gymnasialklasse, alte Lieder von frischer Poesie erklangen, und es waren im ganzen Gala- und Paradesitzungen, verklärte Abbilder ihrer Alltäglichkeit. Das „Du" war Vereinbarung zwischen Klaus Heinrich und den Korpsbrüdern, als Ausdruck und Grundlage zwangsloser Gemeinschaft. Aber die allgemeine Beobachtung war, daß es grundfalsch und gewaltsam klang, wie man es auch damit versuchte, und daß man jeden Augenblick, ohne es zu wollen, in die Anrede zurückfiel, in welcher Seiner Hoheit Erwähnung geschah.

Dies war die Wirkung seines Wesens, dieser freundlich und streng gefaßten, von keiner sachlichen Beteiligung jemals aufgelösten Haltung, die übrigens in dem Benehmen der Personen, mit denen der Prinz in Berührung kam, zuweilen ganz seltsame, ja komische Phänomene zeitigte. So zog er eines Abends, in einer Soiree, die einer seiner Professoren veranstaltete, einen Herrn ins Gespräch — einen korpulenten Mann schon vorgerückten Alters, Justizrat seinem Titel nach, der übrigens unbeschadet seiner ge-

ſellſchaftlichen Geltung im Geruche eines großen Liederjahns und unzüchtigen alten Sünders ſtand. Das Geſpräch, deſſen Gegenſtand gleichgültig iſt und auch kaum feſtzuſtellen geweſen wäre, dauerte, da ſich nicht gleich eine Ablöſung fand, ziemlich lange. Und plötzlich, mitten in der Unterhaltung mit dem Prinzen, pfiff der Juſtizrat — flötete mit ſeinen dicken Lippen eine jener ſinnlos trällernden Tonfolgen, wie man ſie von ſich gibt, wenn man in bedrängter Lage ſorgloſe Unbefangenheit heucheln möchte, worauf er durch Räuſpern und Huſten die lächerliche Ungehörigkeit zu vertuſchen ſuchte... Klaus Heinrich war ſolcher Erſcheinungen gewohnt und ging mit zarter Nachſicht darüber hinweg Er trat vielleicht in einen Laden, um auf eigene Fauſt irgendeinen Einkauf zu machen, und ſein Eintritt hatte etwas wie eine kleine Panik zur Folge. Er tat ſeine Forderung, verlangte einen Knopf, deſſen er bedurfte; aber das Ladenfräulein verſtand ihn nicht, ſie blickte verwirrt, ihre Geiſteskräfte waren nur ſchwer auf den Knopf hinzulenken, waren erſichtlich von etwas anderem, Außer- und Überſachlichem auf das äußerſte in Anſpruch genommen — ſie ließ mehreres hinfallen, warf in offenbarer Ratloſigkeit die Schachteln durcheinander, und Klaus Heinrich hatte Mühe, ſie freundlich zu beſchwichtigen.

So war, wie geſagt, ſeines Weſens Wirkung, und vielfach in der Stadt wurde es als Hochmut und tadelnswerte Menſchenverachtung gedeutet. Andere freilich leugneten den Hochmut, und Doktor Überbein, mit dem man bei irgendeiner geſelligen Gelegenheit darüber diskutierte, warf die Frage auf, ob — „jederlei Veranlaſſung zur Menſchenverachtung bereitwillig zugegeben“ — bei einer Entfernung von aller menſchlichen Wirklichkeit, wie ſie in dieſem Falle

beſtehe, Verachtung eigentlich möglich ſei. Ja, während man dies noch bedachte, ſtellte er in ſeiner unwiderſprechlich ſchwadronierenden Weiſe die Behauptung hin, daß der Prinz die Menſchen nicht nur nicht verachte, ſondern ſie ſogar alle, auch die minderwertigſten, dermaßen reſpektiere, für voll nehme, ernſt nehme, gut nehme, daß das arme überſchätzte und überanſtrengte Alltagsmenſchenkind nur ſo ſchwitze ...

Die Geſellſchaft der Univerſitätsſtadt hatte keine Zeit, ſich hierüber ſchlüſſig zu werden. Das Studienjahr war um, ehe man ſich's verſah, und Klaus Heinrich reiſte ab, kehrte dem Programm ſeines Lebens gemäß in die väterliche Reſidenz zurück, um dort, trotz ſeines linken Armes, ein weiteres Jahr lang in vollem Ernſt militäriſchen Dienſt zu leiſten. Er ſtand ſechs Monate bei den Gardedragonern und befehligte die Herſtellung von acht Schritt Diſtanz zu Lanzenübungen ſowie die Bildung viereckiger Formationen, als ob es ſeine Sache geweſen wäre, wechſelte dann die Waffe und trat, um auch in den Infanteriedienſt Einblick zu tun, zu den Leibgrenadieren über. Er zog ſogar auf die Schloßwache und kommandierte die Ablöſung — ein Vorgang, dem viel Publikum beiwohnte. Er kam, den Stern auf der Bruſt, im Geſchwindſchritt aus der Wachtſtube, ſtellte ſich mit gezogenem Säbel an den Flügel der Kompanie und gab nicht ganz richtige Kommandos, was aber nicht ſchadete, da die braven Soldaten dennoch die richtigen Bewegungen ausführten. Auch ſaß er im Kaſino an der Seite des Oberſten beim Liebesmahl und verhinderte durch ſeine Anweſenheit, daß die Herren ihre Uniformkragen öffneten und ſich nach Tiſche dem Glücksſpiel überließen. Aber hierauf, nun zwanzigjährig, trat er eine „Bildungsreiſe" an — nicht mehr in Geſellſchaft des Doktors

Überbein, ſondern in der eines militäriſchen Begleiters und Reiſemarſchalls, des Gardehauptmanns von Braunbart-Schellendorf, eines blonden Kavaliers, der beſtimmt war, Klaus Heinrichs Adjutant zu bleiben, und dem durch dieſe Reiſe Gelegenheit gegeben wurde, Intimität und Einfluß zu gewinnen

Klaus Heinrich ſah nicht viel auf der Bildungsreiſe, die ihn weit herumführte und vom „Eilboten" eifrig verfolgt wurde. Er beſuchte die Höfe, ſtellte ſich den Souveränen vor, fuhr mit Herrn von Braunbart zu Galatafeln und erhielt bei ſeiner Abreiſe einen hohen Orden des Landes verliehen. Er nahm die Sehenswürdigkeiten in Augenſchein, die Herr von Braunbart (der gleichfalls mehrere Orden erhielt) für ihn auswählte, und der „Eilbote" meldete von Zeit zu Zeit, daß der Prinz ſich über ein Bild, ein Muſeum, ein Bauwerk gegen den führenden Direktor oder Konſervator höchſt anerkennend geäußert habe. Er reiſte geſondert, geſchützt und getragen von der ritterlichen Fürſorge des Herrn von Braunbart, der die Kaſſe führte, und deſſen frommer Eifer verhütete, daß Klaus Heinrich am Ende der Fahrt auch nur imſtande geweſen wäre, einen Koffer aufzugeben.

Zwei Worte, nicht mehr, mögen einem Zwiſchenſpiel gewidmet ſein, welches eine Großſtadt des weiteren Vaterlandes zum Schauplatz hatte und durch Herrn von Braunbart mit aller gebotenen Sorgfalt in die Wege geleitet wurde. Herr von Braunbart beſaß in dieſer Stadt einen Kameraden, welcher, adelig, Rittmeiſter und Junggeſelle, von ſeiner Seite mit einer jungen Dame aus der Theaterwelt, einer freundwilligen und dabei zuverläſſigen Perſönlichkeit, aufs engſte verbunden war. Indem man, gemäß brieflicher Vereinbarung zwiſchen Herrn von Braunbart

und ſeinem Kameraden, Klaus Heinrich mit dem Fräulein — und zwar in deren zweckdienlich ausgeſtattetem Heim — zuſammenführte und die Bekanntſchaft unter vier Augen ſich hinlänglich vertiefen ließ, wurde auf gewiſſenhafte Art ein ausdrücklich vorgeſehenes Bildungsziel der Reiſe erreicht, ohne daß es ſich auch in dieſem Falle für Klaus Heinrich um mehr als um eine beifällige Kenntnisnahme gehandelt hätte. Das verdiente Fräulein erhielt eine Erinnerungsgabe, und Herrn von Braunbarts Freund ward gelegentlich dekoriert Nichts mehr hierüber. —

Klaus Heinrich bereiſte auch die ſchönen Länder des Südens, inkognito, unter einem Decknamen von romanhaftem Adelsklang. Da ſaß er denn wohl, allein vielleicht auf eine Viertelſtunde, gekleidet in ein Zivil von zurückhaltender Vornehmheit, unter anderen Fremden auf einer weißen Reſtaurationsterraſſe über einem dunkelblauen See, und es mochte geſchehen, daß man von einem anderen Tiſch aus ihn beobachtete, ihn nach der Art Reiſender einzuſchätzen und geſellſchaftlich unterzubringen verſuchte. Was mochte er ſein, dieſer ſtill und gefaßt blickende junge Mann? Man ging die bürgerlichen Sphären durch, paßte ihn verſuchsweiſe in die kaufmänniſche, die militäriſche, die ſtudentiſche ein. Aber es wollte nicht ſtimmen, nirgends ſo recht und ganz. — Man fühlte die Hoheit, aber niemand erriet ſie.

Albrecht II.

*****

Großherzog Johann Albrecht ſtarb an einer furchtbaren Krankheit, die etwas Nacktes und Abſtraktes hatte und eigentlich mit keinem anderen Namen als eben dem des Todes zu bezeichnen war. Es ſchien, als ob der Tod, ſeines Beſitzrechtes ſicher, in dieſem Falle jede Maske und Erſcheinung verſchmähe und unmittelbar als er ſelbſt, als die Auflöſung an und für ſich auf den Plan trete. Es handelte ſich im weſentlichen um eine Zerſetzung des Blutes, hervorgerufen durch innere Eiterungen, und eine tiefgreifende Operation, die von dem Direktor der Univerſitätsklinik, einem namhaften Chirurgen, vorgenommen wurde, konnte den freſſenden Gang der Vernichtung nicht einmal verlangſamen. Es ging ſchnell zum Ende, und zwar um ſo ſchneller, als Johann Albrecht dem Tode wenig Widerſtand leiſtete. Er gab Zeichen eines grenzenloſen Überdruſſes und äußerte ſich ſeinen Angehörigen und ſogar den behandelnden Ärzten gegenüber wiederholt dahin, daß er „des Ganzen“ — alſo wohl ſeines fürſtlichen Daſeins, ſeiner hohen und zur Schau geſtellten Lebensführung — ſterbensmüde ſei. Seine Wangenzüge, dieſe beiden Furchen des Hochmuts und der Langeweile, prägten ſich in ſeinen letzten Tagen auf entſetzlich übertriebene, wahrhaft groteske und grimaſſenhafte Weiſe aus, um ſich erſt im Tode wieder ein wenig zu glätten ...

Des Großherzogs letzte Krankheit fiel in den Winter. Erbgroßherzog Albrecht, von seinem warmen und trockenen Aufenthaltsort abberufen, geriet in ein nasses Schneewetter, das seine Gesundheit schwer bedrohte. Sein Bruder Klaus Heinrich unterbrach seine Bildungsreise, die sich übrigens ohnedies ihrem Abschluß näherte, und kehrte mit Herrn von Braunbart-Schellendorf in großen Tagereisen aus den schönen Ländern des Südens in die Residenz zurück. Außer den beiden Prinzen-Söhnen weilten die Großherzogin Dorothea, die Prinzessinnen Katharina und Ditlinde, Prinz Lambert — ohne seine zierliche Gemahlin —, die behandelnden Ärzte und Kammerdiener Prahl am Sterbelager, während im Nebenzimmer die Hofstaaten und die Minister dienstlich versammelt waren. Wenn man den Beteuerungen der Dienerschaft glauben durfte, so hatte sich in diesen Wochen und Tagen das spukhafte Lärmen in der „Eulenkammer" außerordentlich verstärkt. Es sollte ein Rumpeln und schütterndes Poltern sein, das periodisch wiederkehrte und außerhalb des Gemaches nicht zu vernehmen war.

Johann Albrechts letzte Hoheitshandlung bestand darin, daß er dem Professor, der mit großer Meisterschaft die nutzlose Operation vorgenommen hatte, eigenhändig seine Ernennung zum Geheimrat überreichte. Er war furchtbar erschöpft, war „des Ganzen" müde, und sein Bewußtsein war auch in lichteren Augenblicken durchaus nicht mehr klar; aber er nahm den Akt mit aller Sorgfalt vor und machte eine Zeremonie daraus. Er ließ sich ein wenig aufrichten, verbesserte, die wächserne Hand schirmend über den Augen, die zufällige Aufstellung der Anwesenden, hieß seine Söhne sich zu beiden Seiten des Himmelbettes stellen — und während sein Geist bereits vagierte, sich auf unbekannten Abwegen befand, ordnete er mit mechanischer Kunst

ſeine Miene zum Gnadenlächeln, um dem Profeſſor, der nach einiger Abweſenheit ins Zimmer zurückkehrte, das Diplom einzuhändigen. .

Ganz gegen das Ende, als die Zerſtörung ſchon das Gehirn ergriffen hatte, machte der Großherzog einen Wunſch deutlich, der, kaum verſtanden, auch eiligſt erfüllt wurde, obgleich ſeine Erfüllung nichts beſſern konnte. In dem Murmeln des Kranken kehrten gewiſſe Worte, ſcheinbar zuſammenhanglos, beſtändig wieder. Er nannte mehrere Stoffe, Seide, Atlas und Brokat, erwähnte des Prinzen Klaus Heinrich, brauchte einen mediziniſchen Fachausdruck und ließ etwas von einem Orden, dem Albrechtskreuz dritter Klaſſe mit der Krone, vernehmen. Zwiſchendurch fing man ganz allgemeine Wendungen auf, die ſich wahrſcheinlich auf des Sterbenden fürſtlichen Beruf bezogen und wie „außerordentliche Verpflichtung“ und „bequeme Mehrzahl“ lauteten; dann wiederholten ſich die Stoffbezeichnungen, zu denen ſich ſchließlich, mit ſtärkerer Stimme, das Wort „Sammet“ geſellte. Und da begriff man, daß der Großherzog den Doktor Sammet zur Behandlung heranzuziehen wünſche, jenen Arzt, der vor zwanzig Jahren bei Klaus Heinrichs Geburt zufällig auf der Grimmburg zugegen geweſen war und nun ſeit langem in der Hauptſtadt praktizierte. Der Doktor war freilich ein Kinderarzt, aber man berief ihn doch, und er kam: ziemlich ergraut bereits an den Schläfen, mit ſorglos hängendem Schnurrbart, auf den ſeine Naſe allzu flach abfiel, ſauber raſiert übrigens und ein wenig wund davon an den Wangen. Seitwärts geneigten Kopfes, eine Hand an der Uhrkette und den Ellenbogen dicht am Oberkörper, prüfte er die Sachlage und begann ſogleich, ſich in tätiger Sanftmut um den hohen Kranken zu bemühen, worüber dieſer in

Zwang, bei dieſer funebren Schauſtellung als Erſter mitwirken zu müſſen, war in ſeinem blaſſen Geſicht zu leſen. Er blickte nicht auf im Schreiten und ſog mit ſeiner kurzen, gerundeten Unterlippe an der oberen ...

Dieſe Miene behielt er bei während der Kurialien des Regierungsantrittes, die übrigens mit aller Schonung vollzogen wurden. Der Großherzog unterzeichnete im Silberſaal der Schönen Zimmer vor den verſammelten Miniſtern die Eidesurkunde und verlas im Thronſaal, vor dem geſchwungenen Theaterſeſſel unter dem Baldachin ſtehend, die Thronrede, die Herr von Knobelsdorff angefertigt hatte. Die wirtſchaftliche Lage des Landes wurde darin mit Ernſt und Zartſinn geſtreift und die ſchöne Einhelligkeit geprieſen, die trotz aller Schwierigkeiten zwiſchen dem Fürſten und dem Lande herrſche — bei welcher Stelle ein höherer Funktionär, der wahrſcheinlich mit ſeinem Avancement nicht zufrieden war, ſeinem Nachbar zugeflüſtert haben ſollte, die Einhelligkeit beſtehe darin, daß der Fürſt ebenſo verſchuldet ſei wie das Land — ein ſcharfes Wort, das vielfach weitergetragen wurde und ſogar in die gehäſſig geſinnte Preſſe gelangte ... Schließlich brachte der Präſident des Landtags ein Hoch auf den Großherzog aus, ein Gottesdienſt in der Hofkirche fand ſtatt, und dabei hatte es ſein Bewenden. Albrecht unterſchrieb noch eine Verordnung, kraft welcher eine Reihe von Geld- und Gefängnisſtrafen, die für harmloſere Straftaten, hauptſächlich Forſtfrevels halber, verhängt worden waren, in Gnaden erlaſſen wurden. Der feierliche Umzug durch die Stadt und die Begrüßung im Rathauſe unterblieben ganz, da der Großherzog ſich allzu ermüdet fühlte. — Er wurde, Rittmeiſter bisher ſeiner militäriſchen Charge nach, gelegentlich ſeiner Thronbeſteigung ſofort zum Oberſten à la suite ſeines Huſarenregi-

mentes befördert, legte die Uniform aber faſt niemals an und hielt ſich ſeine ſoldatiſche Umgebung ſo fern als möglich. Er nahm, vielleicht aus Pietät, keinerlei Perſonalwechſel vor, nicht unter den Hofchargen und auch nicht unter den Miniſtern.

Das Publikum ſah ihn ſelten. Seine ſtolze und ſchamhafte Abneigung, ſich zu zeigen, ſich vorzuführen, ſich grüßen zu laſſen, trat vom erſten Tage an in einem Grade hervor, der die Öffentlichkeit betrübte. Er erſchien niemals in der großen Loge des Hoftheaters. Er beteiligte ſich niemals an dem Korſo im Stadtgarten. Wenn er im Alten Schloß reſidierte, ſo ließ er ſich in geſchloſſenem Wagen in eine entlegene und menſchenleere Gegend der Anlagen führen, wo er ausſtieg, um ſich ein wenig Bewegung zu machen; und im Sommer zu Hollerbrunn trat er nur ausnahmsweiſe aus den Heckengängen des Parkes hervor.

Wurde das Volk ſeiner anſichtig, am Albrechtstor etwa, wenn er, gehüllt in den ſchweren Pelz, den ſchon ſein Vater getragen hatte und auf deſſen dickem Kragen nun ſein zartes Haupt ruhte, ſein Coupé beſtieg, ſo richteten ſich ſchüchterne Blicke auf ihn, und die Rufe blieben zag und ohne das rechte Zutrauen. Denn die geringen Leute fühlten wohl, daß ſie dieſen Fürſten nicht hochleben laſſen und ſich ſelbſt damit meinen konnten. Sie ſahen ihn an und erkannten ſich nicht in ihm wieder, deſſen reine Vornehmheit kein Merkmal ihres beſonderen Schlages trug. Sie waren es anders gewohnt. Stand nicht auf dem Albrechtsplatz noch heutigestags ein Dienſtmann, der mit ſeinen zu hoch ſitzenden Wangenknochen und ſeinem grauen Backenbart auf derbe und niedrige Art genau ausſah, wie der verſtorbene Großherzog ausgeſehen hatte? Und traf man nicht des Prinzen Klaus Heinrichs Züge auf

unzweideutiger Weise seine Befriedigung kundgab. So geschah es, daß Doktor Sammet dem Großherzog die letzten Injektionen verabfolgen, ihm mit stützender Hand den schweren Übergang erleichtern, vor den übrigen Ärzten ihm als Todeshelfer beistehen durfte — eine Auszeichnung, die bei jenen Herren wohl eine stille Gereiztheit weckte, anderseits aber zur Folge hatte, daß der Doktor kurze Zeit danach, als der wichtige Posten vakant ward, zum Direktor und Chefarzt des Dorotheen-Kinderhospitals ernannt wurde, in welcher Eigenschaft er später an der Entwicklung gewisser Dinge nicht ohne Anteil war.

So starb denn Johann Albrecht der Dritte, tat seinen letzten Seufzer in einer Winternacht, und das Alte Schloß war feierlich erleuchtet, während er verschied Die strengen Furchen der Langeweile glätteten sich in seinem Gesicht, und jeder eigenen Anspannung überhoben, durfte er sich der Form überlassen, die zum letztenmal um ihn waltete, ihn trug, seine wächserne Hülle noch einmal zum Mittelpunkt und Gegenstand ihrer darstellerischen Bräuche machte ... Herr von Bühl zu Bühl führte in voller Rüstigkeit die Oberleitung der Funeralien, die in Gegenwart vieler fürstlicher Gäste begangen wurden. Die düsteren Umständlichkeiten, diese unterschiedlichen Aufbahrungen und Überführungen, Leichenparaden, Einsegnungen und Gedächtnisfeiern am Katafalk, nahmen Tage in Anspruch, und acht Stunden lang war Johann Albrechts Leiche, inmitten einer Ehrenwache, die aus zwei Obersten, zwei Oberleutnants, zwei Feldwebeln, zwei Wachtmeistern, zwei Unteroffizieren und zwei Kammerherren bestand, dem Publikum zur Besichtigung ausgestellt. Dann endlich kam der Augenblick, da der Zinksarg aus der Altarnische der Hofkirche, wo er zwischen umflorten Kandelabern und mannshohen Kerzen

paradiert hatte, von acht Lakaien in die Vorhalle gebracht, von acht Förstern in den Mahagonisarg gestellt, von acht Leibgrenadieren zum sechsfach bespannten und finster aufgeputzten Leichenwagen getragen wurde, der sich unter Kanonenschüssen und Glockengeläut nach dem Mausoleum in Bewegung setzte. Schwer von Nässe hingen die Fahnen von der Mitte ihrer Stangen herab. Obgleich es früh am Nachmittag war, brannten die Gaslaternen in den Straßen, die der Leichenkondukt zurückzulegen hatte. Zwischen traurigen Dekorationen war die Büste Johann Albrechts in den Schaufenstern ausgestellt, und die überall feilgebotenen Postkarten mit dem Bilde des dahingeschiedenen Repräsentanten wurden eifrig begehrt. Hinter den aufgereihten Truppen, den Turner- und Kriegervereinen, die die Ehrengasse freihielten, stand das Volk auf den Zehenspitzen im Schneeebrei und blickte entblößten Hauptes auf den langsam vorüberziehenden Sarg, dem kranztragende Lakaien, Hofbeamte, die Träger der Insignien und der Hofprediger D. Wislizenus voranschritten, und dessen silbergestickte Decke Oberhofmarschall von Bühl, Oberhofjägermeister von Stieglitz, Generaladjutant Graf Schmettern und Hausminister von Knobelsdorff an den Zipfeln hielten. Aber zur Seite seines Bruders Klaus Heinrich, gleich hinter dem Leibpferd, das dem Leichenwagen nachgeführt wurde, und an der Spitze der übrigen Leidtragenden schritt Großherzog Albrecht der Zweite. Sein Kostüm, der hochragende steife Federbusch vorn an seinem Pelztschako, die Lackstulpenstiefel unter dem hellen faltigen Husarenüberrock mit dem Trauerflor, stand ihm schlecht. Er schritt behindert unter den Blicken der Menge, und seine Schulterblätter, ein wenig schiefstehend von Natur, verzogen sich im Gehen auf linkisch nervöse Art. Widerwille gegen den

Mähen ſahen die Wieſenflächen faſt aus wie engliſcher Raſen.

Ferner reſidierte Dorothea, die Großherzogin-Mutter, nicht mehr im Alten Schloß, und mit ihrer Zurückgezogenheit hatte es eine traurige und unheimliche Bewandtnis. Auch von dieſer Fürſtin nämlich, die der gereiſte und bewanderte Herr von Knobelsdorff gelegentlich als eine der ſchönſten Frauen bezeichnet hatte, die er je geſehen, auch von ihr, deren feſtlicher Anblick Glück, Herzenserhebung und Lebehochs bewirkt hatte, wann immer ſie ſich den ſehnſüchtigen Blicken bedrückter Alltagsmenſchen dargeſtellt, auch von ihr hatte die Zeit ihren Tribut gefordert. Dorothea war gealtert, ihre kühl und ſtreng gepflegte, berühmte, bejubelte Vollkommenheit war während der letzten Jahre ſo ſchnell und unaufhaltſam verwelkt, daß die Frau in ihrem Innern nicht Schritt mit dieſer Wandlung zu halten vermochte. Nichts, keine Kunſt, kein Mittel, auch die läſtigen und widerlichen nicht, mit denen ſie den Verfall bekämpft, hatte zu hindern vermocht, daß der ſüße Glanz ihrer tiefblauen Augen erloſch, daß Ringe von ſchlaffer, gelblicher Haut ſich darunter bildeten, daß die wundervollen kleinen Gruben in ihren Wangen ſich zu Furchen höhlten und ihr ſtolzer und herber Mund nun ſo ſcharf und mager erſchien. Da aber ihr Herz ſtreng geweſen war wie ihre Schönheit, und auf nichts als dieſe Schönheit bedacht, da ihre Schönheit ihre Seele geweſen war und ſie nichts gewollt und geliebt hatte als die erhebende Wirkung dieſer Schönheit, während ihr eigenes Herz nicht hochſchlug, keineswegs, für nichts und für niemanden, ſo war ſie nun ratlos und ſehr verarmt, konnte innerlich den Übergang zu dem neuen Zuſtand nicht finden und nahm Schaden an ihrem Gemüte. Generalarzt Eſchrich äußerte noch etwas

von seelischer Erschütterung infolge eines ungewöhnlich raschen Rückbildungsprozesses und hatte zweifellos auf seine Art recht mit dieser Deutung. Die traurige Tatsache war jedenfalls, daß Dorothea schon während der letzten Lebensjahre ihres Gemahls Merkmale tiefer geistiger Trübung und Verstörung gezeigt hatte. Sie ward helligkeitsscheu, ordnete an, daß bei den Donnerstagkonzerten im Marmorsaal alle Lichter rot umkleidet wurden, und bekam Zufälle, als sie nicht durchzusetzen vermochte, daß diese Maßregel auch auf alle übrigen Festlichkeiten, den Hofball, den intimen Ball, das Diner, die große Cour ausgedehnt werde, da die Sonnenuntergangsstimmung im Marmorsaal ohnedies viel Anlaß zum Gespött gegeben hatte. Sie verbrachte ganze Tage vor ihren Spiegeln, und man beobachtete, wie sie diejenigen mit den Händen liebkoste, die aus irgendeinem Grunde ihre Erscheinung in günstigerem Lichte widergaben. Dann wieder ließ sie alle Spiegel aus ihren Zimmern entfernen, ja, die in die Wände eingelassenen verkleiden, legte sich ins Bett und rief nach dem Tode. Eines Tages fand Freifrau von Schulenburg sie völlig zerstört und entzündet vom Weinen im Saal der zwölf Monate vor dem großen Porträt, das sie auf der Höhe ihrer Schönheit darstellte. Gleichzeitig begann eine krankhafte Menschenfurcht ihrer Herr zu werden, und für Hof und Volk war es eine Pein, zu bemerken, wie die Haltung dieser ehemaligen Göttin an Sicherheit verlor, ihr Auftreten seltsam linkisch wurde und ein elender Ausdruck ihren Blick befing. Schließlich verbarg sie sich ganz, und bei dem letzten Hofball, dem er angewohnt, hatte Johann Albrecht statt seiner „unpäßlichen" Gemahlin seine Schwester Katharina geführt. Sein Tod war insofern eine Erlösung für Dorothea, als er sie aller Repräsentations-

dieſelbe Weiſe im niederen Volke wieder? Es war nicht ſo mit ſeinem Bruder. Das Volk fand in ihm nicht ſein erhöhtes Wunſchbild, in deſſen Anblick es hochleben und ſeiner ſelbſt hätte froh werden können. Seine Hoheit — ſeine unzweifelhafte Hoheit! — war ein Adel von allgemeiner Natur, überheimatlich und ohne das trauliche Gepräge der Echtheit. Auch wußte er das; und das Bewußtſein ſeiner Hoheit zuſammen mit dem eines Mangels an volkstümlicher Echtheit, das mochte wohl ſeine Scheu und ſeinen Hochmut ausmachen. Schon damals fing er an, die Repräſentation nach Möglichkeit auf den Prinzen Klaus Heinrich zu übertragen. Er ſchickte ihn zur Brunnenenthüllung nach Immenſtadt und zum hiſtoriſchen Stadtfeſt nach Butterburg. Ja, ſeine Verachtung jeder Darſtellung ſeiner fürſtlichen Perſon ging ſo weit, daß Herr von Knobelsdorff ihn nur mit Mühe und Not überredete, den feierlichen Empfang der Präſidenten der beiden Kammern im Thronſaale ſelber abzuhalten und nicht auch dieſe Schauhandlung „aus Geſundheitsrückſichten“, wie er beabſichtigte, an ſeinen jüngeren Bruder abzutreten.

Albrecht der Zweite lebte recht einſam im Alten Schloß; der Gang der Dinge brachte das mit ſich. Erſtens hielt ſeit dem Tode Johann Albrechts Prinz Klaus Heinrich ſelbſtändig Hof. Das war eine Forderung der Etikette, und ſo hatte man ihm die „Eremitage“ zum Wohnſitz erſehen, jenes Empireſchlößchen am Rande der nördlichen Vorſtadt, das ſo verſchwiegen und anmutig ſtreng, aber lange unbewohnt und vernachläſſigt, inmitten ſeines wuchernden Parkes, der in den Stadtgarten überging, zu ſeinem kleinen, von Schlamm ſtarrenden Teich hinüberblickte. Schon um die Zeit, da Albrecht mündig geworden war, hatte man der „Eremitage“ die notwendigſte Auf-

friſchung zuteil werden laſſen und ſie der Form halber zum Erbgroßherzoglichen Palais beſtimmt; aber da Albrecht ſich immer von ſeinem warmen und trockenen Aufenthaltsort im Sommer direkt nach Hollerbrunn begeben hatte, ſo hatte er niemals von ſeiner Reſidenz Gebrauch gemacht ...

Klaus Heinrich wohnte dort ohne überſchwenglichen Aufwand mit einem Hofchef, der dem Haushalte vorſtand, einem Freiherrn von Schulenburg-Treſſen, Neffen der Oberhofmeiſterin. Außer dem Kammerdiener Neumann hatte er noch zwei Lakaien zur täglichen Aufwartung; den Jäger, deſſen er zu zeremoniellen Ausfahrten bedurfte, lieh ihm der Großherzogliche Hof. Ein Kutſcher und ein paar Knechte in roten Weſten verſahen Remiſe und Stall, deren Beſtand ſich auf eine Chaiſe, ein Kupee, ein Dogcart, zwei Reit- und zwei Wagenpferde belief. Ein Gärtner beſorgte mit Hilfe zweier Burſchen den Park und den Garten, und eine Köchin nebſt ihrer Küchenmagd ſowie zwei Zimmermädchen bildeten das weibliche Perſonal auf Schloß „Eremitage". Hofmarſchall von Schulenburgs Sache war es, für ſeinen jungen Herrn mit der Apanage hauszuhalten, die der Landtag nach Albrechts Thronbeſteigung dem Bruder des Großherzogs in einer bedenkenvollen Sitzung bewilligt hatte. Sie betrug fünfzigtauſend Mark. Denn die Summe von achtzigtauſend, welche urſprünglich gefordert worden, hatte keinerlei Ausſicht gehabt, im Landtage durchzugehen, und ſo hatte man in Klaus Heinrichs Namen beizeiten einen weiſen und großmütigen Verzicht getan, der im Lande den beſten Eindruck gemacht hatte. — Jeden Winter ließ Herr von Schulenburg das Eis des Teiches veräußern. Zweimal im Sommer ließ er die Wieſen des Parkes mähen und das Heu verkaufen. Nach dem

freundſchaftlichem Verkehr mit ihren Damen, nahm aber dem Verhältnis alles Dienſtliche und vermied es, ihrem Hausweſen den Charakter eines Hofes zu geben. Das mochte wundernehmen, bei einer Grimmburgerin überhaupt und bei Ditlinden im beſonderen, mußte aber doch wohl ihren Bedürfniſſen entſprechen. Das Paar verbrachte den Sommer auf den fürſtlichen Landgütern, den Winter in der Reſidenz in dem ſchönen Palais an der Albrechtsſtraße, das Philipp zu Ried erworben hatte; und hier war es, nicht im Alten Schloß, wo die großherzoglichen Geſchwiſter — Klaus Heinrich und Ditlind, zuweilen auch Albrecht — ſich dann und wann zu vertraulicher Ausſprache zuſammenfanden.

So geſchah es, daß eines Tages zu Anfang Herbſt, nicht ganz zwei Jahre nach dem Tode Johann Albrechts, der „Eilbote", wohlunterrichtet wie er war, noch in ſeiner Abendausgabe die Nachricht brachte, heute nachmittag hätten Seine Königliche Hoheit der Großherzog und Seine Großherzogliche Hoheit Prinz Klaus Heinrich bei Ihrer Großherzoglichen Hoheit der Fürſtin zu Ried-Hohenried den Tee genommen. Nur dieſe Notiz. Es waren aber an jenem Nachmittag zwiſchen den Geſchwiſtern mehrere für die Zukunft belangreiche Dinge beſprochen worden.

Klaus Heinrich verließ gegen fünf Uhr die Eremitage. Da ſonniges Wetter herrſchte, hatte er die Chaiſe beſtellt, und das offene, braun lackierte Gefährt, blank gewaſchen, wenn auch nicht ſehr neu und modiſch von Anſehen, näherte ſich dreiviertel fünf Uhr, vom Stalle kommend, der mit ſeinem gepflaſterten Hof am rechten Flügel der Wirtſchaftsgebäude gelegen war, im Schritt auf dem breiten Kiesweg dem Schlößchen. Die Wirtſchaftsgebäude, ockerfarbene, altväteriſche Erdgeſchoß-Baulichkeiten, bil-

deten mit dem weißen und ſchlichten Herrenhauſe (wenn auch in einiger Entfernung davon) einen ziemlich langen Trakt, deſſen in regelmäßigen Abſtänden mit Lorbeerbäumen gezierte Front dem ſchlammigen Teich und dem öffentlichen Teile des Parks zugewandt war. Der vordere Teil des Beſitzes nämlich, der in den Stadtgarten überging, war dem Verkehr, Fußgängern und leichtem Fuhrwerk, geöffnet, und eingefriedigt nur der ein wenig anſteigende Blumengarten, auf deſſen Höhe das Schloß lag, ſowie der rückwärts gelegene und arg verwilderte Parkgrund, der durch Hecke und Zaun gegen wüſte, mit Schutt bedeckte Vorſtadtwieſen abgegrenzt war. — Der Wagen alſo fuhr auf dem Wege zwiſchen Teich und Wirtſchaftsgebäude hin, lenkte durch die hohe, mit zwei ehemals vergoldeten Laternen geſchmückte Gartenpforte, legte die Auffahrt zurück und wartete vor der kleinen, ſteifen, von Lorbeerbäumen flankierten Terraſſe, die zum Gartenzimmer emporführte.

Klaus Heinrich kam wenige Minuten vor fünf Uhr heraus. Er trug wie gewöhnlich die feſtſitzende Uniform eines Oberleutnants der Leibgrenadiere und hatte den Säbelgriff über den Arm gehängt. Neumann, in violettem Frack, deſſen Ärmel zu kurz waren, lief vor ihm die Stufen hinab und verpackte mit ſeinen roten Barbierhänden den zuſammengelegten grauen Mantel ſeines Herrn im Wagen. Dann, während der Kutſcher, die Hand am Roſettenhut, ſich ein wenig ſeitwärts vom Bock neigte, ordnete der Kammerdiener die leichte Wagendecke über Klaus Heinrichs Knien und trat mit ſtummer Verbeugung zurück. Die Pferde zogen an.

Draußen vor der Gartenpforte hatten ſich einige Spaziergänger aufgeſtellt. Sie grüßten, führten, mit emporgezogenen Brauen lächelnd, ihre Hüte tief hinab, und

pflichten enthob Sie wählte als Witwensitz Schloß Gegenhaus, ein klösterlich anmutendes altes Jagdschloß, das, anderthalb Stunden Wagenfahrt von der Residenz entfernt, inmitten seines ernsten Parkes lag und von einem frommen Jagdherrn mit religiösen und weidmännischen Emblemen in seltsamem Durcheinander geschmückt war. Dort lebte sie, verdüstert und wunderlich, und Ausflügler konnten manchmal von weitem beobachten, wie sie an der Seite der Freifrau von Schulenburg-Tressen im Park promenierte und mit gnädiger Neigung die Alleebäume zu beiden Seiten grüßte ...

Was aber endlich Prinzessin Ditlinde betraf, so hatte sie sich, zwanzigjährig, ein Jahr nach dem Tode ihres Vaters, vermählt. Sie reichte ihre Hand einem Fürsten aus mediatisiertem Hause, dem Prinzen Philipp zu Ried-Hohenried, einem nicht mehr jugendlichen, aber wohlerhaltenen, kunstsinnigen, kleinen Herrn von vorgeschrittenen Anschauungen, der sich längere Zeit artig um sie bemüht, seine Sache ganz persönlich betrieben und der Prinzessin bei einem Wohltätigkeitsfest auf gut bürgerliche Art Herz und Hand angetragen hatte. Daß diese Verbindung im Lande stürmischen Jubel hervorrief, kann nicht gesagt werden. Sie ward mit Gelassenheit hingenommen, sie enttäuschte wohl gar stolzere Hoffnungen, die man im stillen für Johann Albrechts Tochter gehegt hatte, und die Krittler fanden, wenn man diese Heirat nicht geradezu unebenbürtig nennen müsse, so sei das alles. Daran war richtig, daß Ditlinde sich unzweifelhaft aus ihrer Hoheitssphäre in eine ungebundenere und zivilere Lebensgegend hinabließ, als sie — übrigens völlig unbeeinflußt von außen und aus freier Neigung — dem Fürsten ihre Hand reichte. Dieser Standesherr war nicht nur ein Liebhaber und Sammler von

Ölgemälden, sondern auch Geschäftsmann und Gewerbetreibender in großem Maßstabe. Das Dynastengeschlecht war seit hundert Jahren der Landeshoheit entkleidet, aber Philipp war der erste seines Hauses, der seinen Privatstand wirtschaftlich ungezwungen zu nützen sich entschlossen hatte. Nachdem er seine Jugend auf Reisen verbracht, hatte er nach einer Tätigkeit ausgeschaut, die ihm innere Befriedigung gewähren, vor allem aber (was nötig geworden) seine Einkünfte vermehren würde. So ward er zum Unternehmer, errichtete Meiereien, Bierbrauereien, eine Zuckerfabrik, mehrere Sägemühlen auf seinen Gütern und fing namentlich an, die ausgebreiteten Torflager, die dazu gehörten, planmäßig auszubeuten. Da er all diesen Betrieben mit Sachkenntnis und umsichtigem Geschäftsgeiste vorstand, so begannen sie bald in Flor zu kommen und warfen Summen ab, die, wenn ihr Ursprung nicht sehr fürstlich war, ihm jedenfalls eine fürstliche Lebensführung erst eigentlich ermöglichten. Andrerseits mußte man den Krittlern die Frage vorlegen, was für einer Partie sie sich nüchternerweise für die Prinzessin hatten versehen können. Ditlinde, die ihrem Gatten beinahe nichts mitbrachte als einen unerschöpflichen Schatz von Leibwäsche, darunter viele Dutzende gänzlich veralteter und unnützer Gegenstände, wie Nachthauben und Halstücher, die aber ehrwürdiger Überlieferung nach zur Brautausstattung gehörten — sie gelangte durch diese Heirat in behaglich reiche und heitere Verhältnisse, wie sie sie von Hause aus schlechterdings nicht gewohnt gewesen war: wobei die Empfindungen ihres Herzens noch nicht einmal in Anschlag gebracht sind. Auch tat sie den Schritt ins Privatleben mit offenbarer Genugtuung und Entschlossenheit und behielt von den Äußerlichkeiten der Hoheit nichts als den Titel bei. Sie blieb in

Haar, das ſich ehemals gleich goldenen Widderhörnern um ihre Ohren gelegt hatte und nun in dicken Flechten über ihrem herzförmigen Antlitz mit den Grimmburger Wangenknochen laſtete. Sie trug ein Hauskleid aus weichem, blaugrauem Stoff mit einem ſpitz ausgeſchnittenen, bruſttuchartigen weißen Spitzenkragen, der am Gürtel mit einer altmodiſchen ovalen Broſche zuſammengehalten war. Die feine Haut ihres Geſichtes ließ da und dort, an den Schläfen, auf der Stirn, in den Winkeln ihrer ſanft und kühl blickenden blauen Augen, bläuliche Adern und Schatten durchſcheinen. Es fing an, ſichtbar zu werden, daß ſie guter Hoffnung war.

„Guten Tag, Ditlinde, mit deinen Blumen!“ antwortete Klaus Heinrich, indem er ſich mit zuſammengezogenen Abſätzen über ihre kleine, weiße, ein wenig zu breite Hand beugte. „Wie es duftet bei dir! Und da drinnen iſt auch alles voll, wie ich ſehe.“

„Ja,“ ſagte ſie, „die Blumen hab' ich nun einmal gern. Ich habe mir immer gewünſcht, unter recht vielen Blumen wohnen zu können, lebenden, duftenden Blumen, die ich warten könnte — ſo etwas wie ein heimlicher Herzenswunſch war es, Klaus Heinrich, und eigentlich könnt' ich ſagen, daß ich mich dazu verheiratet habe, denn im Alten Schloß, da gab's keine Blumen, wie du weißt... Das Alte Schloß und Blumen! Da hätten wir lange ſtöbern können, meine ich. Rattenfallen und ſolches Zeug, jawohl. Und genau beſehen war das Ganze wie eine abgeſchaffte Rattenfalle, ſo ſtaubig und ſchrecklich... bewahre...“

„Aber der Roſenſtock, Ditlinde.“

„Ja, großer Gott — ein Roſenſtock. Und der ſteht im Reiſebuch, weil ſeine Roſen nach Moder duften! Und dann ſteht da, daß ſie eines Tages ganz natürlich und

gut duften ſollen wie andere Roſen. Aber das kann ich mir gar nicht denken."

„Du wirſt nun bald", ſagte er und ſah ſie lächelnd an, „etwas noch Beſſeres zu warten haben, kleine Ditlinde, als deine Blumen."

„Ja," ſagte ſie und errötete raſch und ſchwach, „ja, Klaus Heinrich, d a s kann ich mir nun freilich a u ch nicht denken. Und doch wird es ſein, wenn es Gott gefällt. Aber komm herein. Wir wollen nun wieder einmal beieinander ſitzen . . ."

Das Zimmer, auf deſſen Schwelle ſie geplaudert hatten, war klein im Verhältnis zu ſeiner Höhe, mit einem graublauen Teppich verſehen und ausgeſtattet mit anmutig geformten und ſilbergrau lackierten Möbeln, deren Sitze blaſſe Seidenbezüge zeigten. Ein Lüſter aus milchigem Porzellan hing von dem weiß umſchnörkelten Mittelpunkt der Decke herab, und die Wände waren mit Ölbildern von verſchiedener Größe geſchmückt, Erwerbungen des Fürſten Philipp, lichterfüllten Studien im neuen Geſchmack, die weiße Ziegen in der Sonne, Federvieh in der Sonne, beſonnte Wieſen und bäuerliche Menſchen mit blinzelnden, von der Sonne geſprenkelten Geſichtern zur Anſchauung brachten. Der dünnbeinige Damenſekretär beim weiß verhangenen Fenſter war bedeckt mit hundert peinlich geordneten Säckelchen, Nippes, Schreibutenſilien und mehreren zierlichen Notizblocks — denn die Fürſtin war gewohnt, ſich über alle ihre Pflichten und Abſichten ſorgfältige und überſichtliche Notizen zu machen —, vorm Tintenfaß lag offen ein Wirtſchaftsbuch, daran Ditlinde augenſcheinlich ſoeben gearbeitet hatte, und neben dem Schreibtiſch war an der Wand ein kleiner, mit ſeidenen Schleifen verzierter Abreißkalender befeſtigt, unter deſſen

Klaus Heinrich dankte ihnen, indem er ſeine weiß bekleidete Rechte an den Mützenſchirm legte und mehrmals lebhaft den Kopf neigte.

Es ging am Rande unbebauten Geländes eine Birkenallee entlang, deren Laub ſchon vergilbte, und dann durch die Vorſtadt, zwiſchen ärmlichen Wohnungen hin, auf ungepflaſterten Straßen, wo Volkskinder einen Augenblick Tonnenreifen und Kreiſel ruhen ließen, um dem Gefährt mit grübleriſchen Augen nachzuſehen. Einige ſchrien Hoch und liefen, den Kopf gegen Klaus Heinrich gewandt, ein Stückchen neben den Rädern her. Übrigens hätte der Wagen auch den Weg über den Quellengarten nehmen können; aber der durch die Vorſtadt war kürzer, und die Zeit drängte. Ditlinde war von empfindlicher Ordnungsliebe und leicht gereizt, wenn man durch Unpünktlichkeit den Gang ihres Hausweſens ſtörte.

Dort war das Dorotheen-Kinderhoſpital, das überdies Freund Doktor Sammet leitete; Klaus Heinrich fuhr daran vorüber. Und dann verließ ſein Wagen die volkstümliche Gegend und gelangte in die Gartenſtraße, eine ſtattliche, mit Bäumen bepflanzte Avenue, an welcher die Häuſer und Villen begüterter Bürger lagen, und deren Trambahnlinie den Quellengarten mit dem Zentrum der Stadt verband. Hier herrſchte ziemlich lebhafter Verkehr, und Klaus Heinrich war angeſtrengt beſchäftigt, die Grüße zu erwidern, die man ihm darbrachte. Zivliſten zogen die Hüte und blickten von unten, Offiziere, zu Pferd und zu Fuß, erwieſen Honneur, Schutzmänner machten Front, und Klaus Heinrich in ſeiner Wagenecke führte die Hand zum Mützenſchirm und dankte nach beiden Seiten mit jenem von Jugend auf geübten Nicken und Lächeln, das beſtimmt war, die Leute in ihrer Teilnahme an ſeiner feſtlichen Per-

ſönlichkeit zu beſtärken ... Er hatte eine ganz eigentümliche Art, im Wagen zu ſitzen — nicht träg und bequem in den Kiſſen zu lehnen, ſondern beim Fahren auf ähnliche Weiſe beteiligt zu ſein wie beim Reiten, indem er, die Hände auf dem Säbelgriff gekreuzt und einen Fuß etwas vorgeſtellt, die Unebenheiten des Bodens gleichſam „nahm", ſich tätig den Bewegungen des ſchlecht federnden Wagens anpaßte ...

Die Chaiſe fuhr über den Albrechtsplatz, ließ das Alte Schloß mit der präſentierenden Doppelwache zur Rechten liegen, verfolgte die Albrechtsſtraße in der Richtung gegen die Kaſerne der Leibgrenadiere und rollte zur Linken in den Hof des Fürſtlich Riedſchen Palais. Es war ein Bau von intimen Verhältniſſen, im Zopfſtil errichtet, mit einem geſchwungenen Giebel über dem Hauptportal, umſchnörkelten oeils-de-boeuf im Zwiſchengeſchoß, hohen Balkonfenſtern in der Beletage und einer zierlichen cour d'honneur, die von den beiden nur einſtöckigen Seitenflügeln gebildet wurde und gegen die Straße durch ein gebogenes Gatter abgeſchloſſen war, auf deſſen Pfeilern ſteinerne Putten ſpielten. Aber die innere Ausſtattung des Schloſſes war im Gegenſatz zu dem geſchichtlichen Stil ſeines Äußeren durchaus in einem neuzeitlichen und behaglich-bürgerlichen Geſchmack gehalten.

Ditlinde empfing ihren Bruder in einem großen Salon des erſten Stockwerks mit mehreren Gruppen geſchweifter Canſeuſen in blaßgrüner Seide, deſſen hinteres Viertel, durch ſchlanke Pfeiler gegen den Hauptteil abgegrenzt, ganz und gar mit Palmen, Blumenſtöcken in Metallkübeln und farbig prangenden Blumentiſchen angefüllt war.

„Guten Tag, Klaus Heinrich", ſagte die Fürſtin. Sie war zart und ſchlank, und üppig war nur ihr aſchblondes

gedruckter Tagesangabe der Bleistiftvermerk zu lesen war: „5 Uhr: meine Brüder". Gegenüber der weißen Flügeltür zum Empfangssalon war zwischen der Sofabank und einem Halbkreis von Stühlen der ovale Tisch mit zartem Damast und einem blauseidenen Läufer gedeckt; das blumige Teegeschirr, ein Aufsatz mit Konfekt, längliche Schalen mit Zuckergebäck und winzigen Butterbrötchen waren in ebenmäßiger Anordnung darauf verteilt, und seitwärts dampfte auf einem Glastischchen über seiner Spiritusflamme der silberne Teekessel. Aber überall, in den Vasen auf dem Schreibtisch, dem Teetisch, dem Spiegeltisch, dem Glasschrank voll Porzellanfiguretten, dem Tischchen neben der weißen Chaiselongue, waren Blumen, und ein Blumentisch voller Topfgewächse stand zum Überfluß auch hier vor dem Fenster.

Dies Zimmer, abseits und im Winkel zu der Flucht der Empfangsräume gelegen, war Ditlindens Kabinett, ihr Boudoir, der Raum, in dem sie ganz enge Nachmittagsempfänge gab und eigenhändig den Tee zu bereiten pflegte. Klaus Heinrich sah ihr zu, wie sie die Kanne mit heißem Wasser spülte und mit einem silbernen Löffelchen Tee hineinschüttete.

„Und Albrecht... wird er kommen?" fragte er mit unwillkürlich gedämpfter Stimme...

„Ich hoffe es", sagte sie, indem sie sich aufmerksam über die kristallene Teebüchse beugte, wie um nichts zu verschütten (und auch er vermied es, sie anzusehen). „Ich habe ihn natürlich gebeten, Klaus Heinrich, aber du weißt, er kann sich nicht binden. Es hängt von seinem Befinden ab, ob er kommt... Ich mache nun erst einmal unsern Tee, denn Albrecht bekommt seine Milch... Übrigens kann es sein, daß auch Jettchen heute ein bißchen vor-

ſpricht. Es wird dich freuen, ſie wiederzuſehen. Das lebhafte Ding weiß immer ſo viel zu erzählen ..."

Mit „Jettchen" war ein Fräulein von Iſenſchnibbe gemeint, der Fürſtin vertraute Dame und Freundin. Sie ſtanden ſeit Kindestagen auf du und du.

„Und immer gerüſtet?" ſagte Ditlinde, indem ſie den gefüllten Teetopf auf den Unterſatz ſtellte und ihren Bruder betrachtete ... „Immer in Uniform, Klaus Heinrich?"

Er ſtand mit geſchloſſenen Abſätzen und rieb ſeine linke Hand, die an Kälte litt, in der Höhe der Bruſt mit der Rechten.

„Ja, Ditlinde, ich habe es gern ſo, es iſt mir lieber. Es ſitzt ſo feſt, weißt du, und man iſt angezogen. Außerdem iſt es billiger, denn eine ordentliche Zivilgarderobe läuft, glaube ich, ſchrecklich ins Geld, und Schulenburg klagt ohnedies beſtändig, daß alles ſo teuer wird. So komm ich mit zwei, drei Röcken aus und kann mich mit Ehren ſogar bei meinen reichen Verwandten ſehen laſſen ..."

„Reiche Verwandte!" lachte Ditlinde. „Ja, damit hat es noch gute Weile, Klaus Heinrich!"

Sie ſetzten ſich an den Teetiſch, Ditlinde auf die Sofabank, Klaus Heinrich auf einen Stuhl gegenüber dem Fenſter.

„Reiche Verwandte!" wiederholte ſie, und man ſah, wie der Gegenſtand ſie erwärmte. „Nein, weit gefehlt, wie ſollten wir reich ſein, wo doch das Barvermögen gering iſt und alles in den Unternehmungen ſteckt, Klaus Heinrich. Und die ſind jung und im Werden, ſind alleſamt noch im Wachstum begriffen, wie mein guter Philipp ſagt, und werden wohl erſt unſern Nachkommen die vollen Früchte tragen. Aber es geht vorwärts, ſo viel iſt wahr, und ich halte Ordnung in der Wirtſchaft ..."

„Ja, das tuſt du, Ditlinde, Ordnung hältſt du!“

„... halte Ordnung und ſchreibe alles auf und paſſe auf die Leute, und bei allem Aufwand, den man der Welt ſchuldet, bringt man alljährlich was Anſehnliches auf die Seite und denkt an die Kinder. Und mein guter Philipp ... Er läßt dich grüßen, Klaus Heinrich, ich vergaß das, er bedauert herzlich, heute nicht anweſend ſein zu können ... Da ſind wir nun kaum von Hohenried zurück, und er iſt ſchon wieder unterwegs, in Geſchäften, auf den Gütern — ſo klein und zart von Natur, wie er iſt, aber wenn es um ſeinen Torf und ſeine Sägemühlen geht, ſo bekommt er rote Backen, und er ſagt ſelbſt, daß er viel geſünder geworden iſt, ſeitdem er ſo viel zu tun hat ...“

„Sagt er das?“ fragte Klaus Heinrich, und in ſeine Augen kam etwas Trübes, während er geradeaus über den Blumentiſch hin auf das helle Fenſter blickte ... „Ja, ich kann es mir ganz gut denken, daß es gewiſſermaßen anregend wirken muß, ſo recht tüchtig beſchäftigt zu ſein. Bei mir im Park ſind nun auch wieder die Wieſen gemäht, zum zweitenmal dieſes Jahr, und es macht mir Spaß, zu ſehen, wie das Heu zu regelrechten Hügeln aufgebaut wird, mit einem Stock mitten durch, daß es ausſieht wie ein Lager von kleinen Indianerhütten, oder ſo ähnlich, und dann wird Schulenburg es verkaufen. Aber das iſt natürlich nicht zu vergleichen ...“

„Ach, du!“ ſagte Ditlinde und drückte das Kinn auf die Bruſt. „Mit dir iſt es doch etwas anderes, Klaus Heinrich! Der nächſte am Thron! Du biſt doch zu anderen Dingen berufen, ſollte ich denken. Bewahre! Freu' du dich deiner Beliebtheit bei den Leuten ...“

Sie ſchwiegen eine Weile.

„Und du, Ditlinde," ſagte er dann, „nicht wahr, dir geht es ebenfalls gut und beſſer als früher, da müßt' ich mich täuſchen. Ich ſage nicht, daß du rote Backen bekommen haſt, wie Philipp von ſeinem Torf; ein bißchen durchſichtig warſt du ja immer und biſt du geblieben. Aber du haſt einen friſchen Ausdruck, wie? Ich habe noch nie gefragt, ſeit du verheiratet biſt, aber ich glaube, man kann getroſt ſein in Hinſicht auf dich."

Sie ſaß in friedlicher Haltung, die Arme leicht unter der Bruſt verſchränkt.

„Ja," ſagte ſie, „mir iſt wohl, Klaus Heinrich, du haſt recht geſehen, und das wäre Undank, wollt' ich mich nicht zu meinem Glücke bekennen. Siehſt du, ich weiß ſehr gut, daß manche Leute im Land enttäuſcht ſind von meiner Heirat und ſagen, ich hätte mich vertan und ſei hinabgeſtiegen und was noch alles. Und ſolche Leute ſind gar nicht weit zu ſuchen, denn Bruder Albrecht, das weißt du ſo gut wie ich, im Herzen verachtet er meinen guten Philipp und mich dazu und kann ihn nicht leiden und nennt ihn bei ſich einen Händler und Bürgersmann. Aber das kann mich nicht kümmern, denn ich habe es gewollt und habe Philipps Hand genommen — ergriffen würd' ich ſagen, wenn es nicht ſo wild klänge —, habe ſie genommen, weil ſie warm und gut war und ſich bot, mich aus dem Alten Schloſſe herauszuführen. Denn wenn ich daran zurückdenke, an das Alte Schloß und das Leben darin, wie ich es ohne den guten Philipp wohl immer fortgeführt hätte, dann grauſt mir, Klaus Heinrich, und ich fühle, daß ich es nicht ertragen hätte und wirr und wunderlich geworden wäre wie die arme Mama. Ich bin ein bißchen zart von Natur, wie du weißt, ich wäre ganz einfach zugrunde gegangen, in ſo viel Öde und Traurigkeit, und als der gute

Philipp kam, da dacht' ich: das iſt deine Rettung. Und wenn die Leute ſagen, daß ich eine ſchlechte Prinzeſſin bin, weil ich gewiſſermaßen abgedankt habe und hierhergeflüchtet bin, wo es ein bißchen wärmer und freundlicher iſt, und wenn ſie ſagen, daß es mir an Würdegefühl oder Hoheitsbewußtſein, oder wie ſie es nennen, gebricht, dann ſind ſie dumm und unwiſſend, Klaus Heinrich, denn ich habe zuviel, ich habe im Gegenteile zuviel davon, das iſt die Sache, ſonſt hätte das Alte Schloß mir nicht ſolche Angſt gemacht, und das ſollte Albrecht verſtehen können, denn er hat auch zuviel davon auf ſeine Art — wir Grimmburger haben alle zuviel davon, und darum ſieht es zuweilen aus, als hätten wir zuwenig. Und manchmal, wenn Philipp unterwegs iſt, ſo wie jetzt, und ich hier ſitze, unter meinen Blumen und Philipps Bildern mit all ihrer Sonne — nur gut, daß es gemalte Sonne iſt, denn bewahre! ſonſt müßte man Schutzvorkehrungen treffen — und alles iſt ordentlich und nett, und ich denke an das Beſſere, wie du es nennſt, das ich nun bald zu warten haben werde, dann komme ich mir vor wie die kleine Meernixe in dem Märchen, das Madame aus der Schweiz uns vorlas, wenn du dich erinnerſt — die eines Menſchen Frau wurde und Beine erhielt ſtatt ihres Fiſchſchwanzes ... Ich weiß nicht, ob du mich verſtehſt ..."

„O ja, Ditlinde, doch, ich verſtehe dich ausgezeichnet. Und ich bin herzlich froh, daß alles ſich ſo gut und glücklich für dich gefügt hat. Denn es iſt gefährlich, will ich dir ſagen, es iſt meiner Erfahrung nach ſchwer für uns, auf eine angemeſſene Art glücklich zu werden. Man gerät ſo bald auf Irrwege und wird mißverſtanden, denn das Schlimme iſt, daß eigentlich niemand unſere Würde hütet, wenn wir es nicht ſelber tun, und dann artet alles ſo

leicht in Schimpf und Schande aus... Aber wo iſt der richtige Weg? Du haſt ihn gefunden. Mich haben ſie auch neulich in den Zeitungen verlobt geſagt, mit unſerer Couſine Griſeldis. Das war ein Verſuchsballon, wie ſie es nennen, und es ſcheint ihnen wohl an der Zeit. Aber Griſeldis iſt ein törichtes Mädchen und halbtot vor Bleichſucht und ſagt immer nur ‚jä‘, ſoweit ich ſie kenne. Ich denke gar nicht an ſie, und Knobelsdorff, Gott ſei Dank, auch nicht. Die Nachricht iſt ja auch gleich als unbegründet bezeichnet worden... Jetzt kommt Albrecht!“ ſagte er und ſtand auf.

Man hatte draußen gehüſtelt. Ein Diener in olivengrüner Livree öffnete mit einer raſchen, feſten und lautloſen Bewegung ſeiner beiden Arme die Flügeltür und meldete mit geſenkter Stimme: „Seine Königliche Hoheit, der Herr Großherzog.“

Dann trat er in Verbeugung zur Seite. Albrecht kam durch den großen Salon.

Er hatte die hundert Schritte vom Alten Schloſſe hierher in geſchloſſenem Wagen, den Jäger auf dem Bocke, zurückgelegt. Er war in Zivil wie faſt immer, trug einen geſchloſſenen Gehrock mit kleinen Atlasaufſchlägen und Lackſtiefel an ſeinen ſchmalen Füßen. Seit ſeiner Thronbeſteigung hatte er ſich einen Spitzbart wachſen laſſen. Sein kurzgeſchnittenes blondes Haar trat in zwei Buchten von ſeinen feinen, eingedrückten Schläfen zurück. Sein Gang war ein linkiſches und dennoch unbeſchreiblich vornehmes Stolzieren, wobei ſeine Schulterblätter ſich auf befangene Art verzogen. Er trug den Kopf zurückgelehnt und ſchob ſeine kurze, gerundete Unterlippe empor, indem er leicht damit an der oberen ſog.

Die Fürſtin ging ihm bis zur Schwelle entgegen. Da er die Bewegung des Handkuſſes ſcheute, ſo reichte er ihr einfach mit einem leiſen, faſt geflüſterten Grußwort die Hand — ſeine magere, kalte Hand von ſeltſam empfindlichem Ausdruck, die er dicht an der Bruſt ausſtreckte, ohne auch nur den Unterarm vom Körper zu löſen. Dann begrüßte er auf dieſelbe Art ſeinen Bruder Klaus Heinrich, der ihn mit geſchloſſenen Abſätzen vor ſeinem Stuhle erwartet hatte — und ſagte nichts mehr.

Ditlinde redete. „Das iſt liebenswürdig, Albrecht, daß du kommſt. Es geht dir alſo gut? Du ſiehſt vorzüglich aus. Philipp läßt dir ſein Bedauern ausdrücken, heute abweſend ſein zu müſſen. Bitte, nimm Platz, wo es dir am beſten gefällt, zum Beiſpiel hier, mir gegenüber. Der Stuhl iſt ziemlich bequem, du haſt ihn das letztemal auch gehabt. Ich habe einſtweilen unſeren Tee gemacht. Du bekommſt ſogleich deine Milch ...“

„Danke“, ſagte er leiſe. „Ich muß um Entſchuldigung bitten ... ich habe mich verſpätet. Du weißt, wenn der Weg am kürzeſten iſt ... Und dann muß ich nachmittags liegen ... Wir werden unter uns bleiben?“

„Ganz unter uns, Albrecht. Höchſtens, daß Jettchen Iſenſchnibbe ein bißchen vorſpricht, wenn es dir nicht unangenehm iſt ..“

„Ah?“

„Aber ich kann mich ebenſogut verleugnen laſſen.“

„Oh, bitte ...“

Man ſervierte die heiße Milch. Albrecht umfaßte das hohe, dicke, gebuckelte Glas mit beiden Händen.

„Ah, etwas Wärme“, ſagte er. „Wie es ſchon kalt iſt hierzulande. Und den ganzen Sommer habe ich in Hollerbrunn gefroren. Ihr habt noch nicht geheizt? Ich habe

schon heizen lassen. Andererseits leide ich unter dem Ofengeruch. Alle Öfen riechen. Von Bühl verspricht mir jeden Herbst die Zentralheizung für das Alte Schloß. Aber es scheint nicht tunlich."

„Armer Albrecht", sagte Ditlinde. „Um diese Jahreszeit warst du schon immer im Süden, solange Papa noch lebte. „Du mußt Sehnsucht haben."

„Dein Mitgefühl ehrt dich, meine gute Ditlinde", antwortete er, immer sehr leise und ein wenig lispelnd. „Aber wir müssen einsehen, daß ich nicht abkömmlich bin. Ich muß bekanntlich das Land regieren, dazu bin ich da. Heute habe ich die gnädigste Entschließung gefaßt, zu gestatten, daß irgendein Staatsbürger — es tut mir leid, seinen Namen vergessen zu haben — einen fremden Orden annimmt und trägt. Ferner habe ich ein Telegramm an die Jahresversammlung der Gartenbaugesellschaft abgehen lassen, worin ich das Ehrenpräsidium dieser Gesellschaft annehme und mein Wort verpfände, ihre Bestrebungen auf alle Weise zu fördern — ohne daß ich freilich wüßte, was ich außer dem Telegramm noch zur Förderung beitragen soll, denn die Herren besorgen ihre Angelegenheiten ganz gut allein. Außerdem habe ich geruht, die Wahl eines gewissen braven Mannes zum Bürgermeister meiner guten Stadt Siebenberge zu bestätigen — wobei sich fragen ließe, ob dieser Untertan durch meine Bestätigung ein besserer Bürgermeister wird, als er ohne sie sein würde . . ."

„Nun ja, Albrecht, das sind Kleinigkeiten!" sagte Ditlinde. „Ich bin überzeugt, daß dir wichtigere Geschäfte vorgelegen haben . . ."

„Oh, unbedingt. Ich habe meinen Minister für Finanzen und Landwirtschaft bei mir gesehen. Es war an der Zeit. Doktor Krippenreuther hätte es mir bitter übelgenommen,

wenn ich ihn nicht wieder einmal befohlen hätte. Er ist summarisch verfahren und hat mir zur Übersicht über mehrere untereinander verwandte Gegenstände auf einmal Vortrag gehalten, über die Ernte, über die neuen Grundsätze für die Aufstellung des Budgets, über die Steuerreform, mit der er beschäftigt ist. Die Ernte soll schlecht gewesen sein. Die Bauern sind von Mißwachs und Wetterschäden betroffen worden, und darum sind nicht nur sie, sondern auch Krippenreuther übel daran, denn die Steuerkraft des Landes, sagt er, ist wieder einmal beeinträchtigt. Außerdem hat es leider in einem und dem anderen Silberbergwerk Katastrophen gegeben. Die Betriebe stehen, sagt Krippenreuther, sie sind erträgnislos, und die Wiederherstellung wird große Summen verschlingen. Ich habe das alles mit einer passenden Miene angehört und getan, was ich tun konnte, indem ich meinem Kummer über soviel Mißgeschick Ausdruck gab. Hierauf habe ich die Frage erörtern hören, ob die Kosten der notwendigen Neubauten für die Rentämter und für die Behörden der Forst- und Zoll- und Steuerverwaltung auf den ordentlichen oder den außerordentlichen Etat zu setzen sind, habe mehreres von Progressionsskala und Kapitalrentensteuer und Wandergewerbssteuer und Entlastung der notleidenden Landwirtschaft und Belastung der Städte aufgefangen und hatte im ganzen den Eindruck, daß Krippenreuther seine Sache verstünde. Ich selbst verstehe natürlich so gut wie gar nichts davon, was Krippenreuther auch weiß und billigt, und so habe ich denn ‚ja, ja' und ‚freilich wohl' und ‚ich danke Ihnen' gesagt und habe alles gehen lassen, so gut es kann."

„Du sprichst so bitter, Albrecht."

„Nein, ich will euch etwas sagen, was mir heute während Krippenreuthers Vortrag eingefallen ist. Hier in der

Stadt lebt ein Mann, ein kleiner Rentner mit einer Warzennaſe. Jedes Kind kennt ihn und ruft juchhe, wenn es ihn ſieht, er heißt Fimmelgottlieb, denn er iſt nicht ganz bei Troſte, einen Nachnamen hat er ſchon lange nicht mehr. Er iſt überall dabei, wo etwas los iſt, obgleich ſeine Narrheit ihn außerhalb aller ernſthaften Beziehungen ſtellt, hat eine Roſe im Knopfloch und trägt ſeinen Hut auf der Spitze ſeines Spazierſtockes herum. Ein paarmal am Tage, um die Zeit, wenn ein Zug abfahren ſoll, geht er auf den Bahnhof, beklopft die Räder, inſpiziert das Gepäck und macht ſich wichtig Wenn dann der Mann mit der roten Mütze das Zeichen gibt, winkt Fimmelgottlieb dem Lokomotivführer mit der Hand, und der Zug geht ab. Aber Fimmelgottlieb bildet ſich ein, daß der Zug auf ſein Winken hin abgeht. Das bin ich. Ich winke, und der Zug geht ab. Aber er ginge auch ohne mich ab, und daß ich winke, iſt nichts als Affentheater. Ich habe es ſatt . . .“

Die Geſchwiſter ſchwiegen. Ditlinde ſah bekümmert in ihren Schoß, und Klaus Heinrich blickte, indem er an ſeinem kleinen bogenförmigen Schnurrbart zupfte, zwiſchen ihr und dem Großherzog hindurch auf das helle Fenſter.

„Ich kann dir ganz gut folgen, Albrecht,“ ſagte er nach einer Weile, „obgleich es ja recht hart von dir iſt, daß du dich und uns mit Fimmelgottlieb vergleichſt. Siehſt du, ich verſtehe natürlich auch nichts von Progreſſionsſkala und Wandergewerbsſteuer und Torfſtecherei, und da gibt es noch ſo vieles, wovon ich nichts verſtehe — alles, was man ſich vorſtellt, wenn man ſagt: das Elend in der Welt —, Hunger und Not, nicht wahr, und Kampf ums Daſein, wie man es nennt, und Krieg und Krankenhausgraus und alles das. Ich habe nichts davon geſehen und geſpürt,

ausgenommen den Tod ſelbſt, als Papa ſtarb, und das war auch wohl nicht der Tod, wie er ſein kann, denn es war eher erbaulich, und das ganze Schloß war erleuchtet. Und zuweilen ſchäme ich mich, daß ich mir niemals den Wind habe um die Naſe wehen laſſen. Aber dann ſage ich mir auch wieder, daß ich es nicht bequem habe, gar nicht bequem, obgleich ich doch auf der Menſchheit Höhen wandle, wie die Leute es ausdrücken, oder gerade deshalb, und daß ich auf meine Art des Lebens Strenge, ſein ſchmallippiges Antlitz, wenn du mir die Redensart erlauben willſt, vielleicht beſſer kenne als mancher, der ſich auf Progreſſionsſkala oder ſonſt irgendein einzelnes Gebiet verſteht. Und darauf kommt es an, Albrecht, daß man es nicht bequem hat — darauf kommt alles an, wenn ich dir das erwidern darf, und damit iſt man gerechtfertigt. Und da die Leute juchhe rufen, wenn ſie mich ſehen, ſo müſſen ſie doch wohl wiſſen, warum, und mein Leben muß irgendeinen Sinn haben, obgleich ich außerhalb aller ernſthaften Beziehungen ſtehe, wie du ſo ausgezeichnet ſagteſt. Und deines erſt recht. Du winkſt zwar nur zu dem, was geſchieht, aber die Leute wollen doch, daß du winkſt, und wenn du ihr Wollen und Wünſchen nicht wirklich regierſt, ſo drückſt du es doch aus und ſtellſt es vor und machſt es anſchaulich, und das iſt vielleicht nicht ſo wenig ..."

Albrecht ſaß am Tiſche, ohne ſich anzulehnen. Er hielt ſeine mageren Hände von ſeltſam empfindlichem Ausdruck auf der Tiſchkante vor dem hohen, zur Hälfte geleerten Glaſe Milch gekreuzt und die Lider geſenkt, indem er mit der Unterlippe an der oberen ſog. Er antwortete leiſe: „Ich wundere mich nicht, daß ein ſo beliebter Prinz wie du mit ſeinem Loſe einverſtanden iſt. Ich für mein Teil lehne es ab, irgend jemand anders auszudrücken und vor-

zuſtellen als mich ſelbſt — ich lehne es ab, ſage ich, und ich ſtelle dir frei, zu denken, daß mir die Trauben zu hoch hängen. Die Wahrheit iſt, daß mir am Juchhe der Leute ſo wenig liegt, als nur einer Seele daran liegen kann. Ich meine nicht meinen Körper. Man iſt ſchwach — irgend etwas in einem dehnt ſich bei Applaus und krümmt ſich bei kaltem Schweigen. Aber mit meiner Vernunft ſtehe ich über aller Beliebtheit und Unbeliebtheit. Ich weiß, was die Volkstümlichkeit wäre, wenn ſie käme. Ein Irrtum über meine Perſon. Und damit zuckt man die Achſeln bei dem Gedanken an das Händeklatſchen fremder Leute. Einem anderen — dir — mag das hinter ſich gefühlte Volk Hochgefühl verſchaffen. Mir verzeih, daß ich zu vernünftig für ſolche geheimnisvollen Glücksgefühle bin — und zu reinlichkeitsliebend auch wohl, wenn du mir den Ausdruck nachſehen willſt. Dieſe Art Glück riecht nicht gut, wie mir ſcheint. Auf jeden Fall bin ich dem Volke fremd. Ich gebe ihm nichts — was könnte es mir geben? Mit dir ... oh, das iſt etwas anderes. Hunderttauſende, die dir gleichen, danken dir dafür, daß ſie ſich in dir wiedererkennen. Du könnteſt wohl lachen, wenn du wollteſt. Die Gefahr beſteht für dich höchſtens darin, daß du allzu wohlig in deiner Volkstümlichkeit untertauchſt und endlich dennoch bequemen Sinnes wirſt, obgleich du das heut von der Hand weiſt ..."

„Nein, Albrecht, ich glaube das nicht. Ich glaube nicht, daß ich dieſe Gefahr laufe."

„Deſto beſſer werden wir einander verſtehen. Ich bevorzuge im ganzen nicht die ſtarken Ausdrücke. Aber die Popularität iſt eine Schweinerei."

„Sonderbar, Albrecht. Sonderbar, daß du das Wort gebrauchſt. Die Faſanen gebrauchten es immer, meine

Mitzöglinge, die jungen Adeligen, weißt du, auf Schloß ‚Faſanerie'. Ich weiß, was du biſt. Du biſt ein Ariſtokrat, das iſt die Sache."

„Du meinſt? Du irrſt dich. Ich bin kein Ariſtokrat, ich bin das Gegenteil, aus Vernunft und aus Geſchmack. Du wirſt zulaſſen müſſen, daß ich das Juchhe der Menge nicht aus Dünkel verſchmähe, ſondern aus Neigung zur Menſchlichkeit und zur Güte. Es iſt ein erbärmliches Ding um menſchliche Hoheit, und mir ſcheint, daß alle Menſchen das einſehen müßten, daß alle ſich menſchlich und gütig gegeneinander verhalten und einander nicht erniedrigen und beſchämen ſollten. Ohne Scham den Hokuspokus der Hoheit mit ſich treiben zu laſſen, dazu muß wohl eine dicke Haut gehören. Ich bin ein bißchen zart von Natur, ich fühle mich der Lächerlichkeit meiner Lage nicht gewachſen. Jeder Lakai, der ſich an der Tür aufpflanzt und mir zumutet, an ihm vorüberzugehen, ohne ihn mehr zu beachten, mehr zu achten als den Türpfoſten, ſetzt mich in Verlegenheit. Das iſt meine Art von Volksfreundlichkeit ..."

„Ja, Albrecht, das iſt wahr. Es iſt manchmal gar nicht leicht, mit guter Miene an ſo einem Geſellen vorüberzugehen. Die Lakaien! Wenn man nicht wüßte, daß es Kujone ſind! Saubere Dinge weiß man von ihnen ..."

„Was für Dinge?"

„Oh, man tut immerhin ſeine Einblicke ..."

„Bewahre!" ſagte Ditlinde. „Davon wollen wir nichts wiſſen. Ihr ſprecht von ſo allgemeinen Fragen, und ich hatte gedacht, daß wir heute nachmittag ein paar Punkte beſprechen wollten, die ich mir aufgeſchrieben habe ... Willſt du ſo freundlich ſein, Klaus Heinrich, mir den Notizblock in blauem Leder dort auf dem Schreibtiſch zu reichen? ... Ich danke dir ſehr. Hier habe ich alles, was ich mir

merken muß, ſowohl was den Hausſtand, als was andere Dinge betrifft. Wie das wohltut, alles ſo ſchwarz auf weiß überſehen zu können! Mein Kopf iſt entſchieden ſchwach, er kann nichts beiſammenhalten, und wenn ich nicht Ordnung hielte und mir alles notierte, ſo müßte ich am Leben verzweifeln. Erſtens, Albrecht, und eh ich's vergeſſe, ſo wollte ich dich aufmerkſam machen, daß du bei der Cour am erſten November Tante Katharina führen mußt — unmöglich kannſt du umhin. Ich trete zurück, ich war es beim letzten Hofball, und Tante Katharina würde ſchrecklich verſtimmt ... Habe ich deine Einwilligung? Gut, dann ſtreiche ich dieſen Punkt ... Zweitens, Klaus Heinrich, wollte ich dich bitten, beim Waiſenkinder-Bazar im Rathaus am fünfzehnten ein wenig acte de présence zu machen. Ich habe das Protektorat, und du ſiehſt, ich nehme es ernſt. Du brauchſt nichts zu kaufen ... einen Taſchenkamm ... Kurz, nur, daß du dich zehn Minuten lang zeigſt. Es iſt für die Waiſenkinder ... Willſt du kommen? Siehſt du, ſo kann ich wieder etwas durchſtreichen. Drittens ..."

Aber die Fürſtin wurde unterbrochen. Fräulein von Iſenſchnibbe, die Hofdame, ließ ſich melden und trippelte augenblicklich durch den großen Salon herein, wobei ihre Federboa ſich im Luftzuge ſträubte und der Rand ihres enormen Federhutes auf und nieder wippte. Aus ihren Kleidern ſtrömte der Geruch der friſchen Luft von draußen. Sie war klein, aſchblond, ſpitznäſig und ſo kurzſichtig, daß ſie die Sterne nicht ſehen konnte. An klaren Abenden ſtand ſie auf ihrem Balkon und betrachtete den geſtirnten Himmel durch ihr Opernglas, um zu ſchwärmen. Sie trug zwei ſcharfe Zwicker übereinander und ſtreckte mit gekniffenen Augen ſpähend den Hals vor, indem ſie knickſte.

„Gott, Großherzogliche Hoheit," ſagte ſie, „ich wußte nicht, ich ſtöre, ich dringe ein, ich bitte untertänigſt um Entſchuldigung!"

Die Brüder hatten ſich erhoben, und das Fräulein ſank verſchämt vor ihnen nieder. Da Albrecht ſeine Hand dicht an der Bruſt ausſtreckte, ohne auch nur den Unterarm vom Körper zu löſen, ſo war ihr Arm faſt ſenkrecht ausgeſtreckt, als der Knicks, den ſie vor ihm ausführte, ſeinen tiefſten Punkt erreicht hatte.

„Gutes Jettchen," ſagte Ditlinde, „wie du ſprichſt! Du biſt erwartet und willkommen. Und meine Brüder wiſſen, daß wir du zueinander ſagen. Alſo nichts von Großherzoglicher Hoheit, wenn ich bitten darf. Wir ſind nicht im Alten Schloß. Sitz nieder und ſei gemütlich. Willſt du Tee? Er iſt noch heiß. Und hier ſind gezuckerte Früchte. Ich weiß, du ißt ſie gern."

„Ja, tauſend Dank, Ditlinde, die eſſe ich für mein Leben gern!" Und Fräulein von Iſenſchnibbe nahm mit dem Rücken gegen das Fenſter, Klaus Heinrich gegenüber, an der Schmalſeite des Teetiſches Platz, ſtreifte einen Handſchuh ab und begann, ſpähend vorgebeugt, mit der ſilbernen Zange Süßigkeiten auf ihren Teller zu legen. Ihre kleine Bruſt atmete raſch und beklommen vor freudiger Erregung.

„Neuigkeiten weiß ich," ſagte ſie, unfähig, länger an ſich zu halten ... „Neuigkeiten ... mehr, als in meinen Pompadour gehen! Das heißt ... im Grunde iſt es nur e i n e, nur e i n e — aber die hat das Maß, die kann ſich ſehen laſſen, und es iſt ganz ſicher, ich habe es aus beſter Quelle, du weißt, daß ich zuverläſſig bin, Ditlinde, noch heute abend wird es im ‚Eilboten' ſtehn, und morgen wird die ganze Stadt davon ſprechen."

„Ja, Jettchen," ſagte die Fürſtin, „das muß man zugeben, du kommſt niemals mit leeren Händen. Aber nun ſind wir geſpannt, nun ſage deine Neuigkeit."

„Gut alſo. Ich bitte, Luft holen zu dürfen. Weißt du, Ditlinde, wiſſen Königliche Hoheit, wiſſen Großherzogliche Hoheit, wer kommt, wer in den Quellengarten kommt, wer auf ſechs oder acht Wochen zum Kurgebrauch in den Quellenhof zieht, um das Waſſer zu trinken?"

„Nein", ſagte Ditlinde „Aber du weißt es, gutes Jettchen?"

„Spoelmann", ſagte Fräulein von Iſenſchnibbe. „Spoelmann", ſagte ſie, lehnte ſich zurück und machte Miene, mit den Fingerſpitzen auf den Tiſchrand zu ſchlagen, tat aber der Bewegung ihrer Hand dicht über dem blauſeidenen Läufer Einhalt

Die Geſchwiſter blickten einander zweifelnd an.

„Spoelmann?" fragte Ditlinde ... „Beſinne dich, Jettchen: der richtige Spoelmann?"

„Der richtige!" Des Fräuleins Stimme brach ſich vor unterdrücktem Jubel. „Der richtige, Ditlinde. Denn es gibt ja nur einen, oder doch nur einen, den man kennt, und der iſt es, den ſie im Quellenhof erwarten — der große Spoelmann, der Rieſen-Spoelmann, der ungeheure Samuel N. Spoelmann aus Amerika!"

„Aber Kind, wie käme wohl der hierher?"

„Nun, verzeih' mir die Antwort, Ditlinde, aber wie du fragſt! Er kommt natürlich über den Ozean, auf ſeiner Jacht oder auf einem großen Dampfer, das weiß ich noch nicht — wie es ihm gefällt. Er geht in die Ferien, er macht eine Europareiſe, und zwar zu dem ausgeſprochenen Zweck, im Quellengarten das Waſſer zu trinken."

„Aber iſt er denn krank?"

„Gewiß, Ditlinde. Alle dieſe Leute ſind krank, es muß wohl dazu gehören."

„Das iſt ſonderbar", ſagte Klaus Heinrich.

„Ja, Großherzogliche Hoheit, es iſt auffallend. Seine Art von Daſein muß es wohl mit ſich bringen. Denn es iſt gewiß ein anſtrengenderes Daſein und keineswegs bequem und muß den Körper wohl raſcher aufreiben, als ein gewöhnliches Menſchenleben tut. Die meiſten haben es mit dem Magen zu tun. Aber Spoelmann hat ja ein Steinleiden, wie man weiß."

„Ein Steinleiden alſo . . ."

„Gewiß, Ditlinde, du haſt es natürlich ſchon gehört und nur wieder vergeſſen. Er hat den Nierenſtein, wenn ich mir das häßliche Wort erlauben darf — ein ſchweres, quälendes Leiden, und ſicher hat er nicht den geringſten Genuß von ſeinen wahnwitzigen Reichtümern . . ."

„Aber wie in aller Welt iſt er auf unſer Waſſer verfallen?"

„So, Ditlinde. Ganz einfach. Das Waſſer iſt doch gut, es iſt vortrefflich, zumal die Ditlindenquelle mit ihrem Lithium, oder wie es heißt, iſt ausgezeichnet gegen Gicht und Stein, und nur noch nicht nach Gebühr bekannt und geſchätzt in der Welt. Aber ein Mann wie Spoelmann, das läßt ſich denken, ein ſolcher Mann iſt erhaben über Namen und Marktgeſchrei und geht nach ſeinem eigenen Kopfe. Und ſo hat er denn unſer Waſſer entdeckt — oder ſein Leibarzt hat es ihm empfohlen, das mag ſein — und hat es in Flaſchen bezogen, und es hat ihm wohlgetan, und nun mag er denken, daß es ihm an Ort und Stelle getrunken noch beſſer anſchlagen muß."

Alle ſchwiegen.

„Großer Gott, Albrecht,“ ſagte Ditlinde endlich, „wie man nun immer über Spoelmann und ſeinesgleichen denken mag — und ich denke vorſichtig über ihn, deſſen kannſt du verſichert ſein —, aber glaubſt du nicht, daß der Beſuch dieſes Menſchen dem Quellengarten zu großem Nutzen gereichen kann?“

Der Großherzog wendete den Kopf mit ſeinem feinen und ſteifen Lächeln

„Fragen wir Fräulein von Iſenſchnibbe“, antwortete er. „Sie hat zweifellos auch dieſe Seite der Sache bereits ins Auge gefaßt.“

„Da Königliche Hoheit befehlen ... Zu gewaltigem Nutzen! Zu unermeßlichem, ganz unberechenbarem Nutzen — das liegt auf der Hand! Die Direktion iſt ſelig, ſie iſt imſtande und bekränzt das Füllhaus, illuminiert den Quellenhof! Welche Empfehlung! Welche Anziehung für die Fremden! Wollen Königliche Hoheit doch erwägen ... Dieſer Mann iſt eine Sehenswürdigkeit! Großherzogliche Hoheit ſprachen eben von ‚ſeinesgleichen‘ — aber er hat nicht ſeinesgleichen, kaum, höchſtens ein paar. Das iſt ein Leviathan, ein Vogel Roch! Wie ſollte man nicht weither kommen, um ein Weſen zu ſehen, das täglich ſo gegen eine halbe Million zu verzehren hat!“

„Bewahre!“ ſagte Ditlinde erſchüttert „Und mein guter Phillipp, der ſich mit ſeinen Torfſtichen plagt ...“

„Die Sache fängt damit an,“ fuhr das Fräulein fort, „daß ſeit ein paar Tagen in der Wandelhalle da draußen zwei Amerikaner herumlaufen. Wer ſind ſie? Es ſtellt ſich heraus, daß es Journaliſten ſind, Abgeordnete zweier großer Neuyorker Zeitungen. Sie ſind dem Leviathan vorangereiſt und telegraphieren ihren Blättern vorläufig Schilderungen der Örtlichkeit Wenn er da iſt, werden ſie

über jeden Schritt telegraphieren, den er tut — gerade wie der ‚Eilbote' und der ‚Staatsanzeiger' über Euere Königliche Hoheit berichten ..."

Albrecht verbeugte sich dankend, mit niedergeschlagenen Augen und indem er die Unterlippe emporschob.

„Er hat die Fürstenzimmer im Quellenhof mit Beschlag belegt," sagte Jettchen, „als vorläufige Unterkunft."

„Für sich allein?" fragte Ditlinde ...

„O nein, Ditlinde, du kannst denken, daß er nicht allein kommt. Ich weiß noch nichts Näheres über seine Umgebung und Dienerschaft, aber fest steht, daß seine Tochter und sein Leibarzt ihn begleiten."

„Du sagst immer ‚Leibarzt', Jettchen, das ärgert mich. Und dann die Journalisten. Und obendrein die Fürstenzimmer. Er ist doch kein König."

„Ein Eisenbahnkönig, soviel ich weiß", bemerkte Albrecht leise und mit niedergeschlagenen Augen.

„Nicht nur Eisenbahnkönig, Königliche Hoheit, und nicht einmal in der Hauptsache, nach allem, was ich höre. Da gibt es in Amerika drüben diese großen Handelsgesellschaften, die man Trusts nennt, wie Königliche Hoheit wissen, der Stahltrust zum Beispiel, der Zuckertrust, der Petroleumtrust und dann noch der Kohlen- und Fleisch- und Tabaktrust und wie sie heißen. Und bei fast all diesen Trusts hat Samuel N. Spoelmann seine Hand im Spiel und ist Großaktionär und Hauptkontrolleur — so nennt man es, ich habe es gelesen —, und sein Geschäft muß also wohl sein, was man bei uns eine Gemischte Warenhandlung nennt."

„Ein sauberes Geschäft," sagte Ditlinde, „ein sauberes Geschäft wird es sein! Denn daß man durch ehrliche Arbeit ein Leviathan und Vogel Roch werden kann, das wirst du

mir nicht einreden, gutes Jettchen. Ich bin überzeugt, daß das Blut der Witwen und Waiſen an ſeinen Reichtümern klebt. Wie denkſt du, Albrecht?"

„Ich wünſche es, Ditlinde, ich wünſche es, dir und deinem Gatten zum Troſt."

„Wenn es ſo iſt," erzählte das Fräulein, „ſo trifft doch Spoelmann — unſeren Samuel N Spoelmann — nur geringe Verantwortung, denn er iſt eigentlich nichts als ein Erbe und ſoll ſogar nie ſo beſondere Luſt zu den Geſchäften gehabt haben. Wer eigentlich das Ganze gemacht hat, das war ſein Vater — ich habe alles geleſen und kann ſagen, daß ich in großen Zügen Beſcheid weiß. Sein Vater, das war ein Deutſcher — gar nichts, ein Abenteurer, der über See ging und Goldgräber wurde. Und hatte Glück und gewann ſich durch Goldfunde ein kleines Vermögen — oder auch ſchon ein ziemlich großes — und fing zu ſpekulieren an, in Petroleum und Stahl und Eiſenbahnen und dann in allem Möglichen und wurde immer reicher und reicher. Und als er ſtarb, da war eigentlich alles ſchon im Gang, und ſein Sohn Samuel, der die Vogel-Roch-Firma erbte, der hatte ſo gut wie nichts mehr zu tun, als die fürchterlichen Dividenden einzuſtreichen und noch immer reicher und reicher zu werden, bis es kaum noch zu ſagen war. So iſt es vor ſich gegangen.

„Und eine Tochter hat er, Jettchen? Was iſt denn das für ein Ding?"

„Jawohl, Ditlinde, ſeine Frau iſt tot, aber er hat eine Tochter, Miß Spoelmann, und die bringt er mit. Ein ſonderbares Mädchen, nach allem, was ich geleſen habe. Er ſelbſt iſt ja ſchon ein sujet mixte, denn ſein Vater holte ſich ſeine Frau aus dem Süden — kreoliſches Blut, eine Perſon mit deutſchem Vater und eingeborener Mutter.

Aber Samuel heiratete dann wieder eine Deutsch-Amerikanerin mit halbenglischem Blut, und deren Tochter ist nun Miß Spoelmann."

„Bewahre, Jettchen, das ist ja ein buntes Geschöpf!"

„Das magst du wohl sagen, Ditlinde. Und sie ist gelehrt, ich habe gehört, sie studiert wie ein Mann, und zwar Algebra und so scharfsinnige Dinge ..."

„Nun, das kann mich auch nicht mehr für sie einnehmen."

„Aber nun kommt das Stärkste, Ditlinde, denn Miß Spoelmann hat eine Gesellschaftsdame, und diese Gesellschaftsdame ist eine Gräfin, eine ganz richtige Gräfin, die ihr Gesellschaftsdienste leistet."

„Bewahre!" sagte Ditlinde. „Schämt sie sich nicht? Nein, Jettchen, mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde mich nicht um Spoelmann kümmern. Ich werde ihn hier in Frieden seinen Brunnen trinken lassen und ihn mit seiner Gräfin und seiner algebraischen Tochter wieder abziehen lassen, ohne mich nach ihm umzusehen. Auf mich macht er keinen Eindruck mit seinem Sündenreichtum. Wie denkst du, Klaus Heinrich?"

Klaus Heinrich blickte über des Fräuleins Kopf hinweg auf das helle Fenster.

„Eindruck?" sagte er ... „Nein, Reichtum macht mir keinen Eindruck, glaube ich — ich meine, was man so Reichtum nennt. Aber mich dünkt, es kommt darauf an ... es kommt, wie mir scheint, auf den Maßstab an. Wir haben ja auch ein paar reiche Leute hier in der Stadt ... Seifensieder Unschlitt soll eine Million haben ... Ich sehe ihn manchmal in seinem Wagen ... Er ist recht dick und gewöhnlich. Aber wenn einer ganz krank und einsam ist vor lauter Reichtum ... Ich weiß nicht ..."

„Ein unheimlicher Mann jedenfalls", sagte Ditlinde. Und allmählich beruhigte sich das Gespräch über Spoelmann. Man sprach über Familienangelegenheiten, über das Gut „Hohenried", über die bevorstehende Saison. Gegen sieben Uhr schickte der Großherzog nach seinem Wagen. Man erhob sich, man verabschiedete sich, denn auch Prinz Klaus Heinrich brach auf. Aber in der Vorhalle, während die Brüder sich ihre Mäntel anlegen ließen, sagte Albrecht: „Ich wäre dir verbunden, Klaus Heinrich, wenn du deinen Kutscher nach Hause schicktest und mir noch eine Viertelstunde das Vergnügen deiner Gesellschaft gönntest. Ich habe noch eine Sache von einiger Wichtigkeit mit dir zu besprechen ... Ich könnte dich zur Eremitage begleiten, aber die Abendluft ist mir nicht zuträglich ..."

Klaus Heinrich antwortete mit geschlossenen Absätzen: „Nein, Albrecht, wo denkst du hin! Ich fahre mit dir ins Schloß, wenn es dir angenehm ist. Ich bin selbstverständlich zu deiner Verfügung."

Dies war die Einleitung zu einer bemerkenswerten Unterredung zwischen den jungen Fürsten, deren Ergebnis wenige Tage darauf im „Staatsanzeiger" veröffentlicht und allgemein mit Beifall aufgenommen wurde.

Der Prinz begleitete den Großherzog ins Schloß, durch das Albrechtstor, über steinerne, breitgeländrige Treppen, durch Korridore, wo offene Gasflammen brannten, und schweigende Vorzimmer, zwischen Lakaien hindurch in Albrechts „Kabinett", wo der alte Prahl die beiden bronzenen Petroleumlampen auf dem Kaminsims angezündet hatte. Albrecht hatte das Arbeitszimmer seines Vaters übernommen — es war immer das Arbeitszimmer der regierenden Herren gewesen und lag im ersten Stockwerk zwischen einem Adjutantenzimmer und dem im täglichen

Gebrauch befindlichen Speisesaal, gegen den Albrechtsplatz, den die Fürsten von ihrem Schreibtisch aus stets überblickt und überwacht hatten. Es war ein außerordentlich unwohnlicher und widerspruchsvoller Raum, ein kleiner Saal mit einer zersprungenen Deckenmalerei, rotseidener, in vergoldete Leisten gefaßter Tapete und drei bis zum Fußboden reichenden Fenstern, durch die es empfindlich zog und vor denen jetzt die weinroten, mit Krepinen geschmückten Vorhänge geschlossen waren. Es hatte einen falschen Kamin im Geschmack des französischen Kaiserreichs, davor ein Halbkreis von kleinen modernen gesteppten Plüschsesseln ohne Armlehnen angeordnet war, und einen überaus häßlich ornamentierten weißen Kachelofen, in dem stark geheizt war. Zwei große gesteppte Sofas standen an den Seitenwänden einander gegenüber, und vor das eine war ein viereckiger Büchertisch mit roter Plüschdecke gerückt. Zwischen den Fenstern ragten zwei deckenhohe und schmale, in Gold gerahmte Spiegel mit weißen Marmorkonsolen empor, von denen die rechte eine ziemlich lüsterne Alabastergruppe, die linke eine Wasserkaraffe und Medizingläser trug. Der Schreibsekretär, ein altes Möbelstück aus Polisanderholz mit Rolldeckel und Messingbeschlägen, stand frei auf dem roten Teppich im Raum. Aus einem Winkel, von einem Pfeilertischchen herab, blickte eine Antike mit toten Augen ins Zimmer.

„Was ich dir vorzuschlagen habe," sagte Albrecht — er stand am Schreibtisch und hantierte unbewußt mit einem Papiermesser, einem spielzeughaften und albernen Ding in Form eines Kavalleriesäbels —, „steht in gewisser Beziehung zu unserem Gespräch von heute nachmittag... Ich schicke voraus, daß ich die Angelegenheit diesen Sommer in Hollerbrunn mit Knobelsdorff durchgesprochen

habe. Er iſt einverſtanden, und wenn auch du es biſt, woran ich nicht zweifle, ſo kann ich meine Abſicht ſogleich verwirklichen."

„Bitte, Albrecht, laß hören", ſagte Klaus Heinrich, der in aufmerkſamer und militäriſcher Haltung am Sofatiſche ſtand.

„Mein Befinden", fuhr der Großherzog fort, „läßt in letzter Zeit mehr und mehr zu wünſchen übrig."

„Das tut mir leid, Albrecht! Du haſt dich alſo in Hollerbrunn gar nicht erholt?"

„Danke. Nein. Es geht mir ſchlecht, und meine Geſundheit zeigt ſich den Anforderungen, die man an mich ſtellt, immer weniger gewachſen. Wenn ich ſage ‚Anforderungen', ſo meine ich in erſter Linie die Pflichten feſtlicher und repräſentativer Natur, die mit meiner Stellung verbunden ſind — und hier iſt der Berührungspunkt mit der Unterhaltung, die wir vorhin bei Ditlinde führten. Die Ausübung dieſer Pflichten mag beglücken, wo ein Kontakt mit dem Volke, eine Verwandtſchaft, ein Gleichſchlag der Herzen vorhanden iſt. Mir iſt ſie eine Qual, und die Falſchheit meiner Rolle ermüdet mich in einem Grade, daß ich darauf bedacht ſein muß, Gegenmaßregeln zu treffen. Ich bin hierin — ſoweit das Körperliche in Frage kommt — im Einverſtändnis mit meinen Ärzten, die mein Vorhaben durchaus unterſtützen ... Höre mich alſo an. Ich bin unverheiratet, ich hege, wie ich dich verſichern kann, nicht die Abſicht, jemals eine Ehe einzugehen, ich werde keine Kinder haben. Du biſt Thronfolger aus angeborenem Recht des Agnaten, du biſt es noch mehr im Bewußtſein des Volkes, das dich liebt ..."

„Ach, Albrecht, du ſprichſt immer von meiner Beliebtheit ... Ich glaube gar nicht daran. Von weitem viel-

leicht ... So iſt es bei uns. Wir ſind immer nur von weitem beliebt."

„Du biſt zu beſcheiden. Höre weiter. Du hatteſt ſchon bisher zuweilen die Güte, mir dieſe und jene meiner repräſentativen Pflichten abzunehmen. Ich möchte, daß du ſie mir alle abnähmeſt, ganz, auf immer."

„Du denkſt an Abdikation, Albrecht?" fragte Klaus Heinrich erſchrocken ...

„Ich darf nicht daran denken. Glaube mir, daß ich gern daran dächte. Aber man würde mir's verwehren. Woran ich denke, iſt nicht einmal Regentſchaft, ſondern nur Stellvertretung — vielleicht erinnerſt du dich aus irgendeinem Kolleg dieſer ſtaatsrechtlichen Unterſcheidungen —, eine dauernde und amtlich feſtgelegte Stellvertretung in allen repräſentativen Funktionen, begründet durch die Schonungsbedürftigkeit meiner Geſundheit. Wie iſt deine Meinung?"

„Ich ſtehe dir zu Befehl, Albrecht. Aber ich ſehe noch nicht ganz klar. Wie weit ſoll die Stellvertretung gehen?"

„Oh, möglichſt weit. Ich möchte, daß ſie ſich auf alle Gelegenheiten erſtreckte, bei denen ein perſönliches Auftreten in der Öffentlichkeit von mir gefordert wird. Knobelsdorff verlangt, daß ich die Eröffnung und den Schluß des Landtags nur, wenn ich bettlägerig bin, nur von Fall zu Fall an dich abtrete. Stellen wir das alſo dahin. Aber im übrigen würde dir meine Vertretung bei allen feierlichen Handlungen zufallen, die Reiſen, die Beſuche der Städte, die Eröffnung von öffentlichen Feſtlichkeiten, die Eröffnung des Bürgerballes ..."

„Auch die?"

„Warum nicht auch die. Wir haben hier ferner die wöchentlichen Freiaudienzen — eine ſinnige Sitte ohne Zweifel, aber ſie bringt mich um. Du würdeſt die Audienzen

an meiner Stelle abhalten Ich zähle nicht weiter auf. Du nimmſt meinen Vorſchlag an?"

„Ich ſtehe dir zu Befehl."

„Dann hör' mich zu Ende. Für alle Fälle, in denen du an meiner Stelle repräſentierſt, teile ich dir meine Adjutanten zu. Es iſt ferner wohl nötig, daß man dein militäriſches Avancement beſchleunigt. Du biſt Oberleutnant? Du wirſt zum Hauptmann ernannt werden — oder gleich zum Major à la suite deines Regiments ... Ich werde das veranlaſſen. Drittens aber wünſche ich unſerem Arrangement den nötigen Nachdruck zu geben, deine Stellung an meiner Seite gebührend zu kennzeichnen, indem ich dir den Titel ‚Königliche Hoheit' verleihe. Es waren Formalitäten zu erledigen ... Knobelsdorff iſt ſchon fertig damit. Ich werde meine Entſchlüſſe in die Form zweier Schreiben an dich und an meinen Staatsminiſter kleiden. Knobelsdorff hat ſie übrigens beide ſchon entworfen ... Du nimmſt an?"

„Was ſoll ich ſagen, Albrecht. Du biſt Papas älteſter Sohn, und ich habe immer zu dir emporgeblickt, weil ich immer gefühlt und gewußt habe, daß du der Vornehmere und Höhere biſt von uns beiden und ich nur ein Plebejer bin, im Vergleich mit dir. Aber wenn du mich würdigſt, an deiner Seite zu ſtehen und deinen Titel zu führen und dich vorm Volk zu vertreten, obgleich ich mich gar nicht ſo präſentabel finde und dieſe Hemmung hier habe, mit meiner linken Hand, die ich immer verſtecken muß — dann danke ich dir und ſtehe dir zu Befehl."

„So darf ich dich bitten, mich jetzt zu verlaſſen. Ich bin ruhebedürftig."

Sie gingen einander, der eine vom Schreibtiſch, der andere vom Büchertiſch, auf dem Teppich bis zur Mitte des Zimmers entgegen. Der Großherzog reichte ſeinem

Bruder die Hand — ſeine magere, kalte Hand, die er dicht an der Bruſt ausſtreckte, ohne auch nur den Unterarm vom Körper zu löſen. Klaus Heinrich zog die Abſätze zuſammen und verbeugte ſich, als er die Hand empfing, und Albrecht neigte zum Abſchied ſeinen ſchmalen Kopf mit dem blonden Spitzbart, indem er mit ſeiner kurzen, gerundeten Unterlippe leicht an der oberen ſog. Klaus Heinrich kehrte nach Schloß „Eremitage“ zurück.

Sowohl der „Staatsanzeiger“ als der „Eilbote“ veröffentlichten acht Tage ſpäter die beiden Handſchreiben, welche die höchſten Entſchließungen zum Inhalt hatten: dasjenige mit der Anrede „Mein lieber Staatsminiſter Doktor Freiherr von Knobelsdorff!“ und jenes andere, das mit „Durchlauchtigſter Fürſt, freundlich lieber Bruder!“ begann und „Euerer Königlichen Hoheit von Herzen anhänglicher Bruder A l b r e ch t“ unterzeichnet war.

Der hohe Beruf

*****

Hier iſt die Lebensführung und Berufsübung Klaus Heinrichs, geſchildert in ihrer Eigentümlichkeit.

Er ſtieg irgendwo aus ſeinem Wagen, ſchritt mit übergeworfenem Mantel durch eine kurze Gaſſe hochrufenden Volkes über ein Trottoir, das mit einem roten Läufer bedeckt war, durch eine von Lorbeerbäumen flankierte Haustür, über der man einen Baldachin errichtet hatte, eine Treppe hinan, die leuchtertragende Diener paarweiſe beſetzt hielten ... Er ging nach einem Feſteſſen, mit Orden bedeckt bis zu den Hüften, die Franſenepaulettes eines Majors auf ſeinen ſchmalen Schultern, mit Gefolge den gotiſchen Korridor eines Rathauſes entlang. Zwei Diener liefen vor ihm her und öffneten ihm eifrig eine alte, in ihren Bleifaſſungen ſchütternde Fenſterſcheibe. Denn unten auf dem kleinen Marktplatz ſtand zuſammengekeilt und Kopf an Kopf das Volk, eine ſchräge Fläche aufwärts gewandter Geſichter, von qualmigem Fackellicht dunkel überglüht. Sie riefen und ſangen, und er ſtand am offenen Fenſter und verneigte ſich, ſtellte ſich eine Weile der Begeiſterung dar und grüßte dankend ...

Ohne rechten Alltag war ſein Leben und ohne rechte Wirklichkeit; es ſetzte ſich aus lauter hochgeſpannten Augenblicken zuſammen. Wohin er kam, da war Feier- und Ehrentag, da verherrlichte das Volk ſich ſelber im Feſte,

da verklärte ſich das graue Leben und ward Poeſie. Der Hungerleider wurde zum ſchlichten Mann, die Spelunke zur friedlichen Hütte, ſchmutzige Gaſſenkinder wurden zu züchtigen kleinen Mädchen und Buben im Sonntagsſtaat, das Haar mit Waſſer geglättet, ein Gedicht auf der Lippe, und der dumpfe Bürger wurde in Gehrock und Zylinder ſein ſelber mit Rührung bewußt. Aber nicht er nur, Klaus Heinrich, ſah die Welt in dieſem Lichte, ſondern ſie ſelbſt ſah ſich ſo, für die Dauer ſeiner Anweſenheit. Eine ſeltſame Unechtheit und Scheinbarkeit herrſchte auf den Stätten ſeiner Berufsübung, eine ebenmäßige, beſtandloſe Ausſtattung, eine falſche und herzerhebende Verkleidung der Wirklichkeit aus Pappe und vergoldetem Holz, aus Kranzgewinden, Lampions, Draperien und Fahnentüchern war hingezaubert für eine ſchöne Stunde, und er ſelbſt ſtand im Mittelpunkte des Schaugepränges auf einem Teppich, der den nackten Erdboden bedeckte, zwiſchen zweifarbig bemalten Maſten, um die ſich Girlanden ſchlangen, ſtand mit geſchloſſenen Abſätzen im Dufte des Lacks und der Tannenreiſer und ſtemmte lächelnd ſeine linke Hand in die Hüfte.

Er legte den Grundſtein eines neuen Rathauſes. Die Bürgerſchaft hatte durch gewiſſe Finanzmanöver die erforderliche Geldſumme aufgebracht, und ein gelernter Architekt aus der Hauptſtadt war mit dem Bau beauftragt worden. Aber Klaus Heinrich nahm die Grundſteinlegung vor. Er fuhr unter dem Jubel der Bevölkerung vor der prächtigen Baracke an, die man am Bauplatz errichtet hatte, ſtieg mit leichten und beherrſchten Bewegungen aus dem offenen Wagen auf den gewalzten, mit feinem gelben Sande bedeckten Erdboden hinab und ſchritt ganz allein auf die amtlichen Herren in Frack und weißer Binde zu,

die ihn am Eingang erwarteten. Er ließ ſich den Architekten vorſtellen und führte mit ihm, angeſichts des Publikums und unter dem ſtarren Lächeln der Umſtehenden, fünf Minuten lang ein Geſpräch von hoher Allgemeinheit über die Vorzüge der verſchiedenen Bauſtile, worauf er eine gewiſſe, während des Geſpräches innerlich vorbereitete Wendung machte und über Läufer und Bretterſtufen zu ſeinem Seſſel am Rande der Mitteltribüne geleitet wurde. Er ſaß dort, angetan mit Kette und Stern, einen Fuß vorgeſtellt, die weiß gekleideten Hände auf dem Säbelgriff gekreuzt, den Helm neben ſich am Boden, der Feſtverſammlung ſichtbar von allen Seiten, und hörte in gefaßter Haltung die Rede des Bürgermeiſters an. Hierauf, als die Bitte an ihn erging, erhob er ſich, ſtieg ohne merkliche Vorſicht, ohne auf ſeine Füße zu blicken, die Stufen zu jener Vertiefung hinab, wo ſich der Grundſtein befand, und tat mit einem kleinen Hammer drei langſame Schläge auf den Sandſteinblock, wozu er in der tiefen Stille mit ſeiner etwas ſcharfen Stimme ein Sprüchlein ſprach, das Herr von Knobelsdorff ihm aufgeſetzt hatte. Schulkinder ſangen in hellem Chor. Und Klaus Heinrich hielt Abfahrt.

Er ſchritt beim Landeskriegerfeſt die Front der Veteranen ab. Ein Greis ſchrie mit einer Stimme, die vom Pulverrauch heiſer ſchien: „Stillgeſtanden! Hut ab! Augen rechts!“ Und ſie ſtanden, Medaillen und Kreuze an ihren Röcken, den rauhen Zylinder am Schenkel, und blickten mit blutunterlaufenen Hundeaugen auf ihn, der freundlich muſternd vorüberging und bei dieſem und jenem mit der Frage verweilte, wo er gedient, wo er im Feuer geſtanden ... Er nahm teil am Turnerfeſt, ſchenkte dem Wettturnen der Gauvereine ſeine Gegenwart und ließ ſich die Sieger vorführen, um ſie „in ein Geſpräch zu ziehen“. Die

kühnen und wohlgebauten jungen Männer ſtanden linkiſch vor ihm, nachdem ſie ſoeben noch die gewaltigſten Taten vollbracht, und Klaus Heinrich verwendete raſch hintereinander ein paar Fachausdrücke, deren er ſich von Herrn Zotte her erinnerte und die er mit großer Geläufigkeit ausſprach, indem er ſeine linke Hand verbarg.

Er fuhr zum Fünfhauſener Fiſchertage, er wohnte auf ſeiner mit rotem Stoff ausgeſchlagenen Ehrentribüne den Pferderennen bei Grimmburg an und nahm die Preisverteilung vor. Er führte auch das Ehrenpräſidium und Protektorat beim Bundesſchützenfeſt; er beſuchte das Preisſchießen der Großherzoglich privilegierten Schützengeſellſchaft. Er „ſprach", wie es im Berichte des „Eilboten" hieß, „dem Willkommtrunke wacker zu", indem er nämlich den ſilbernen Pokal einen Augenblick an die Lippen hielt und ihn dann mit geſchloſſenen Abſätzen gegen die Schützen hob. Er gab hierauf mehrere Schüſſe auf die Ehrenſcheibe ab, von denen in den Berichten nicht geſagt war, wohin ſie getroffen hatten, pflog ſpäter mit drei aufeinander folgenden Männern ein und dieſelbe Unterredung über die Vorzüge des Schützenweſens, die im „Eilboten" als „gemütliche Ausſprache" gekennzeichnet war, und verabſchiedete ſich endlich mit einem herzlichen „Gut Glück!", das unbeſchreiblichen Jubel hervorrief. Dieſe Grußformel hatte ihm Generaladjutant von Hühnemann, nachdem er Erkundigungen eingezogen, im letzten Augenblick zugeflüſtert; denn natürlich hätte es ſtörend gewirkt, hätte die ſchöne Täuſchung der Sachkenntnis und ernſten Vorliebe aufgehoben, wenn Klaus Heinrich zu den Schützen „Glück auf!" und zu Bergleuten etwa „Gut Heil!" geſagt hätte.

Überhaupt bedurfte er zu ſeiner Berufsübung gewiſſer ſachlicher Kenntniſſe, die er ſich von Fall zu Fall verſchaffte,

um ſie im rechten Augenblick und in anſprechender Form zu verwenden. Sie betrafen vorwiegend die auf den verſchiedenen Gebieten menſchlicher Tätigkeit gebräuchlichen Kunſtausdrücke ſowie geſchichtliche Daten, und vor einer Repräſentationsfahrt machte Klaus Heinrich daheim in Schloß Eremitage mit Hilfe von Druckſchriften und mündlichen Vorträgen die nötigen Studien. Als er im Namen des Großherzogs, „meines gnädigſten Herrn Bruders", die Enthüllung des Johann-Albrecht-Standbildes zu Knüppelsdorf vollzog, hielt er auf dem Feſtplatze gleich nach dem Vortrage des Vereins „Geradſinnliederkranz" eine Rede, in der alles untergebracht war, was er ſich über Knüppelsdorf notiert hatte, und die allerſeits den ſchönen Eindruck hervorrief, als habe er ſich zeit ſeines Lebens vornehmlich mit den hiſtoriſchen Schickſalen dieſes Mittelpunktes beſchäftigt. Erſtens war Knüppelsdorf eine Stadt, und Klaus Heinrich erwähnte das dreimal, zum Stolze der Einwohnerſchaft. Ferner ſagte er, daß die Stadt Knüppelsdorf, wie ihre geſchichtliche Vergangenheit bezeuge, mit dem Hauſe Grimmburg ſeit vielen Jahrhunderten treu verbunden ſei. Träte doch bekanntlich, ſagte er, ſchon im vierzehnten Jahrhundert Landgraf Heinrich XV., der Rutenſteiner, als Gönner Knüppelsdorfs beſonders hervor. Dieſer, der Rutenſteiner, habe in dem auf dem nahen Rutenſteine erbauten Schloß reſidiert, deſſen „trotzige Türme und feſte Mauern zum Schutze Knüppelsdorfs weit hinaus ins Land gegrüßt" hätten. Dann erinnerte er daran, wie durch Erbfolge und Heirat Knüppelsdorf endlich an den Zweig der Familie gekommen ſei, dem ſein Bruder und er ſelbſt angehörten. Schwere Stürme hätten im Verlaufe der Zeiten über Knüppelsdorf dahingebrauſt, Kriegsjahre, Feuersbrünſte und Peſtilenzen hätten es heimgeſucht, doch immer habe es

ſich wieder emporgerafft und in allen Lagen treu zum angeſtammten Fürſtenhauſe gehalten. Dieſelbe Geſinnung aber zeige auch das heutige Knüppelsdorf, indem es dem Andenken ſeines, Klaus Heinrichs, hochſeligen Herrn Vaters ein Denkmal errichte, und mit beſonderer Freude werde er ſeinem gnädigen Herrn Bruder über den glänzenden und herzlichen Empfang Bericht erſtatten, den er hier als höchſtſein Stellvertreter gefunden habe ... Die Hülle fiel, der Verein „Geradſinnliederkranz“ tat noch einmal ſein Beſtes. Und Klaus Heinrich ſtand lächelnd, mit einem Gefühle der Ausgeleertheit unter ſeinem Theaterzelt, froh in der Sicherheit, daß niemand ihn weiter fragen dürfe. Denn er hätte nun kein Sterbenswörtchen mehr über Knüppelsdorf zu ſagen gewußt.

Wie ermüdend ſein Leben war, wie anſtrengend! Zuweilen ſchien es ihm, als habe er beſtändig mit großem Aufgebot an Spannkraft etwas aufrechtzuerhalten, was eigentlich nicht, oder doch nur unter günſtigſten Bedingungen, aufrechtzuerhalten war. Zuweilen erſchien ſein Beruf ihm traurig und arm, obgleich er ihn liebte und jede Repräſentationsfahrt gern unternahm.

Er fuhr über Land zu einer Ackerbauausſtellung, fuhr in ſeiner ſchlecht federnden Chaiſe von Schloß „Eremitage“ zum Bahnhof, wo zu ſeiner Verabſchiedung der Regierungspräſident, der Polizeipräſident und der Vorſtand der Bahn am Salonwagen ſtanden. Er fuhr anderthalb Stunden, indem er mit den großherzoglichen Adjutanten, die ihm zugeteilt waren, und dem Referenten für Landwirtſchaft, Miniſterialrat Heckepfeng, einem ſtrengen und ehrfurchtsvollen Herrn, der ihn ebenfalls begleitete, nicht ohne Mühe ein Geſpräch unterhielt. Dann fuhr er in den Bahnhof des Städtchens ein, welches das Landwirtſchaftsfeſt ver-

anſtaltete. Der Bürgermeiſter, eine Kette über dem Frack, erwartete ihn an der Spitze von ſechs oder ſieben anderen dienſtlichen Perſönlichkeiten. Die Station war mit vielen Tannenbäumchen und Laubſchnüren geſchmückt. Im Hintergrunde ſtanden die Gipsbüſten Albrechts und Klaus Heinrichs im Grünen. Das Publikum hinter der Abſperrung rief dreimal hoch Die Glocken läuteten.

Der Bürgermeiſter hieß Klaus Heinrich mit einer Anſprache willkommen. Er bringe ihm Dank dar, ſagte er und ſchüttelte dabei ſeinen Zylinderhut mit der Hand, in der er ihn hielt, den Dank der Stadt für alles, was Klaus Heinrichs Bruder und er ſelbſt ihr Gutes erwieſen, und innige Wünſche für eine weitere ſegenvolle Regierung. Auch wiederholte er die Bitte, der Prinz möge das Werk, das unter ſeinem Protektorat ſo wohl gediehen ſei, nun krönen und die landwirtſchaftliche Ausſtellung gnädigſt eröffnen.

Dieſer Bürgermeiſter führte den Titel Ökonomierat, was man Klaus Heinrich bedeutet hatte und weshalb er ihn in ſeiner Antwort dreimal ſo anredete. Er ſagte, er freue ſich, zu hören, daß das Werk der Landwirtſchaftsausſtellung unter ſeinem Protektorate ſo wohl gediehen ſei. (Er hatte eigentlich vergeſſen, daß er das Protektorat über die Ausſtellung führte.) Er ſei gekommen, um heute das Letzte für das große Werk zu tun, indem er die Ausſtellung eröffnete. Dann erkundigte er ſich nach vier Dingen: nach den wirtſchaftlichen Verhältniſſen der Stadt, der Zunahme der Bevölkerung in den letzten Jahren, nach dem Arbeitsmarkt (obgleich er nicht ganz genau wußte, was eigentlich der Arbeitsmarkt ſei) und nach den Lebensmittelpreiſen. Hörte er, daß die Lebensmittel teuer ſeien, ſo nahm er dieſe Mitteilung „ernſt“ entgegen, und das mußte ſelbſtverſtändlich

alles ſein. Niemand erwartete mehr von ihm, und allgemein wirkte es tröſtlich, daß er die Mitteilung von den hohen Preiſen ſehr ernſt entgegengenommen habe.

Dann ſtellte der Bürgermeiſter ihm die ſtädtiſchen Würdenträger vor: den Oberamtsrichter, einen adeligen Gutsbeſitzer aus der Nähe, den Paſtor, die beiden Ärzte, einen Expeditor, und Klaus Heinrich richtete an jeden eine Frage, indem er ſich während der Antwort überlegte, was er zu dem nächſten ſagen ſollte. Es waren außerdem noch der Landestierarzt und der Landesinſpektor für Tierzucht zugegen. Endlich beſtieg man Fuhrwerke, um unter den Zurufen der Einwohner zwiſchen einem Spalier von Schulkindern, Feuerwehrleuten und Fahnenvereinen durch die geſchmückte Stadt zur Feſtwieſe zu fahren — nicht ohne am Tore noch einmal von weiß gekleideten Jungfrauen mit Kränzen auf den Köpfen angehalten zu werden, von denen eine, die Tochter des Bürgermeiſters, dem Prinzen einen Blumenſtrauß mit weißer Atlasmanſchette in den Wagen reichte und zur immerwährenden Erinnerung an dieſen Augenblick eine jener hübſchen und preiswerten Prezioſen eingehändigt erhielt, die Klaus Heinrich auf ſeinen Reiſen mit ſich führte, eine, ſie wußte ſelbſt nicht warum, in Sammet gebettete Buſennadel, die man im „Eilboten“ als goldenes, mit Edelſteinen beſetztes Geſchmeide wiederfand.

Zelte, Pavillons und Baracken waren auf der Wieſe errichtet. An langen Reihen von Stangen, die untereinander mit Girlanden verbunden waren, flatterten bunte Wimpel. Auf einer hölzernen, mit Fahnentüchern behangenen Tribüne, zwiſchen Draperien, Feſtons und zweifarbigen Flaggenſtangen, verlas Klaus Heinrich die kurze Eröffnungsrede. Und dann begann der Rundgang.

Da war an niedrige Querbäume das Hornvieh gefesselt, Reinzucht, Prachtexemplare mit glatten, gewölbten, scheckigen Leibern, numerierte Schilder an den breiten Stirnen. Da stampften und schnoben die Pferde, schwere Ackergäule mit gebogenen Schnauzen und Haarbüscheln oberhalb der Hufen, sowie feine, unruhige Reittiere. Da waren die nackten, kurzbeinigen Schweine, und zwar sowohl Land- als Edelschweine in großer Auswahl. Sie ließen die Bäuche hängen und wühlten grunzend mit ihren rosigen Rüsseln im Boden, während das Geblök der wolligen Schafe, ein verworrener Chor von Baß- und Kinderstimmen, die Luft erfüllte. Da war die lärmvolle Geflügelausstellung, beschickt mit allen Arten von Hühnern, vom großen Brahmaputra bis zum Goldlack-Zwerghühnchen, mit Enten und allerlei Tauben, mit Futtermitteln und Eiern in frischem und künstlich erhaltenem Zustande. Da war die Ausstellung von Feldprodukten mit allem Korn, mit Runkeln und Klee, Kartoffeln, Erbsen und Flachs. Da waren Auslesen von frischem und eingemachtem Gemüse, von rohem und konserviertem Obst, von Beerenfrüchten, Marmeladen und Säften. Aber endlich war da die Ausstellung landwirtschaftlicher Gerätschaften und Maschinen, vorgeführt von mehreren technischen Firmen, versehen mit allem, was zur Bestellung des Ackers dient, vom handlichen Pflug bis zu den großen, schwarzen, geschornsteinten Motoren, bei denen es aussah wie in einem Elefantenstall, vom einfachsten und begreiflichsten Gegenstande bis zu solchen, die aus einem Gewirr von Rädern, Ketten, Kolben, Walzen, Armen und Zähnen bestanden — eine Welt, eine ganze, beschämende Welt sinnreicher Nützlichkeit.

Klaus Heinrich sah alles an, er schritt, den Säbelgriff überm Unterarm, die Reihen der Tiere, Käfige, Säcke,

Bottiche, Gläſer und Utenſilien ab. Der Herr zu ſeiner Rechten wies ihn mit der Hand im weißen Glacéhandſchuh auf das einzelne hin, indem er ſich dieſe und jene Erläuterung geſtattete, und Klaus Heinrich tat, was ſeines Berufes war. Er äußerte ſich in Worten vollſter Anerkennung über alles, was er ſah, er blieb von Zeit zu Zeit ſtehen und zog die Ausſteller der Tiere ins Geſpräch, erkundigte ſich in leutſeliger Weiſe nach ihren Verhältniſſen und ſtellte Fragen, die die ländlichen Männer beantworteten, indem ſie ſich hinter den Ohren kratzten. Und im Gehen dankte er nach beiden Seiten für die Huldigungen der Bevölkerung, die ſeinen Weg beſetzt hielt.

Namentlich am Ausgang des Feſtplatzes, dort, wo die Wagen warteten, hatte das Volk ſich angeſammelt, um ſeiner Abfahrt zuzuſchauen. Ein Weg war ihm freigehalten, eine gerade Gaſſe bis zum Schlag ſeines Landauers, und er ſchritt lebhaft hindurch, die Hand am Helm und immerfort nickend, allein und formvoll geſchieden von all dieſen Menſchen, die ihrem Urbilde, ihrer echten Art zujubelten, indem ſie ihn feierten, und deren Leben, Arbeit und Tüchtigkeit er feſtlich darſtellte, ohne teil daran zu haben.

Mit einem leichten und freien Schritte beſtieg er den Wagen, ließ ſich kunſtreich nieder, ſo daß er ſofort eine anmutige und vollkommene Haltung gewann, an der nichts mehr zu verbeſſern war, und fuhr grüßend zum „Geſellſchaftshauſe“, wo das Frühſtück eingenommen wurde. Der Bezirksamtmann brachte dabei — und zwar nach dem zweiten Gange — einen Trinkſpruch auf den Großherzog und den Prinzen aus, worauf Klaus Heinrich ſich unverzüglich erhob, um auf das Wohl des Bezirks und der Stadt zu trinken. Nach dem Feſteſſen jedoch zog er ſich in die Zimmer zurück, die der Bürgermeiſter ihm in ſeiner

Amtswohnung eingeräumt hatte, und legte ſich auf eine Stunde ins Bett; denn ſeine Berufsausübung erſchöpfte ihn in ſeltſamem Maße, und nachmittags ſollte er nicht nur in dieſer Stadt die Kirche, die Schule, verſchiedene Betriebe, beſonders das Käſelager der Gebrüder Behnke, beſichtigen und ſich über alles höchſt befriedigt ausſprechen, ſondern auch noch ſeine Reiſe eine Strecke fortſetzen und eine Unglücksſtätte, ein abgebranntes Dorf beſuchen, um der Behörde ſeines Bruders Mitgefühl und ſein eigenes auszudrücken und die Heimgeſuchten zu erquicken durch ſeine hohe Gegenwart ...

Aber daheim auf Schloß „Eremitage", zurückgekehrt in ſeine enthaltſam möblierten Empireſtuben, las er die Zeitungsberichte über ſeine Fahrten. Dann erſchien Geheimrat Schuſtermann vom Preßbureau, das dem Miniſterium des Inneren unterſtand, in der Eremitage und brachte die Ausſchnitte aus den Zeitungen, die reinlich auf weiße Bogen geklebt, datiert und mit dem Namen des Blattes verſehen waren. Und Klaus Heinrich las von ſeiner perſönlichen Wirkung, las über ſeines Weſens Anmut und Hoheit, las, daß er ſeine Sache gut gemacht und ſich die Herzen von jung und alt im Sturm gewonnen — daß er den Sinn des Volkes vom Alltag erhoben und zur Liebe und Freude hingeriſſen habe.

Und dann erteilte er die Freiaudienzen im Alten Schloß, wie es vereinbart war.

Die Sitte der Freiaudienzen war von einem wohlmeinenden Vorgänger Albrechts II. geſchaffen worden, und man hielt feſt daran. Einmal in der Woche war Albrecht, war an ſeiner Statt Klaus Heinrich für jedermann zu ſprechen. Ob der Bittſteller von Rang war oder nicht, ſeine Angelegenheit Tragweite beſaß oder in einer perſönlichen Sorge

und Beſchwerde beſtand — eine Anmeldung bei Herrn von Bühl oder nur beim dienſttuenden Adjutanten genügte, und dem Manne ward Gelegenheit, ſeine Sache an höchſter Stelle vorzubringen. Eine ſchöne, menſchenfreundliche Einrichtung! Denn ſo brauchte der Bittſteller nicht den Weg des ſchriftlichen Geſuches zu beſchreiten, in der traurigen Vorausſicht, daß ſein Schriftſatz auf immer in den Kanzleien verſchwinden werde, ſondern hatte die glückliche Gewähr, daß ſein Anliegen ganz unmittelbar zur höchſten Stelle gelange. Eingeräumt mußte werden, daß die höchſte Stelle — Klaus Heinrich zu dieſer Zeit — natürlich nicht in der Lage war, den Fall zu überſehen, ihn ernſtlich zu prüfen und eine Entſcheidung darüber zu treffen, ſondern daß er die Sache dennoch an die Kanzleien weitergab, woſelbſt ſie „verſchwand“. Allein der Nutzen war gleichwohl groß, wenn auch nicht in dem Sinne großer Zweckdienlichkeit. Der Bürger, der Bittſteller kam bei Herrn von Bühl mit der Bitte ein, empfangen zu werden, und ein Tag, eine Stunde wurde ihm beſtimmt. Er ſah ſie in freudiger Beklommenheit herannahen, er arbeitete im Geiſt an den Sätzen, in welchen er ſeine Angelegenheit vortragen würde, er ließ ſeinen Leibrock, ſeinen Seidenhut bügeln, legte ein gutes Hemd zurecht und bereitete ſich auf alle Weiſe. Aber ſchon dieſe feſtlichen Vorkehrungen waren geeignet, die Gedanken des Mannes von dem erſtrebten, derb ſachlichen Vorteil abzulenken und ihm den Empfang ſelbſt als den eigentlichen Gegenſtand ſeiner angeregten Erwartung erſcheinen zu laſſen. Die Stunde kam, und der Bürger nahm, was er niemals tat, eine Droſchke, um ſeine blanken Stiefel nicht zu verunreinigen. Er fuhr zwiſchen den Löwen des Albrechtstores hindurch, und die Wache ſowohl wie der große Türſteher gaben ihm freien Durchgang. Er

ſtieg aus im Schloßhof am Säulenumgang vor dem verwitterten Portal und ward von einem Lakaien in braunem Frack und ſandfarbenen Gamaſchen ſogleich zur Linken in ein Vorzimmer zu ebener Erde eingelaſſen, in deſſen einem Winkel ſich ein Geſtell mit Standarten befand, und wo eine Anzahl anderer Supplikanten kaum flüſternd und in andächtig geſpanntem Zuſtande ihres Empfanges harrten. Der Adjutant, die Liſte der Gemeldeten in der Hand, ging ab und zu und nahm denjenigen, der zunächſt an der Reihe war, beiſeite, um ihm mit gedämpfter Stimme Verhaltungsmaßregeln zu erteilen. Aber im Nebenzimmer, „Freiaudienz-Zimmer“ genannt, ſtand Klaus Heinrich im Waffenrock mit ſilbernem Kragen und mehreren Sternen an einem runden Tiſchchen mit drei goldenen Beinen und empfing. Major von Platow unterrichtete ihn oberflächlich über die Perſon der einzelnen Bittſteller, bat den Mann herein und kehrte in den Pauſen zurück, um den Prinzen kurz auf den Nächſtfolgenden vorzubereiten. Und der Bürger trat ein; das Blut im Kopfe und ein wenig ſchwitzend ſtand er vor Klaus Heinrich. Man hatte ihm eingeſchärft, daß er ſich Seiner Königlichen Hoheit nicht allzuſehr nähern, ſondern in einiger Entfernung ſtehenbleiben, daß er nicht ſprechen ſolle, bevor er gefragt ſei, und auch dann nicht alles auf einmal herausſchwatzen, ſondern karg antworten, um dem Prinzen Stoff zu Fragen übrigzulaſſen; daß er ſich ſchließlich rückwärts und ohne dem Prinzen ſeine Kehrſeite zuzuwenden, entfernen möge. Und darauf, nicht gegen dieſe Vorſchriften zu verſtoßen, ſondern an ſeinem Teil dazu beizutragen, daß das Geſpräch einen ſchönen, glatten und harmoniſchen Verlauf nähme, nur hierauf war alles Trachten des Bürgers gerichtet. Klaus Heinrich befragte ihn, wie er die Veteranen, die Schützen,

die Turner, die Landleute und die Abgebrannten zu befragen gewöhnt war, lächelnd, die linke Hand weit hinten in die Hüfte gestemmt; und unwillkürlich lächelte auch der Bürger — wobei ihm auf irgendeine Weise zumute war, als erhöbe er sich mit diesem Lächeln über alles, was ihn sonst befangen hielt. Dieser gemeine Mann, dessen Sinn sonst am Boden haftete, der außer dem handgreiflich Nützlichen nichts, wohl nicht einmal die alltägliche Höflichkeit in Bedacht nahm und auch hierher um einer Sache willen gekommen war — er erfuhr in seiner Seele, daß es etwas Höheres gäbe als seine Sache und die Sache überhaupt, und erhoben, gereinigt, mit blindem Blick und noch immer das Lächeln auf seinem geröteten Antlitz, ging er von dannen.

So erteilte Klaus Heinrich Freiaudienzen- und so übte er seinen hohen Beruf. Er lebte auf „Eremtage" in seiner kleinen Flucht von Empirestuben, die so streng und dürftig, mit kühlem Verzicht auf Behagen und Traulichkeit eingerichtet waren. Verblichene Seide bespannte dort oberhalb der weißen Täfelung die Wände, an den schmucklosen Decken hingen Kristallkronen, geradlinige Sofas, ohne Tische zumeist, und dünnbeinige Etageren mit Säulenstutzuhren standen an den Wänden, Stuhlpaare, weiß lackiert, mit ovalen Rückenlehnen und dünnen Seidenbezügen flankierten die weiß lackierten Flügeltüren, und in den Winkeln standen weiß lackierte Gueridons, die vasenähnliche Armleuchter trugen. So sah es aus bei Klaus Heinrich, und er war einverstanden mit dieser Umgebung.

Er lebte innerlich still, ohne Begeisterung oder Glaubenseifer in öffentlichen Streitfragen. Er eröffnete als Vertreter seines Bruders den Landtag, nahm aber keinen Anteil an den Vorgängen dortselbst und vermied jedes Ja

und Nein im Zwieſpalt der Parteien — unentſchieden und ohne Überzeugungswärme wie einer, deſſen Angelegenheit höher iſt als alles Parteiweſen. Jeder ſah ein, daß ſeine Stellung ihm Zurückhaltung auferlegte, aber viele empfanden, daß der Mangel an Teilnahme auf eine befremdende und lähmende Weiſe in ſeinem Weſen ausgeprägt ſei. Viele, die mit ihm in Berührung kamen, bezeichneten ihn denn auch als „kalt"; und wenn Doktor Überbein dieſe „Kälte" mit lauten Redensarten leugnete, ſo war zu bezweifeln, ob der einſeitige und ungemütliche Mann befähigt war, in dieſer Frage ein Urteil zu fällen. Natürlich kam es vor, daß Klaus Heinrichs Blick ſich mit ſolchen kreuzte, die ihn überhaupt nicht anerkannten, frechen, höhniſchen, gehäſſig erſtaunten Blicken, die ſeine ganze Leiſtung und Anſtrengung verachteten und nicht kannten. Aber auch bei gutwilligen, fromm gearteten Leuten, die ſein Leben zu achten und zu ehren ſich bereit zeigten, bemerkte er zuweilen nach kurzer Zeit eine gewiſſe Erſchöpftheit, ja Gereiztheit, wie als ob ſie im Luftkreis ſeines Weſens nicht lange zu atmen vermöchten; und das betrübte Klaus Heinrich, ohne daß er es abzuſtellen gewußt hätte.

Er hatte gar nichts zu tun im täglichen Leben; ob ihm ein Gruß gelang, ein gnädiges Wort, eine gewinnende und doch würdevolle Handbewegung, war wichtig und entſcheidend. Einſt kehrte er in Mütze und Mantel von einem Spazierritt zurück, ritt langſam auf ſeinem braunen Pferde Florian durch die Birkenallee, die am Rande unbebauten Geländes entlang auf Park und Schloß „Eremitage" zuführte, und vor ihm her ging ein ſchäbig gekleideter junger Menſch mit einer Pudelmütze und einem lächerlichen Schopf im Nacken, zu kurzen Armeln und Hoſen und außerordentlich großen Füßen, die er einwärts ſetzte. Es

mochte ein Realſchüler oder dergleichen ſein, denn er trug ein Reißbrett unter dem Arm, worauf mit Stiften eine große Zeichnung, ein ausgerechnetes Liniengewirr in roter und ſchwarzer Tinte, eine Projektion oder ähnliches, befeſtigt war. Klaus Heinrich hielt lange ſein Pferd hinter dem jungen Menſchen und betrachtete die rot und ſchwarze Projektion auf dem Reißbrett. — Zuweilen dachte er, daß es gut ſein müſſe, einen ordentlichen Nachnamen zu haben, Doktor Fiſcher zu heißen und einem ernſten Beruf nachzugehen.

Er repräſentierte bei den Hoffeſtlichkeiten, dem großen und kleinen Ball, dem Diner, den Konzerten und der großen Cour. Er ging auch mit ſeinen rotköpfigen Vettern, den Herren des Gefolges, im Herbſt auf die Hofjagden, der Sitte wegen, und obwohl ſein linker Arm ihm das Schießen beſchwerlich machte. Oft ſah man ihn abends im Hoftheater, in ſeiner rot ausgeſchlagenen Proſzeniumsloge zwiſchen den beiden weiblichen Skulpturen mit den gekreuzten Händen und den leeren, ſtrengen Geſichtern. Denn das Theater unterhielt ihn, er liebte es, den Schauſpielern zuzuſehen, zu beobachten, wie ſie ſich gaben, auf- und abtraten, ihre Rolle durchführten. Meiſtens fand er ſie ſchlecht, unzart in ihren Mitteln zu gefallen und ungeübt in der feineren Vortäuſchung des Natürlichen und Kunſtloſen. Übrigens war er geneigt, den niederen und volkstümlichen Gegenden der Szene vor den hohen und feierlichen den Vorzug zu geben. In der Reſidenz wirkte am „Singſpieltheater“ eine Soubrette namens Mizzi Meyer, die in den Zeitungen und im Munde des Publikums nicht anders als „unſere“ Meyer hieß, und zwar auf Grund ihrer ſchrankenloſen Beliebtheit bei groß und klein. Sie war nicht ſchön, kaum hübſch, ſie ſang mit kreiſchender Stimme, und

ſtreng genommen, waren ihr keine beſonderen Gaben zuzuſprechen. Dennoch brauchte ſie nur die Bühne zu betreten, um Stürme der Zuſtimmung, des Beifalls, der Aufmunterung zu entfeſſeln. Denn dieſe blonde und gedrungene Perſon mit ihren blauen Augen, ihren breiten, ein wenig zu hoch ſitzenden Wangenknochen, ihrer geſunden, luſtigen oder auch gern ein wenig rührſeligen Art war Fleiſch vom Fleiſche des Volkes und Blut von dem ſeinen. Solange ſie, geſchmückt, geſchminkt und von allen Seiten beleuchtet, der Menge gegenüber auf den Brettern ſtand, war ſie in der Tat die Verklärung des Volkes ſelbſt — ja, das Volk beklatſchte ſich ſelber, indem es ſie beklatſchte, und darin ganz allein beruhte Mizzi Meyers Macht über die Gemüter. — Klaus Heinrich beſuchte gern mit Herrn von Braunbart-Schellendorf das „Singſpieltheater", wenn Mizzi Meyer ſang, und beteiligte ſich lebhaft am Beifall.

Eines Tages hatte er eine Begegnung, die ihm einerſeits zu denken gab, anderſeits ihn auch wieder enttäuſchte. Es war die mit Herrn Martini, Axel Martini, demſelben, der die beiden von Sachverſtändigen viel gerühmten Poeſiebücher „Evoë!" und „Das heilige Leben" verfaßt hatte. Das Zuſammentreffen kam auf folgende Weiſe zuſtande.

In der Reſidenz lebte ein begüterter alter Herr, Oberregierungsrat ſeinem Titel nach, der, ſeit er ſich aus dem Staatsdienſt in den Ruheſtand zurückgezogen, ſein Leben der Förderung der ſchönen Künſte, insbeſondere der Dichtkunſt, gewidmet hatte. Er war der Begründer jener Einrichtung, die man unter dem Namen des „Maikampfes" kannte — eines alljährlich zur Lenzzeit ſich wiederholenden poetiſchen Turniers, zu dem der Oberregierungsrat durch Rundſchreiben und Anſchläge die Dichter und Dichterinnen des Vaterlandes ermutigte. Preiſe waren ausgeſetzt für

das zärtlichſte Liebeslied, das innigſte religiöſe Gedicht, den feurigſten patriotiſchen Sang, für die trefflichſten lyriſchen Leiſtungen zum Preiſe der Muſik, des Waldes, des Frühlings, der Lebensluſt — und dieſe Preiſe beſtanden außer Geldgewinnen in ſinnigen und wertvollen Andenken wie goldenen Federn, goldenen Buſennadeln in Leier- und Blumenform und dergleichen mehr. Auch die Stadtobrigkeit der Reſidenz hatte einen Preis geſtiftet, und der Großherzog ſpendete einen ſilbernen Pokal als Belohnung für das unbedingt vorzüglichſte unter allen eingeſandten Gedichten. Der Schöpfer des „Maikampfes“ ſelbſt, der die erſte Sichtung des ſtets gewaltigen Stoffes beſorgte, nahm im Bunde mit zwei Univerſitätsprofeſſoren und den Feuilletonredakteuren des „Eilboten“ und der „Volkszeitung“ das Amt des Preisrichters wahr. Die gekrönten und die lobend erwähnten Beiträge wurden regelmäßig als Jahrbuch auf Koſten des Oberregierungsrates gedruckt und herausgegeben.

Dieſes Jahr nun hatte ſich Axel Martini am „Maikampf“ beteiligt und war als Sieger daraus hervorgegangen. Das Gedicht, das er vorgelegt hatte, ein begeiſtertes Loblied auf die Lebensluſt oder vielmehr ein überaus ſtürmiſcher Ausbruch der Lebensluſt ſelbſt, ein hinreißender Hymnus auf des Lebens Schönheit und Furchtbarkeit, war im Stile ſeiner beiden Bücher gehalten und hatte Zwietracht ins Richterkollegium getragen. Der Oberregierungsrat ſelbſt und der Profeſſor für Philologie hatten es mit einer anerkennenden Erwähnung abſpeiſen wollen; denn ſie fanden es maßlos im Ausdruck, roh in ſeiner Leidenſchaft und ſtellenweiſe unumwunden anſtößig. Aber der Profeſſor für Literaturgeſchichte zuſammen mit den Redakteuren hatten ſie überſtimmt, nicht nur in Hinſicht darauf,

daß Martinis Beitrag das beſte Gedicht an die Lebensluſt darſtelle, ſondern auch bezüglich ſeines unbedingten Vorranges, und ſchließlich hatten ſich auch die beiden Gegner dem Eindruck dieſes ſchäumenden und betäubenden Wortſturzes nicht entziehen können.

Axel Martini hatte alſo dreihundert Mark, eine goldene Buſennadel in Leierform und obendrein den ſilbernen Pokal des Großherzogs erhalten, und ſein Gedicht war im Jahrbuch an erſter Stelle mit einer zeichneriſchen Umrahmung von der Künſtlerhand des Profeſſors von Lindemann abgedruckt worden. Es kam aber hinzu, daß der Sitte gemäß der Sieger (oder die Siegerin) im „Maikampf“ vom Großherzog in Audienz empfangen wurde; und da Albrecht gerade unpäßlich war, ſo fiel auch dieſer Empfang ſeinem Bruder zu.

Klaus Heinrich fürchtete ſich ein wenig vor Herrn Martini. —

„Gott, Doktor Überbein,“ ſagte er bei einer kurzen Begegnung mit ſeinem Lehrer, „was ſoll ich mit ihm anfangen? Er iſt gewiß ein wilder, unverſchämter Menſch.“

Aber Doktor Überbein antwortete: „I bewahre, Klaus Heinrich, keine Beſorgnis! Er iſt ein ganz artiges Männchen. Ich kenne ihn, ich hoſpitiere ein bißchen in ſeinen Kreiſen. Sie werden ausgezeichnet mit ihm fertig werden.“

So empfing denn Klaus Heinrich den Dichter der Lebensluſt, empfing ihn auf „Eremitage“, um der Sache einen möglichſt privaten Charakter zu geben. „Im gelben Zimmer,“ ſagte er, „lieber Braunbart. Das iſt in ſolchen Fällen das präſentabelſte.“ Es ſtanden drei ſchöne Stühle in dieſem Zimmer, die wohl das einzig Wertvolle unter dem Mobiliar des Schlößchens waren, ſchwere Empirefauteuils in Mahagoni, mit ſchneckenförmig aufgerollten

Armlehnen und gelben Tuchbezügen, auf welche blaugrüne Leiern gestickt waren. Klaus Heinrich stellte sich nicht zur Audienz auf bei dieser Gelegenheit, sondern wartete, in einiger Unruhe, nebenan, bis Axel Martini seinerseits sieben oder acht Minuten lang im gelben Zimmer gewartet hatte. Dann trat er lebhaft, fast eilig ein und schritt auf den Dichter zu, der sich tief verbeugte.

„Es macht mir großes Vergnügen, Sie kennenzulernen," sagte er, „lieber Herr ... Herr Doktor, nicht wahr?"

„Nein, Königliche Hoheit," erwiderte Axel Martini mit asthmatischer Stimme, „nicht Doktor. Ich bin unbetitelt."

„Oh, Verzeihung ... ich nahm an ... Setzen wir uns, lieber Herr Martini. Ich bin, wie gesagt, sehr erfreut, Sie zu Ihrem großen Erfolge beglückwünschen zu können ..."

Herrn Martinis Mundwinkel machten eine zuckende Bewegung nach unten. Er ließ sich an dem unbedeckten Tische, um dessen Platte eine Goldleiste lief, auf dem Rande eines der Mahagoniarmstühle nieder und kreuzte seine Füße, die in zersprungenen Lackstiefeln steckten. Er war im Frack und trug gelbliche Glacéhandschuhe. Sein Halskragen war an den Ecken schadhaft. Er hatte ein wenig glotzende Augen, magere Wangen und einen dunkelblonden Schnurrbart, der gestutzt war wie eine Hecke. Sein Haupthaar war an den Schläfen schon stark ergraut, obgleich er dem Jahrbuch des Maikampfes zufolge nicht mehr als dreißig Jahre zählte, und unterhalb der Augen glomm ihm eine Röte, die nicht auf Wohlsein deutete. Er antwortete auf Klaus Heinrichs Glückwunsch: „Königliche Hoheit sind sehr gütig. Es war ja kein schwerer Sieg. Es war vielleicht nicht taktvoll von mir, mich an dieser Konkurrenz zu beteiligen."

Das verſtand Klaus Heinrich nicht; aber er ſagte: „Ich habe Ihr Gedicht wiederholt mit großem Genuß geleſen. Es ſcheint mir überaus gelungen, ſowohl was das Versmaß als auch was die Reime betrifft. Und dann bringt es die Lebensluſt vorzüglich zum Ausdruck."

Herr Martini verbeugte ſich im Sitzen.

„Ihre Fertigkeit", fuhr Klaus Heinrich fort, „muß Ihnen großes Vergnügen gewähren — die ſchönſte Erholung ... Welches iſt Ihr Beruf, Herr Martini?"

Herr Martini deutete an, daß er nicht verſtehe, beſchrieb gleichſam mit dem Oberkörper ein Fragezeichen.

„Ich meine, Ihr Hauptberuf. Sind Sie im Staatsdienſt?"

„Nein, Königliche Hoheit. Ich habe keinen Beruf. Ich beſchäftige mich mit Poeſie, ausſchließlich ..."

„Gar keinen ... Oh, ich verſtehe. Eine ſo ungewöhnliche Begabung iſt es wert, daß man ihr alle Kräfte widmet."

„Das weiß ich nicht. Ich muß geſtehen, daß ich gar nicht die Wahl hatte. Ich habe mich von jeher zu jeder anderen menſchlichen Tätigkeit vollkommen unfähig gefühlt. Mir ſcheint, daß dieſe zweifelloſe und unbedingte Unfähigkeit zu allem anderen der einzige Beweis und Prüfſtein des Berufes zur Poeſie iſt, ja, daß man in der Poeſie eigentlich keinen Beruf, ſondern eben nur den Ausdruck und die Zuflucht dieſer Unfähigkeit zu ſehen hat."

Herr Martini hatte die Eigentümlichkeit, beim Sprechen Tränen in die Augen zu bekommen, ähnlich wie ein Menſch, der aus der Kälte in ein warmes Zimmer tritt und ſich nun ſchmelzen und hinſtrömen läßt.

„Das iſt eine eigenartige Auffaſſung", ſagte Klaus Heinrich.

„Doch nicht, Königliche Hoheit. Ich bitte um Verzeihung. Nein, gar nicht eigenartig. Dieſe Auffaſſung iſt vielfach akzeptiert. Ich ſage nichts Neues."

„Und ſeit wann leben Sie ausſchließlich der Poeſie, Herr Martini? Sie haben vorher ſtudiert?"

„Nicht regelrecht, Königliche Hoheit. Nein, die Unfähigkeit, der ich vorhin erwähnte, begann bei mir ſehr früh ſich zu zeigen. Ich wurde mit der Schule nicht fertig Ich verließ ſie, ohne es bis zur Abgangsprüfung gebracht zu haben. Ich ging auf die Univerſität mit dem Verſprechen, die Prüfung nachträglich abzulegen, aber es wurde dann nichts daraus. Und als mein erſter Gedichtband ſehr bemerkt worden war, da ſchickte es ſich auch ſchließlich nicht mehr, wenn ich ſo ſagen darf."

„Nein, nein ... Aber waren Ihre Eltern denn einverſtanden mit Ihrer Laufbahn?"

„O nein, Königliche Hoheit! Ich darf zur Ehre meiner Eltern verſichern, daß ſie durchaus nicht einverſtanden damit waren. Ich bin aus guter Familie; mein Vater war Oberſtaatsanwalt. Er billigte natürlich meine Laufbahn ſo wenig, daß er mir bis zu ſeinem Tode jede Unterſtützung verweigerte. Ich lebte zerfallen mit ihm, obgleich ich ihn ſeiner Strenge wegen außerordentlich hoch achtete."

„Oh, Sie haben es alſo ſchwer gehabt, Herr Martini, haben ſich durchſchlagen müſſen. Ich kann es mir denken, daß Sie ſich den Wind um die Naſe haben wehen laſſen!"

„Nicht ſo, Königliche Hoheit! Nein, das wäre ſchlimm geweſen, ich hätte es nicht ertragen. Meine Geſundheit iſt zart — ich darf nicht ſagen ‚leider', denn ich bin überzeugt, daß mein Talent mit meiner Körperſchwäche unzertrennlich zuſammenhängt. Hunger und rauhe Winde hätte weder

mein Körper noch mein Talent überſtanden und haben ſie auch nicht zu überſtehen gehabt. Meine Mutter war ſchwach genug, mich hinter dem Rücken meines Vaters mit den Mitteln zum Leben zu verſehen, beſcheidenen, aber hinlänglichen Mitteln. Ihr danke ich es, daß ſich mein Talent unter leidlich milden Bedingungen entwickeln konnte."

„Der Erfolg hat gezeigt, lieber Herr Martini, daß es die richtigen Bedingungen waren ... Obgleich es ja ſchwer iſt, zu ſagen, welches wohl die eigentlich guten Bedingungen ſind. Laſſen Sie mich annehmen, Ihre Frau Mutter hätte ſich ebenſo ſtreng verhalten wie Ihr Vater, und Sie wären allein auf der Welt geweſen und ganz auf ſich ſelbſt geſtellt und völlig auf Ihre Fähigkeiten angewieſen ... Meinen Sie nicht, daß Ihnen das gewiſſermaßen von Nutzen geweſen wäre? Daß Sie Einblicke hätten tun können, um dieſen Ausdruck zu wählen, die Ihnen nun entgangen ſind?"

„Ach, Königliche Hoheit, meinesgleichen tut Einblicke genug, auch ohne wirklich dem Hunger ausgeſetzt zu ſein; und die Auffaſſung iſt ziemlich allgemein akzeptiert, daß es nicht ſowohl der wirkliche Hunger als vielmehr der Hunger nach dem Wirklichen iſt ... he, he ... was das Talent benötigt."

Herr Martini hatte ein wenig lachen müſſen über ſein Wortſpiel. Er führte nun raſch die eine gelblich bekleidete Hand vor ſeinen Mund mit dem heckenartigen Schnurrbart und verbeſſerte ſein Lachen, ſtellte es gleichſam richtig durch ein Hüſteln. Klaus Heinrich ſah ihm in freundlicher Erwartung zu.

„Wenn Königliche Hoheit mir erlauben wollen ... Es iſt eine weitverbreitete Anſchauung, daß die Entbehrung

der Wirklichkeit für meinesgleichen der Nährboden alles Talentes, die Quelle aller Begeisterung, ja recht eigentlich unser einflüsternder Genius ist. Der Lebensgenuß ist uns verwehrt, streng verwehrt, wir machen uns kein Hehl daraus — und zwar ist dabei unter Lebensgenuß nicht nur das Glück, sondern auch die Sorge, auch die Leidenschaft, kurz jede ernsthaftere Verbindung mit dem Leben zu verstehen. Die Darstellung des Lebens nimmt durchaus alle Kräfte in Anspruch, zumal wenn diese Kräfte nicht eben überreichlich bemessen sind" — und Herr Martini hüstelte, wobei seine Schultern mehrmals nach vorn zusammengezogen wurden. „Die Entsagung", fügte er hinzu, „ist unser Pakt mit der Muse, auf ihr beruht unsere Kraft, unsere Würde, und das Leben ist unser verbotener Garten, unsere große Versuchung, der wir zuweilen, aber niemals zu unserem Heil, unterliegen."

Wieder hatten sich beim fließenden Sprechen Herrn Martinis Augen mit Tränen gefüllt. Er suchte sie durch ein Blinzeln zu vertreiben.

„Jeder von uns", sagte er noch, „kennt solche Verirrungen und Entgleisungen, solche begehrlichen Ausflüge in die Festsäle des Lebens. Aber wir kehren gedemütigt und Übelkeit im Herzen von dort in unsere Abgeschlossenheit zurück."

Herr Martini schwieg. Es geschah ihm, daß sein Blick, unter emporgezogenen Brauen, vorübergehend starr wurde, einen Atemzug lang sich im Leeren verlor, wobei sein Mund einen säuerlichen Ausdruck annahm und seine Wangen, über denen die ungesunde Röte glomm, noch magerer schienen als sonst. Das war nur eine Sekunde; dann wechselte er die Haltung und machte seine Augen wieder frei.

„Aber Ihr Gedicht", sagte Klaus Heinrich, nicht ohne Dringlichkeit. „Ihr Preisgedicht an die Lebensluſt, Herr Martini! ... Ich bin Ihnen aufrichtig verbunden für Ihre Ausführungen. Wollen Sie mir aber ſagen ... Ihr Gedicht — ich habe es aufmerkſam geleſen. Es handelt einerſeits von Elend und Schreckniſſen, von des Lebens Bosheit und Grauſamkeit, wenn ich mich recht erinnere, und andererſeits von dem Vergnügen am Wein und an ſchönen Frauen, nicht wahr ..."

Herr Martini lächelte; hierauf rieb er ſich mit Daumen und Mittelfinger die Mundwinkel, um das Lächeln zu vertreiben.

„Das alles", ſagte Klaus Heinrich, „iſt in der Ichform abgefaßt, in der erſten Perſon, nicht wahr? Und doch beruht es nicht auf eigenen Einblicken? Sie haben nichts davon wirklich erlebt?"

„Sehr wenig, Königliche Hoheit. Lediglich ganz kleine Andeutungen davon. Nein, die Sache iſt umgekehrt die, daß, wenn ich der Mann wäre, das alles zu erleben, ich nicht nur nicht ſolche Gedichte ſchreiben, ſondern auch meine jetzige Exiſtenz von Grund aus verachten würde. Ich habe einen Freund, ſein Name iſt Weber; ein begüterter junger Mann, der lebt, der ſein Leben genießt. Sein Lieblingsvergnügen beſteht darin, in ſeinem Automobil mit toller Geſchwindigkeit über Land zu ſauſen und dabei von Straßen und Äckern Bauerndirnen aufzuleſen, mit denen er unterwegs — aber das gehört nicht hierher. Kurz, dieſer junge Mann lacht, wenn er mich nur von weitem ſieht, ſo komiſch findet er mich und meine Tätigkeit. Was aber mich betrifft, ſo begreife ich ſeine Heiterkeit vollkommen und beneide ihn. Ich darf ſagen, daß ich ihn auch

ein wenig verachte, aber doch nicht so aufrichtig, als ich ihn beneide und bewundere ..."

„Sie bewundern ihn?"

„Jawohl, Königliche Hoheit. Ich kann unmöglich umhin, das zu tun. Er gibt aus, er verschwendet, er läßt beständig in der unbekümmertsten und hochherzigsten Weise draufgehen — während es mein Teil ist, zu sparen, ängstlich und geizig zusammenzuhalten, und zwar aus hygienischen Gründen. Denn die Hygiene ist es ja, was mir und meinesgleichen in erster Linie not tut — sie ist unsere ganze Moral. Aber nichts ist unhygienischer, als das Leben ..."

„Sie werden also den Pokal des Großherzogs wohl niemals leeren, Herr Martini?"

„Wein daraus trinken? Nein, Königliche Hoheit. Obgleich es eine schöne Geste sein müßte. Aber ich trinke keinen Wein. Auch gehe ich um zehn Uhr zu Bette und lebe in jeder Weise vorsichtig. Sonst hätte ich niemals den Pokal gewonnen."

„Es muß wohl so sein, Herr Martini. Man macht sich aus der Ferne wohl unrichtige Vorstellungen von dem Leben eines Dichters."

„Begreiflicherweise, Königliche Hoheit. Aber es ist im ganzen kein sehr herrliches Leben, wie ich versichern kann, besonders da wir ja nicht zu jeder Stunde Dichter sind. Damit von Zeit zu Zeit so ein Gedicht zustande komme — wer glaubt wohl, wieviel Faulenzerei und Langeweile und grämlicher Müßiggang dazu nötig ist. Eine Postkarte an den Zigarrenlieferanten ist oft die Leistung eines Tages. Man schläft viel, man lungert mit dumpfem Kopfe umher. Ja, es ist nicht selten ein Hundeleben ..."

Jemand pochte ganz leiſe von außen an die weiß lackierte Tür. Es war Neumanns Zeichen, daß es hohe Zeit für Klaus Heinrich ſei, ſich umkleiden und friſch inſtand ſetzen zu laſſen. Denn es war Cercleskonzert heut abend im Alten Schloß.

Klaus Heinrich ſtand auf. „Ich habe mich verplaudert", ſagte er; denn das war die Wendung, deren er ſich in ſolchen Augenblicken bediente. Und dann verabſchiedete er Herrn Martini, wünſchte ihm guten Erfolg in ſeiner poetiſchen Laufbahn und begleitete den ehrerbietigen Rückzug des Dichters mit Lächeln und jener ein wenig theatraliſchen, gnädig grüßenden Handbewegung von oben nach unten, die nicht immer gleichmäßig ſchön gelang, aber in der er es zu hoher Vollendung gebracht hatte.

Dies war des Prinzen Unterredung mit Axel Martini, dem Verfaſſer von „Evoë!" und „Das heilige Leben". Sie machte ihm Gedanken, hörte bei ihrem Abſchluß nicht auf, ihn zu beſchäftigen. Noch während er ſich von Neumann den Scheitel erneuern und den blinkenden Galarock mit den Sternen anlegen ließ, noch während des Cercleskonzertes bei Hofe, ja mehrere Tage noch nachher dachte er darüber nach und ſuchte des Dichters Äußerungen mit den übrigen Erfahrungen in Zuſammenhang zu bringen, die das Leben ihm gewährt hatte.

Dieſer Herr Martini, der, während ihm die ungeſunde Röte über den Wangenhöhlen glomm, beſtändig rief: „Wie iſt das Leben ſo ſtark und ſchön!", jedoch um zehn Uhr vorſichtig zu Bette ging, ſich aus hygieniſchen Gründen, wie er ſagte, dem Leben verſchloß und jede ernſthafte Verbindung mit demſelben mied — dieſer Dichter mit ſeinem ſchadhaften Kragen, ſeinen tränenden Augen und ſeinem Neid auf den jungen Weber, der mit Bauernmädchen über

Land ſauſte: er weckte geteilte Empfindungen, es war ſchwer, eine feſte Meinung über ihn zu gewinnen. Klaus Heinrich gab dem Ausdruck, als er ſeiner Schweſter von der Begegnung erzählte, indem er ſagte: „Er hat es nicht bequem und nicht leicht, das ſieht man wohl, und das muß ja gewiß für ihn einnehmen. Aber ich weiß doch nicht, ob ich mich freuen kann, ihn kennengelernt zu haben, denn er hat etwas Abſchreckendes, Ditlinde, ja, er iſt bei alldem entſchieden ein bißchen widerlich."

Imma

*****

Fräulein von Isenschnibbe war gut unterrichtet gewesen. Noch an dem Abend des Tages, an welchem sie der Fürstin zu Ried die große Neuigkeit überbracht hatte, veröffentlichte der „Eilbote" die Kunde von Samuel Spoelmanns, des weltberühmten Spoelmann, bevorstehender Ankunft, und anderthalb Wochen später, zu Anfang Oktober (war der Oktober des Jahres, in welchem Großherzog Albrecht sein zweiunddreißigjähriges, Prinz Klaus Heinrich sein sechsundzwanzigstes Lebensjahr angetreten hatte) — kaum also, daß die öffentliche Neugier Zeit gehabt, einen rechten Höhepunkt zu erreichen — vollzog sich diese Ankunft, ward schlichte Wirklichkeit an einem herbstlich bedeckten, ganz unscheinbaren Wochentage, der sich gleichwohl der Zukunft als ein unendlich denkwürdiges Datum erweisen sollte.

Die Spoelmanns trafen mit Extrazug ein — darauf beschränkte sich vorderhand die Herrlichkeit ihres Auftretens; denn daß die „Fürstenzimmer" des Hotels Quellenhof durchaus nicht von blendender Pracht waren, wußte jedermann. Müßiges Publikum, überwacht von einem kleinen Gendarmerieaufgebot, hatte sich hinter der Perronsperre eingefunden; Vertreter der Presse waren zugegen. Aber wer Außerordentliches gewärtigt hatte, wurde enttäuscht. Spoelmann wäre fast gar nicht erkannt worden, so wenig überwältigend war er. Längere Zeit hielt man

ſeinen Leibarzt für ihn, Doktor Watercloose — ſo, ſagte man, hieß er —, einen langen Amerikaner, welcher, den Hut im Nacken, ſeinen Mund zwiſchen dem weißen geſchorenen Backenbart beſtändig mild lächelnd in die Breite zog und die Augen dabei ſchloß. Erſt im letzten Augenblick ward bekannt, daß vielmehr der Kleine, Raſierte im mißfarbenen Paletot — der, welcher im Gegenteil den Hut tief in die Stirn gedrückt trug, der eigentliche Spoelmann ſei, und die Zuſchauer waren einig darin, daß ihm nichts anzumerken ſei. Fabelhafte Dinge waren über ihn im Umlauf geweſen. Durch irgendeinen Spaßvogel war das Gerücht verbreitet und auch gewiſſermaßen geglaubt worden, Spoelmann habe lauter goldene Vorderzähne, und in jeden dieſer goldenen Vorderzähne ſei in der Mitte ein Brillant eingelaſſen. Aber obgleich die Wahrheit oder Unwahrheit dieſer Behauptung nicht gleich zu prüfen war — denn Spoelmann ließ ſeine Zähne nicht ſehen, er lachte nicht, ſondern ſchien vielmehr ärgerlich und durch ſeine Krankheit gereizt —, ſo glaubte angeſichts ſeiner Perſon ſogleich kein Menſch mehr daran. Was aber Miß Spoelmann, ſeine Tochter, betraf, ſo hatte ſie den Kragen ihrer Pelzjacke, in deren Taſchen ſie ihre Hände verbarg, hoch emporgeſchlagen, ſo daß überhaupt faſt nichts von ihr zu ſehen war als ein paar unverhältnismäßig großer braunſchwarzer Augen, die über die Menſchenanſammlung hin eine ernſte, fließende, aber nicht allgemeinverſtändliche Sprache führten. An ihrer Seite befand ſich die Perſönlichkeit, die man als ihre Geſellſchaftsdame, die Gräfin Löwenjoul erkannte, eine Frau von fünfunddreißig Jahren, ſchlicht gekleidet und beide Spoelmanns an Körperlänge überragend, die ihren kleinen Kopf mit dem ſpärlichen glatten Scheitel nachdenklich ſchief trug und mit einer ge-

wiſſen ſtarren Sanftmut vor ſich hinblickte. Das meiſte Aufſehen erregte ohne Frage ein ſchottiſcher Schäferhund, der von einem Diener mit ſtillem Sklavengeſicht an der Leine geführt wurde — ein ungewöhnlich ſchönes, aber, wie es ſchien, entſetzlich aufgeregtes Tier, das bebend und tänzelnd die Bahnhofshalle mit ſeinem exaltierten Gebell erfüllte.

Man ſagte, daß ein paar Spoelmannſche Dienſtboten männlichen und weiblichen Geſchlechts ſchon einige Stunden früher im Quellenhof eingetroffen ſeien. Jedenfalls blieb es dem Diener mit dem Hunde allein überlaſſen, das Gepäck zu beſorgen; und während er es beſorgte, fuhr ſeine Herrſchaft in zwei gemeinen Droſchken — Herr Spoelmann mit Doktor Watercloſe, Miß Spoelmann mit ihrer Gräfin — zum Quellengarten hinaus. Dort ſtiegen ſie ab, und dort führten ſie anderthalb Monate lang ein Leben, das mit geringeren Mitteln als den ihren zu beſtreiten geweſen wäre.

Sie hatten Glück, das Wetter war gut, es war ein blauer Herbſt, eine lange Reihe von ſonnigen Tagen zog ſich von dem Oktober in den November, und Miß Spoelmann ritt täglich — das war der einzige Luxus, den ſie trieb — mit ihrer Ehrendame ſpazieren, auf Pferden übrigens, die ſie im Tatterſall wochenweiſe gemietet hatten. Herr Spoelmann ritt nicht, obgleich der „Eilbote“ mit deutlichem Hinblick auf ihn eine Notiz ſeines mediziniſchen Mitarbeiters veröffentlichte, wonach das Reiten bei Steinleiden infolge der Erſchütterung lindernd wirke und den Abgang der Steine befördere. Aber durch das Hotelperſonal wurde bekannt, daß der berühmte Mann in ſeinen vier Wänden ein künſtliches Reiten betrieb mit Hilfe einer Maſchine, eines feſtſtehenden Velozipeds, deſſen Sattel

durch das Treten der Pedale in ſchütternde Bewegung verſetzt wurde.

Mit Eifer trank er das Heilwaſſer, die Ditlindenquelle, auf die er große Stücke zu halten ſchien. In aller Frühe erſchien er täglich im Füllhauſe, begleitet von ſeiner Tochter, die übrigens ganz geſund war und nur zur Geſellſchaft mittrank, und bewegte ſich dann in ſeinem mißfarbenen Paletot und den Hut in der Stirn durch den Kurgarten und die Wandelhalle, indem er das Waſſer aus dem bläulichen Glasbecher durch eine gläſerne Röhre zu ſich nahm — aus der Ferne beobachtet von den beiden amerikaniſchen Zeitungskorreſpondenten, die gehalten waren, ihren Blättern täglich tauſend Worte über Spoelmanns Ferienaufenthalt zu telegraphieren und alſo danach trachten mußten, Stoff zu gewinnen.

Sonſt ſah man ihn wenig. Sein Leiden — Nierenkoliken, wie man ſagte, höchſt ſchmerzhafte Anfälle — ſchien ihn oft an das Zimmer, wenn nicht ans Bett zu feſſeln, und während Miß Spoelmann mit der Gräfin Löwenjoul zwei- oder dreimal im Hoftheater erſchien (wobei ſie ein ſchwarzes Sammetkleid und um die kindlichen Schultern ein indiſches Seidentuch von wundervollem Goldgelb trug, auch mit ihrem perlblaſſen Geſichtchen und ihren großen, ſchwarzen und fließend redenden Augen ſehr feſſelnd wirkte), wurde ihr Vater niemals bei ihr in der Loge geſehen. Er unternahm zwar in ihrer Begleitung ein paar Streifzüge durch die Reſidenz, um kleine Einkäufe zu machen, die Stadt in Augenſchein zu nehmen und einige innere Sehenswürdigkeiten zu beſuchen; er ſpazierte auch wohl mit ihr durch den Stadtgarten und beſichtigte dort zweimal Schloß Delphinenort — das zweitemal allein, wobei er in ſeinem Intereſſe ſo weit ging, mit einem gewöhnlichen gelben

Meterſtabe, den er aus ſeinem mißfarbenen Paletot hervorzog, Meſſungen an den Wänden vorzunehmen ... Aber nicht einmal im Speiſeſaal des Quellenhofes wurde man ſeines Anblickes teilhaftig; denn entweder, weil er auf ſchmale, faſt fleiſchloſe Koſt geſetzt war oder aus anderen Gründen, ſpeiſte er mit den Seinen ausſchließlich in ſeinen Zimmern, und die Neugier des Publikums erhielt im ganzen recht wenig Nahrung.

So kam es, daß Spoelmanns Ankunft dem Quellengarten vorderhand nicht in dem Maße zum Nutzen gereichte, wie Fräulein von Iſenſchnibbe und mit ihr viele Leute erwartet hatten. Der Flaſchenverſand nahm zu, das war feſtzuſtellen; er ſtieg ſehr raſch faſt um die Hälfte ſeiner bisherigen Ziffer und hielt ſich dauernd auf dieſer Höhe. Aber der Fremdenzuzug ſteigerte ſich nicht weſentlich; die Gäſte, die eintrafen, um ſich an dem Anblick dieſer ungeheuerlichen Exiſtenz zu weiden, reiſten bald befriedigt oder enttäuſcht wieder ab, und zudem waren es großenteils nicht die beſten Elemente, die von ſeiner Gegenwart angelockt wurden. Sonderbare Köpfe tauchten in den Straßen auf, unfriſierte und wildäugige Köpfe — Erfinder, Pläne-macher, verbohrte Menſchheitsbeglücker, die Spoelmann für ihre fixen Ideen zu gewinnen hofften. Aber der Milliardär verhielt ſich durchaus ablehnend gegen dieſe Leute, ja, einen von ihnen, der ſich im Stadtgarten an ihn machen wollte, ſchrie er, kirſchbraun vor Jähzorn, dermaßen an, daß der Wirrkopf ſich eilig trollte, und mehrfach wurde verſichert, daß die Flut von Bettelbriefen, die täglich für ihn einſtrömte — Briefe, die oft mit Marken beklebt waren, wie die Beamten des großherzoglichen Poſtbureaus ſie niemals zu Geſichte bekommen —, geradeswegs in einen Papierkorb von ſeltenem Umfang geleitet werde.

Spoelmann ſchien ſich alle geſchäftlichen Mitteilungen verbeten zu haben, ſchien entſchloſſen, ſeine Ferien gründlich zu genießen und während dieſer Europareiſe ausſchließlich ſeiner Geſundheit — oder Krankheit — zu leben. Der „Eilbote", deſſen Zuträger ſich beeilt hatten, mit den amerikaniſchen Berufsgenoſſen Freundſchaft zu ſchließen, wußte zu erzählen, daß ein zuverläſſiger Mann, ein chief manager, wie es hieß, Herrn Spoelmann drüben vertrat. Er erzählte ferner, daß ſeine Jacht, ein prunkvoll eingerichtetes Schiff, den gewaltigen Mann in Venedig erwarte, und daß er ſich nach beendeter Trinkkur zunächſt mit den Seinen nach Süden zu wenden beabſichtige. Er erzählte auch — und kam damit einem drängenden öffentlichen Bedürfnis nach — von der abenteuerlichen Entſtehung des Spoelmannſchen Beſitzſtandes, von dem Urbeginn im Lande Victoria, wohin ſein Vater von irgendeinem deutſchen Kontorſeſſel aus gekommen war, ganz jung und arm und ausgeſtattet allein mit einer Picke, einer Schaufel und einem zinnernen Teller. Dort hatte er anfänglich als Gehilfe eines Goldgräbers gearbeitet, als Tagelöhner, im Schweiße ſeines Angeſichts. Und dann war das Glück gekommen. Einem Manne, einem kleinen Grubenbeſitzer, war es ſo ſchlecht gegangen, daß er nicht einmal mehr ſeine Tomaten und ſein trockenes Brot zum Mittageſſen hatte kaufen können, und in der größten Not hatte er ſeine Grube veräußern müſſen. Spoelmann der Ältere hatte ſie gekauft, hatte ſein Alles auf eine Karte geſetzt und für ſein ganzes Erſpartes, beſtehend aus fünf Pfund Sterling, dies Stückchen Alluvialfeld, „Paradiesfeld" genannt, nicht größer als vierzig Quadratfuß, käuflich erworben. Und tags darauf hatte er anderthalb Handbreit unter der Oberfläche einen Klumpen Reingold, den zehntgrößten der Welt, den „Para-

diſe Nugget" von neunhundertachtzig Unzen und fünftauſend Pfund wert, zutage gefördert ...

Das war, erzählte der „Eilbote", der Anfang geweſen. Mit dem Erlös ſeines Fundes war Spoelmanns Vater nach Südamerika übergeſiedelt, ins Land Bolivia, und als Goldwäſcher, Amalgam-Mühlenbeſitzer und Bergwerksunternehmer hatte er fortgefahren, das gelbe Metall ohne Umwege den Flüſſen, dem Schoß des Geſteins zu entreißen. Damals und dort hatte Spoelmann der Ältere ſich vermählt — und der „Eilbote" ließ eine Bemerkung darüber einfließen, daß er es trotzigerweiſe und ohne Rückſicht auf dortzuland herrſchende Vorurteile getan habe. So aber hatte er ſein Kapital verdoppelt und auf unerhörte Art hatte er mit ſeinem Pfunde zu wuchern verſtanden. Er war gen Norden gewandert nach Philadelphia im Staate Pennſylvanien. Das war in den fünfziger Jahren geweſen, der Zeit lebhaften Aufſchwungs im Eiſenbahnbau, und Spoelmann hatte ſeine Geſchäfte mit einer Anlage in Aktien der Baltimore- und Ohiobahn begonnen. Er hatte ferner im Weſten des Staates ein Kokskohlenlager bewirtſchaftet, deſſen Erträge bedeutend geweſen waren. Aber dann hatte er zu jener Gruppe gottbegnadeter junger Leute gehört, welche für einige tauſend Pfund die berühmte Blockheadfarm erwarben — jenes Landgütchen, das mit ſeiner Steinölquelle binnen kurzem das Hundert- und aber Hundertfache ſeines Kaufpreiſes wert war ... Dies Unternehmen hatte Spoelmann den Älteren reich gemacht, aber er hatte ſich keineswegs zur Ruhe begeben, ſondern unabläſſig die Kunſt geübt, mit Geld mehr Geld und endlich überſchwenglich viel Geld hervorzubringen. Er hatte Stahlwerke geſchaffen, hatte Geſellſchaften gebildet, die im größten Maßſtabe die Umwandlung des Eiſens in Stahl,

den Bau von Eisenbahnbrücken betrieben. Er hatte die Mehrzahl der Aktien von vier oder fünf großen Eisenbahnkompanien an sich gebracht und war in vorgerückten Jahren Präsident, Vizepräsident, Bevollmächtigter oder Direktor dieser Gesellschaften gewesen. Bei der Begründung des Stahltrusts, so erzählte der „Eilbote", war er dieser Vereinigung beigetreten, mit einem Aktienbesitz, die ihm allein schon eine jährliche Einnahme von zwölf Millionen Dollar gewährleistete. Aber ebenso war er Hauptaktionär und Aufsichtsrat des Petroleumzusammenschlusses gewesen, hatte gleichzeitig kraft seines Anteilbesitzes über drei oder vier der anderen Treuhandgesellschaften Vorherrschaft geübt. Und bei seinem Tode hatte sein Vermögen, berechnet im Münzfuß hierzulande, eine runde Milliarde betragen.

Samuel, sein einziger Sohn, erzeugt in jener zeitig geschlossenen und auf irgendeine Weise vorurteilswidrigen Ehe, war sein einziger Erbe gewesen — und der „Eilbote", feinsinnig wie er war, schaltete eine Betrachtung darüber ein, wie doch etwas Wehmütiges in der Vorstellung liege, daß jemand so ohne eigenes Zutun und gleichsam ohne Verschulden sich durch Geburt in einer solchen Lebenslage finde. Samuel hatte den Palast in der Fünften Avenue von Neuyork, die Schlösser auf dem Lande und alle Aktien, Treuhandscheine und Gewinnanteile seines Vaters geerbt; er erbte auch die abenteuerliche Vereinzelung des Lebens, zu der jener emporgestiegen war, seinen Weltruhm und den Haß der benachteiligten Menge gegen die aufgehäufte Macht des Geldes — all den Haß, zu dessen Besänftigung er jährlich die gewaltigen Schenkungen an Kollegien, Konservatorien, Bibliotheken, Wohltätigkeitsanstalten und jene Universität verteilte, die sein Vater gegründet hatte und die seinen Namen führte.

Samuel Spoelmann trug ohne Verſchulden den Haß der Benachteiligten, der „Eilbote“ verſicherte es. Er war früh in die Geſchäfte eingeführt worden, hatte ſchon während der letzten Lebensjahre ſeines Vaters allein die ſchwindelerregende Beſitzmaſſe des Hauſes verwaltet. Aber es war allgemein bekannt, daß ſein Herz niemals ſo recht und ganz bei den Transaktionen geweſen war. Seine eigentliche Neigung hatte ſonderbarerweiſe vielmehr von jeher der Muſik, und zwar der Orgelmuſik, gehört — und dieſe Mitteilung des „Eilboten“ war nachzuprüfen, denn in der Tat hielt ſich Miſter Spoelmann auch im Quellenhof ein kleines Pfeifenſpiel, deſſen Bälge er von einem Hausknecht des Hotels bedienen ließ, und jeden Tag konnte man ihn vom Kurgarten aus darauf muſizieren hören.

Aus Liebe und ganz ohne geſchäftliche Rückſichten, erzählte der „Eilbote“, hatte er ſich vermählt — mit einem armen und ſchönen Mädchen, halb deutſch, halb angelſächſiſch ihrer Abkunft nach. Sie war geſtorben; aber ſie hatte ihm eine Tochter zurückgelaſſen, dies merkwürdige Blutgemiſch von einem Mädchen, das wir nun ebenfalls in unſeren Mauern zu Gaſt hatten und das zur Zeit neunzehn Jahre alt war. Sie hieß Imma — ein kerndeutſcher Name, wie der „Eilbote“ hinzufügte, nichts weiter als eine ältere Form von „Emma“; und leicht war denn auch zu bemerken, daß, wenn auch engliſche Brocken mit unterliefen, die tägliche Umgangsſprache im Hauſe Spoelmann das Deutſche geblieben war. Wie innig übrigens Vater und Tochter einander zu lieben ſchienen! Jeden Morgen, wenn man ſich rechtzeitig in den Quellengarten begab, konnte man beobachten, wie Fräulein Spoelmann, die ein wenig ſpäter als ihr Vater im Füllhauſe einzutreffen pflegte, ſeinen Kopf zwiſchen beide Hände nahm und, während er

sie zärtlich auf den Rücken klopfte, ihn zum Morgengruß auf Mund und Wangen küßte. Dann gingen sie Arm in Arm durch die Wandelhalle und sogen an ihren Glasröhren ...

So plauderte das wohlunterrichtete Blatt und nährte die öffentliche Neugier. Es berichtete auch genau über die Besuche, die Miß Imma mit ihrer Gesellschafterin liebenswürdigerweise mehreren städtischen Wohltätigkeitsanstalten abstattete. Gestern hatten sie die Volksküche eingehend besichtigt. Sie hatte heute einen aufmerksamen Rundgang durch das Greisinnenhospital zum Heiligen Geist gemacht. Und nebenbei hatte sie zweimal dem zahlentheoretischen Kollegium des Geheimrats Klinghammer in der Universität beigewohnt — hatte als Student unter Studenten auf der Holzbank gesessen und mit ihrem Füllfederhalter eifrig nachgeschrieben, denn bekanntlich war sie ein gelehrtes Mädchen und oblag dem Studium der Algebra. Ja, das war fesselnd zu lesen und ergab reichen Gesprächsstoff. Wer aber ganz ohne Zutun des „Eilboten" von sich reden machte, das war erstens der Hund, jener edle, schwarzweiße Colliehund, den Spoelmanns mitgebracht hatten, und zweitens auf andere Art die Gesellschaftsdame, Gräfin Löwenjoul.

Den Hund angehend, der Perceval hieß (was englisch auszusprechen war) und meistens Percy gerufen wurde, so war dieses Tier von einer Erregbarkeit, einer Leidenschaft des Wesens, die jeder Beschreibung spottete. Innerhalb des Hotels gab er keinen Grund zu Klagen, sondern lag in vornehmen Posen auf einem kleinen Teppich vor den Spoelmannschen Gemächern. Aber bei jedem Ausgang unterlag er Anfällen von Kopflosigkeit, die allgemeines Aufsehen und Befremden, ja, mehr als einmal wirkliche

Verkehrsſtörungen hervorriefen. In weitem Abſtande gefolgt von einem Schwarm einheimiſcher Hunde, gemeiner Köter, die, durch ſein Benehmen in Aufruhr verſetzt, mit ſchimpfendem Gekläff hinter ihm drein preſchten und um die er ſich übrigens nicht im geringſten kümmerte, flog er, die Naſe mit Schaum beſpritzt und mit wild klagendem Gebell durch die Straßen, führte wütende Kreiſeltänze vor den Tramwagen auf, brachte Droſchkenpferde zu Fall und ſtürzte zweimal den Kuchenſtand der Witwe Klaaßen am Rathaus mit ſolcher Heftigkeit über den Haufen, daß das ſüße Gebäck über den halben Marktplatz rollte. Da aber bei ſolchen Unglücksfällen Herr Spoelmann oder ſeine Tochter ſofort mit mehr als angemeſſenen Entſchädigungen einſprangen, da ſich auch zeigte, daß Percevals Zuſtände im Grunde ungefährlicher Natur waren, daß er nichts weniger als biſſig und raufluſtig, ſondern im Gegenteil unnahbar und eben nur außer ſich war, ſo wandte ſich ihm raſch die Neigung der Bevölkerung zu, und namentlich den Kindern waren ſeine Ausgänge eine Quelle des Vergnügens.

Die Gräfin Löwenjoul ihrerſeits gab auf ſtillere, aber nicht weniger ſonderbare Weiſe Anlaß zum Gerede. Anfänglich, als ihre Perſon und Stellung in der Stadt noch unbekannt war, hatte ſie ſich das Gehänſel der Gaſſenjugend zugezogen, indem ſie, allein gehend, mit ſanfter und tiefſinniger Miene zu ſich ſelber geſprochen und dieſe Selbſtgeſpräche mit lebhaftem und übrigens durchaus anmutigem und elegantem Gebärdenſpiel begleitet hatte. Aber den Kindern, die ihr nachgerufen und ſie am Kleide gezupft hatten, war ſie mit ſolcher Milde und Güte begegnet, hatte ſo liebreich und würdevoll zu ihnen geſprochen, daß die Verfolger beſchämt und verwirrt von ihr abgelaſſen

hatten; und später, als man sie kannte, verhinderte der Respekt vor ihrem Verhältnis zu den berühmten Gästen, daß man sie belästigte. Unter der Hand jedoch waren unverständliche Anekdoten über sie im Umlauf. Ein Mann erzählte, die Gräfin habe ihm ein Goldstück eingehändigt mit dem Auftrage, eine bestimmte alte Frau, die ihr irgendwelche unziemliche Anträge gemacht haben sollte, zu ohrfeigen. Der Mann hatte das Goldstück eingesteckt, ohne sich indessen seines Auftrages zu entledigen. Ferner wurde für wahr berichtet, daß die Löwenjoul den Posten vor der Kaserne der Leibfüsiliere angeredet und zu ihm gesagt habe, er müsse die Frau des Feldwebels von der und der Kompanie ihrer sittlichen Verfehlungen halber sogleich verhaften. Auch habe sie dem Obersten dieses Regiments einen Brief geschrieben, des Inhalts, daß innerhalb der Kaserne allerlei geheimnisvolle und unaussprechliche Greuel im Schwange seien. Gott wußte, was für eine Bewandtnis es damit hatte. Manche leiteten unmittelbar daraus ab, daß es der Gräfin im Kopfe fehle. Jedenfalls hatte man keine Zeit, der Sache auf den Grund zu kommen, denn unversehens waren sechs Wochen dahin, und Samuel N. Spoelmann, der Milliardär, reiste ab.

Er reiste ab, nachdem er sich von dem Professor von Lindemann hatte malen lassen, das teuere Bildnis jedoch dem Besitzer des Hotels „Quellenhof" zum Andenken geschenkt hatte, reiste ab mit seiner Tochter, der Löwenjoul und Doktor Watercloose, mit Perceval, dem Stubenveloziped und seiner Dienerschaft, reiste mit Sonderzug gen Süden, um an der Riviera, wohin ihm die beiden Neuyorker Zeitungsmänner vorausgeeilt waren, den Winter zu verbringen und dann über den Ozean heimzukehren. Alles war zu Ende. Der „Eilbote" rief Herrn Spoelmann

ein aufrichtiges Lebewohl nach und gab dem Wunſche Ausdruck, daß die Kur ihm wohl anſchlagen möge. Damit ſchien dieſer merkwürdige Zwiſchenfall beſchloſſen und abgetan. Der Tag forderte ſein Recht. Man begann Herrn Spoelmann zu vergeſſen.

Der Winter verging. Es war der Winter, in welchem die Fürſtin zu Ried-Hohenried, Großherzogliche Hoheit, mit einem Töchterchen niederkam. Auch der Frühling ging ins Land, und Seine Königliche Hoheit Großherzog Albrecht begab ſich gewohntermaßen nach Hollerbrunn. Da aber tauchte im Publikum und in der Preſſe ein Gerücht auf, das von ruhig denkenden Leuten anfangs mit Achſelzucken aufgenommen wurde, das aber Geſtalt annahm, ſich feſtſetzte, ſich in ganz beſtimmte Einzelangaben kleidete und endlich als wirkliche und kernhafte Nachricht zur Herrſchaft über das tägliche Geſpräch gelangte.

Was ging vor? — Ein großherzogliches Schloß ſollte verkauft werden. — Das war Unſinn. Welches Schloß? — Delphinenort. Schloß Delphinenort im nördlichen Stadtgarten. — Das war Narrengeſchwätz. Verkauft? An wen? — An Spoelmann. — Lächerlich. Was ſollte er damit anfangen? — Es wiederherſtellen und bewohnen. — Sehr einfach. Aber vielleicht hatte unſer Landtag ein wenig in ſolche Angelegenheit dreinzureden. — Den Landtag kümmerte das gar nicht. Hatte etwa der Staat eine Unterhaltungspflicht an Schloß Delphinenort? Dann hätte es hoffentlich beſſer ausgeſehen um das ſchöne Ding. Und alſo hatte der Landtag n i ch t dreinzureden. — Die Verhandlungen waren wohl allgemein weit vorgeſchritten? — Allerdings. Denn ſie waren abgeſchloſſen. — Ei, und ſo war man denn natürlich wohl gar in der Lage, den genauen Kaufpreis zu nennen? — Aufzuwarten. Der Kauf-

preis betrug zwei Millionen auf Heller und Pfennig. — Unmöglich! Ein Kronbeſitz! — Kronbeſitz hin und her. Handelte es ſich um die Grimmburg? Ums Alte Schloß? Es handelte ſich um ein Luſtſchloß, ein ewig unbenütztes, aus Geldmangel rettungslos verkommendes Luſtſchloß. — Und Spoelmann beabſichtigte alſo, jedes Jahr wiederzukommen und einige Wochen in Delphinenort zu wohnen? — Nein. Denn er beabſichtigte vielmehr, ganz und gar zu uns überzuſiedeln. Er war Amerikas müde, wollte Amerika den Rücken kehren, und ſein erſter Aufenthalt bei uns war nichts als eine Auskundſchaftung geweſen. Er war krank, er wollte ſich von den Geſchäften zurückziehen. Er war in ſeinem Herzen immer ein Deutſcher geblieben. Der Vater war ausgewandert, und der Sohn wollte heimkehren. Er wollte an der gemeſſenen Lebensführung, den geiſtigen Darbietungen unſerer Hauptſtadt teilnehmen und in unmittelbarer Nähe der Ditlindenquelle den Reſt ſeiner Tage verbringen!

Verblüffung, Getümmel und endloſe Disputationen. Aber die öffentliche Meinung ging, mit Ausnahme der Stimmen einiger weniger Griesgrame, nach kurzem Schwanken in Begeiſterung für den Verkaufsplan auf, und ſicher hätte ohne dieſe allgemeine Zuſtimmung die Sache überhaupt gar weit nicht gedeihen können. Hausminiſter von Knobelsdorff war es geweſen, der eine erſte behutſame Verlautbarung des Spoelmannſchen Angebots in die Tagespreſſe geſpielt hatte. Er hatte abgewartet, hatte den Volkswillen ſich entſcheiden laſſen. Und nach der erſten Verwirrung hatten ſtarke Gründe in Fülle ſich eingefunden, die für das Projekt ſprachen. Die Geſchäftswelt brach in Beifall aus bei dem Gedanken, den gewaltigen Abnehmer dauernd am Platze zu ſehen. Die Schöngeiſter zeigten ſich

entzückt in der Aussicht, daß Schloß Delphinenort wiederhergestellt und erhalten — daß dieses edle Bauwerk so unvorhergesehener-, ja abenteuerlicherweise wieder zu Ehren und Jugend gelangen sollte. Aber die staatswirtschaftlich Denkenden führten Ziffern ins Feld, die, wie im Lande die Dinge lagen, tiefe Erschütterung hervorrufen mußten. Wenn Samuel N. Spoelmann sich bei uns niederließ, so wurde er Steuersubjekt, so war er gehalten, bei uns sein Einkommen zu versteuern. Vielleicht fand man es der Mühe wert, sich die Bedeutung dieser Tatsache ein wenig klarzumachen? Es würde Herrn Spoelmann überlassen bleiben, sich einzuschätzen; aber nach allem, was man w u ß t e — mit annähernder Genauigkeit wußte —, würde dieser Einwohner eine Steuerquelle von zwei Millionen und einer halben alljährlich darstellen: wobei allein die Staatssteuern und noch nicht einmal die Gemeindesteuern in Rechnung gezogen waren. Kam das in Betracht für uns oder nicht? Und zwar richtete man diese Frage ganz unmittelbar an den Herrn Finanzminister Doktor Krippenreuther. Wenn dieser Beamte nicht alles tat, um die Einwilligung der höchsten Person zu dem Verkaufe zu erlangen, so handelte er pflichtvergessen. Denn es war ein Gebot der Vaterlandsliebe, auf Spoelmanns Anerbieten einzugehen, damit er sich so recht nach Gefallen bei uns einrichten konnte, und alle Bedenken erschienen nichtig gegenüber diesem ernsten Gebot.

So hatte Exzellenz von Knobelsdorff beim Großherzog Vortrag gehabt. Er hatte seinem Herrn über die öffentliche Stimmung berichtet; hatte hinzugefügt, daß zwei Millionen ein Preis seien, der den sachlichen Wert des Schlosses in seinem jetzigen Zustand beträchtlich übertreffe; hatte angemerkt, daß diese Einkunft für die Hof-Finanz-

direktion eine wahre Labſal bedeuten würde; und hatte ſchließlich etwas von der Zentralheizung für das Alte Schloß einfließen laſſen, die, wenn der Verkauf zuſtande käme, nicht länger ein Ding der Unmöglichkeit ſein werde. Kurz, der unbefangene alte Herr hatte ſeinen ganzen Einfluß für den Verkauf eingeſetzt und dem Großherzog nahegelegt, die Sache vor einen Familienrat zu bringen. Albrecht hatte leicht mit der Unterlippe an der oberen geſogen und den Familienrat einberufen. Derſelbe war im Rittersaal zuſammengetreten, und es hatte Tee und Biskuits dazu gegeben. Nur zwei weibliche Mitglieder, die Prinzeſſinnen Katharina und Ditlinde, waren gegen den Verkauf geweſen, und zwar aus Gründen der Würde. „Man wird dich mißverſtehen, Albrecht!“ hatte Ditlinde geſagt. „Man wird es dir als Mangel an Hoheitsbewußtſein auslegen, und das iſt nicht richtig, denn du haſt im Gegenteil zuviel davon, du biſt ſo ſtolz, Albrecht, daß dir alles ganz einerlei iſt. Aber ich ſage nein. Ich wünſche nicht, daß in einem von deinen Schlöſſern ein Vogel Roch wohnt, das iſt nicht ſchicklich, und es genügt ja, daß er einen Leibarzt hat und die Fürſtenzimmer vom Quellenhof in Anſpruch nahm. Der „Eilbote“ ſagt immer, daß er ein Steuerſubjekt iſt, aber in meinen Augen iſt er ganz einfach ein Subjekt und weiter nichts. Welcher Anſicht biſt du, Klaus Heinrich?“ — Aber Klaus Heinrich ſtimmte für den Verkauf. Erſtens erhalte Albrecht die Zentralheizung, und dann ſei Spoelmann nicht irgendeiner, er ſei nicht Seifenſieder Unſchlitt, er ſei ein Sonderfall, und es ſei keine Schande, ihm Delphinenort zu überlaſſen. Schließlich hatte Albrecht mit niedergeſchlagenen Augen erklärt, der ganze Familienrat ſei im Grunde „Affentheater“. Das Volk habe längſt entſchieden, ſeine Miniſter drängen auf den

Verkauf, und es bleibe ihm gar nichts anderes übrig, als wieder einmal auf den Bahnhof zu gehen und zu winken.

Der Familienrat hatte im Frühling getagt. Von nun an hatten die Verkaufsverhandlungen, die zwiſchen Spoelmann einerſeits und dem Oberhofmarſchall Herrn von Bühl zu Bühl andererſeits geführt wurden, raſchen Fortgang genommen, und der Sommer war noch nicht weit vorgeſchritten, als Schloß Delphinenort mit Park und Nebengebäuden Herrn Spoelmanns rechtmäßiges Eigentum war.

Da begann ein Gewimmel und eine Geſchäftigkeit um das Schloß und in ſeinem Innern, daß täglich viele Leute in den nördlichen Teil des Stadtgartens gelockt wurden. Delphinenort ward ausgebeſſert, ward innerlich umgebaut zu einem Teil, und zwar mit außerordentlichem Aufgebot an Arbeitskräften. Denn ſchnell, ſchnell mußte es gehen, das war Spoelmanns Wille, und kaum fünf Monate hatte er Friſt gegeben, bis daß alles zu ſeinem Einzug bereit ſein mußte. So wuchs mit Windeseile ein Holzgerüſt mit Treppen und Plattformen um das ſchadhafte Prachtgebäude empor, ausländiſche Arbeiter bevölkerten es von oben bis unten, und ein Architekt kam mit Vollmachten über den Ozean herbei, um die Oberleitung des Ganzen zu übernehmen. Aber der Aufgabe größter Teil fiel doch unſerem Handwerksfleiße zu, und die Steinmetzen und Dachdecker, die Schreiner, Vergolder, Tapezierer, Glaſer, Parkettleger der Reſidenz, die Gartenkünſtler und Werkmeiſter für Heizungsanlagen und Beleuchtungsweſen hatten harte, ergiebige Arbeit dieſen Sommer und Herbſt. Wenn Seine Königliche Hoheit Klaus Heinrich auf „Eremitage“ die Fenſter geöffnet hielt, ſo drang der Schall des Treibens dort drüben bis in ſeine Empireſtuben, und mehrmals ließ

er ſich, vom Publikum ehrerbietig begrüßt, in ſeiner Chaiſe an Schloß Delphinenort vorüberfahren, um ſich von den Fortſchritten des Erneuerungswerkes zu überzeugen. Das Gärtnerhäuschen ward aufgefriſcht, die Ställe und Remiſen, die den Spoelmannſchen Wagen- und Automobilpark aufnehmen ſollten, wurden erweitert; und was wurde im Oktober nicht alles ausgeladen an Möbeln und Teppichen, an Kiſten und Kaſten mit Stoffen und Hausrat vor Schloß Delphinenort, während ſich unter den Umſtehenden die Kunde verbreitete, daß dort drinnen kundige Hände geſchäftig ſeien, Spoelmanns über das Weltmeer dahergeſandte Orgel mit elektriſchem Triebwerk aufzurichten. Spannung herrſchte, ob wohl der Parkgrund, der zum Schloſſe gehörte und ſo prächtig geſäubert und hergerichtet wurde, gegen den Stadtgarten durch Mauer oder Zaun werde abgeſchloſſen werden. Aber nichts dergleichen geſchah. Der Beſitz ſollte zugänglich bleiben, die Bewegungsfreiheit der Hauptſtädter im Grünen nicht eingeſchränkt werden — ſo wollte es Spoelmann. Bis dicht an das Schloß, bis an die beſchnittenen Hecken, die das große viereckige Waſſerbaſſin einſäumten, ſollten die ſonntäglichen Spaziergänger Zutritt haben — und das verfehlte nicht, den beſten Eindruck in der Bevölkerung zu machen, ja, der „Eilbote" veröffentlichte einen beſonderen Artikel darüber, worin er Herrn Spoelmann für ſeine freiſinnige Maßnahme pries.

Und ſiehe da: als wieder die Blätter fielen, genau ein Jahr nach ſeiner erſten Ankunft, traf Samuel N. Spoelmann zum zweitenmal auf unſerem Bahnhof ein. Diesmal war die Beteiligung des Publikums an dem Ereignis weit größer als voriges Jahr, und es iſt verbürgt, daß, als Herr Spoelmann in dem bekannten mißfarbenen Paletot und den Hut

in der Stirn seinen Salonwagen verließ, lebhafte Hochrufe aus der Menge der Zuschauer erschollen — Kundgebungen, über die Herr Spoelmann sich übrigens eher zu ärgern schien, und für die statt seiner Doktor Watercloose dankte, indem er seinen Mund mild lächelnd in die Breite zog und die Augen schloß. Auch als Miß Spoelmann ausstieg, wurde ein Hoch ausgebracht, und ein paar Spaßvögel riefen sogar hurra, als Percy, der Colliehund, bebend, tänzelnd und vollständig außer sich auf dem Bahnsteig erschien. Außer dem Arzt und der Gräfin Löwenjoul befanden sich zwei noch unbekannte Personen in der Begleitung der Herrschaften, zwei rasierte und entschlossen blickende Herren in auffallend weiten Paletots. Es waren Herrn Spoelmanns Sekretäre, die Herren Phlebs und Slippers, wie der „Eilbote" in seinem Bericht bemerkte.

Damals war Delphinenort noch bei weitem nicht fertig, und Spoelmanns bezogen zunächst das erste Stockwerk des Residenz-Hotels, woselbst ein großer, bauchiger und stolzer Mann in Schwarz, der Spoelmannsche Haushofmeister oder butler, der vor ihnen eingetroffen war, für sie Quartier gemacht und eigenhändig das Stubenveloziped aufgestellt hatte. Täglich, während Miß Imma mit ihrer Gräfin und Percy spazierenritt oder Wohltätigkeitsanstalten besichtigte, weilte Herr Spoelmann in seinem Hause, um die Arbeiten zu überwachen und Anordnungen zu treffen; und als das Jahr sich zu Ende neigte, ganz kurz nachdem der erste Schnee gefallen war, da wurde es Wahrheit, da zogen Spoelmanns in Schloß Delphinenort ein. Zwei Automobile (man hatte sie kürzlich anlangen sehen — herrliche Fahrzeuge, von Riesenkräften mit zart metallischem Rauschen dahingetrieben) trugen die sechs Personen — denn in dem zweiten saßen die Herren Phlebs und

Slippers —, gelenkt von in Leder gekleideten Chauffeuren, neben denen mit verſchränkten Armen Bediente in ſchneeweißen Pelzmänteln ſaßen, in wenigen Minuten vom Reſidenz-Hotel durch den Stadtgarten, und als die Wagen die ſtattliche Kaſtanienallee durchflogen, die in die Auffahrt mündete, da hingen an den hohen Lampenträgern, welche an allen vier Ecken des großen Brunnenbaſſins aufgerichtet waren, die Knaben des Volks und ſchwenkten ſchreiend ihre Mützen ...

So wurden Samuel N. Spoelmann und die Seinen bei uns anſäſſig, und ſeine Gegenwart wurde zu einer lieben Gewohnheit. Man ſah und kannte ſeine weißgoldenen Bedienten in der Stadt, wie man die braungoldenen großherzoglichen Lakaien ſah und kannte; der in bordeauxroten Plüſch gekleidete Neger, der als Türhüter vor dem Portal von Delphinenort Wache hielt, war bald eine volkstümliche Geſtalt; und wenn man am Schloſſe vorüberſpazierte und das gedämpfte Brauſen von Herrn Spoelmanns Orgelſpiel aus dem Innern hervordrang, ſo hob man den Finger und ſagte: „Horch, er ſpielt. Er hat alſo wohl keine Koliken im Augenblick.“ Täglich ſah man Miß Imma an der Seite der Gräfin Löwenjoul, gefolgt von einem Reitknecht und umlärmt von dem raſenden Percy, ſpazierenreiten oder ein prächtiges Four-in-hand-Geſpann eigenhändig durch den Stadtgarten lenken — wobei der Bediente, der auf dem Rückſitz des leichten Wagens ſaß, ſich von Zeit zu Zeit erhob, aus einem Lederfutteral eine lange ſilberne Trompete zog und mit hellem Schall das Nahen des Gefährtes verkündete; und wenn man früh aufſtand, konnte man jeden Morgen Vater und Tochter in einem dunkelrot lackierten Coupé oder bei ſchönem Wetter zu Fuße ſich durch den Parkgrund von Schloß

„Eremitage“ zum Quellengarten begeben ſehen, um den Brunnen zu trinken. Was Imma betraf, ſo nahm ſie, wie erwähnt, ihre Beſichtigungen der ſtädtiſchen Wohltätigkeitsanſtalten wieder auf, ſchien aber darüber ihre Wiſſenſchaft nicht zu vernachläſſigen, denn ſeit dem Beginne des Studienhalbjahres beſuchte ſie regelmäßig die Vorleſungen des Geheimrats Klinghammer in der Univerſität — ſaß täglich in einem ſchwarzen Kleid mit weißem Umlegekragen und Manſchetten unter den jungen Leuten im Hörſaal und führte mit hochaufgeſetztem und eingedrücktem Zeigefinger — dies war ihre Schreibart — die Füllfeder über die Seiten ihres Kollegheftes. Spoelmanns lebten zurückgezogen, ſie pflogen keinen Verkehr in der Stadt, was ja ſowohl in Herrn Spoelmanns Krankheit als auch in ſeiner geſellſchaftlichen Einſamkeit ſeine Erklärung fand. Welcher Geſellſchaftsgruppe hätte er ſich anſchließen ſollen? Niemand mutete ihm zu, etwa mit Seifenſieder Unſchlitt oder Bankdirektor Wolfsmilch auf vertrauten Fuß zu treten. Wohl aber näherte man ſich ihm bald mit Anſprüchen an ſeine Mildtätigkeit und wurde nicht abgewieſen. Denn Herr Spoelmann, der, wie man wußte, vor ſeiner Abreiſe von Amerika der Behörde für den öffentlichen Unterricht in den Vereinigten Staaten eine gewaltige Summe Dollars überwieſen, auch die bindende Verſicherung abgegeben hatte, ſeine jährlichen Zuwendungen an die Spoelmann-Univerſität und die übrigen Bildungsinſtitute keineswegs einzuſtellen — er zeichnete bald nach ſeinem Einzuge in „Delphinenort“ zehntauſend Mark zugunſten des Dorotheen-Kinderhoſpitals, für das gerade geſammelt wurde: eine Handlungsweiſe, deren Hochherzigkeit der „Eilbote“ und die übrige Preſſe in warmen Worten zu würdigen wußte. Ja, obwohl Spoelmanns geſellſchaft-

lich abgeschlossen lebten, so eignete ihrem Dasein bei uns doch von der ersten Stunde an eine gewisse Öffentlichkeit, und mindestens im örtlichen Teil der Tagesblätter wurde ihr Wandel mit nicht geringerer Aufmerksamkeit verfolgt als der der Mitglieder des großherzoglichen Hauses. Das Publikum wurde unterrichtet davon, wenn Miß Imma mit der Gräfin und den Herren Phlebs und Slippers eine Partie Tennis im Park von „Delphinenort" gespielt hatte, es war auf dem laufenden darüber, wann sie das Hoftheater besucht hatte, wann auch ihr Vater dabeigewesen war, um anderthalb Aufzüge einer Oper anzuhören; und wenn Herr Spoelmann der Neugier auswich, wenn er während der Theaterpause niemals seine Loge verließ und sich fast niemals zu Fuß in den Straßen blicken ließ, so war er doch offenbar nicht ohne Sinn für die darstellerischen Verpflichtungen, die ein außerordentliches Dasein auferlegt, und gab der Schaulust das ihre. Bekanntlich war der Park von „Delphinenort" nicht gegen den Stadtgarten abgeteilt. Keine Mauer trennte das Schloß von der Welt. Von der Rückseite zumal konnte man über die Rasenflächen bis dicht an den Fuß der breiten gedeckten Terrasse vordringen, die dort errichtet war, und war man keck, so konnte man durch die große Glastür geradeswegs in den hohen, weißgoldenen Gartensalon blicken, woselbst Herr Spoelmann mit den Seinen um fünf Uhr den Tee nahm. Ja, als die schöne Jahreszeit eintrat, da wurde die Teestunde draußen auf der Terrasse abgehalten, und wie auf einer Bühne saßen Herr und Fräulein Spoelmann, die Löwenjoul und Doktor Watercloose in neuartig geformten Korbstühlen und tranken öffentlich Tee. Denn am Sonntag wenigstens fehlte es niemals an Publikum, das aus einiger ehrerbietiger Entfernung das Schauspiel genoß.

Man zeigte einander den großen silbernen Teekessel, der, was man noch niemals gesehen, elektrisch geheizt wurde, und die wundersamen Livreen der beiden Bedienten, die die Tassen und Konfitüren darreichten: weiße, hochgeschlossene und goldbetreßte Fräcke, die an den Kragen, den Ärmeln, den Säumen mit Schwan besetzt waren. Man horchte auf das englisch-deutsche Gespräch und verfolgte mit offenen Mündern jede Bewegung der merkwürdigen Familie dort oben. Dann ging man hinüber vors Hauptportal, um dem bordeauxroten Plüschmohren ein paar Scherze im Volksdialekt zuzurufen, die jener mit weißem Grinsen beantwortete ...

Klaus Heinrich sah Imma Spoelmann zum erstenmal an einem heiteren Wintertage mittags um zwölf. Damit ist nicht gesagt, daß er sie nicht vorher schon manches Mal im Theater, auf der Straße, im Stadtpark erblickt hätte. Aber das ist etwas anderes. Er sah sie zum erstenmal um diese Mittagsstunde, und zwar unter lebhaften Umständen.

Er hatte bis halb zwölf Uhr im Alten Schlosse „Freiaudienzen" erteilt und war nach ihrer Beendigung nicht sofort nach Schloß „Eremitage" zurückgekehrt, sondern hatte seinem Kutscher Befehl gesandt, mit dem Coupé in einem der Höfe zu warten, indes er mit den dienstuenden Offizieren des Leibgrenadierregiments auf der Hauptwache eine Zigarette rauchen wollte. Da er die Uniform dieses Regiments trug, dem auch sein persönlicher Adjutant angehörte, so gab er sich Mühe, den Schein einer gewissen Kameradschaft mit den Offizieren zu wahren, speiste zuweilen in ihrem Kasino und leistete ihnen von Zeit zu Zeit eine halbe Stunde auf der Hauptwache Gesellschaft, obgleich er dunkel vermutete, daß er eher störend wirke, indem er die Herren davon abhielt, Karten zu spielen und

unanständige Geschichten zu erzählen. Er stand also, den gewölbten Silberstern des Großen Ordens vom Grimmburger Greifen auf dem Waffenrock, die linke Hand weit hinten in die Hüfte gestemmt, mit Herrn von Braunbart-Schellendorf, der den Besuch rechtzeitig angekündigt hatte, in der Offizierswachtstube, die zu ebener Erde des Schlosses, ganz nahe beim Albrechtstor gelegen war — unterhielt ein nichtssagendes Gespräch mit zwei oder drei der Herren in der Mitte des Dienstraumes, während eine weitere Gruppe von Offizieren an dem tiefgelegenen Fenster plauderte. Weil draußen so warm die Sonne schien, hatte man das Fenster geöffnet, und von der Kaserne her näherte sich die Albrechtsstraße herauf zu Musik und Paukenschlag der Marschschritt der aufziehenden Ablösung. Es schlug zwölf von der Hofkirche. Man hörte draußen den Unteroffizier mit heiserer Stimme sein „Angetreten!" in die Mannschaftsstube rufen, hörte das Getrappel der zu ihren Gewehren eilenden Grenadiere. Publikum versammelte sich auf dem Platze. Der Leutnant, der das Kommando zu führen hatte, gürtete hurtig den Säbel um, schlug vor Klaus Heinrich die Absätze zusammen und ging hinaus. Da plötzlich rief Leutnant von Sturmhahn, der aus dem Fenster geblickt hatte, mit jener ein wenig falschen Unmittelbarkeit, die zum Ton zwischen Klaus Heinrich und den Offizieren gehörte: „Teufel auch, wollen Königliche Hoheit was Feines sehen? Da kommt die Spoelmann vorbei, mit ihrer Algebra unterm Arm ..." Klaus Heinrich trat an das Fenster. Miß Imma kam zu Fuß und allein von rechts auf dem Bürgersteig daher. Beide Hände in ihrem großen, mappenartigen Muff, dessen lang hinabhängende Decke mit Schwänzchen besetzt war, hielt sie mit einem Unterarm ihr Kollegienheft an sich gedrückt. Sie trug eine

lange Jacke aus glänzendem Schwarzfuchspelz und eine Mütze aus dem gleichen Rauchwerk auf ihrem dunklen, fremdartigen Köpfchen. Sie kam von „Delphinenort“ offenbar und sputete sich, die Universität zu erreichen. Sie gelangte vor die Hauptwache in dem Augenblick, als die Ablösungsmannschaft gegenüber der Wachtmannschaft, die in zwei Gliedern und Gewehr bei Fuß die Höhe des Bürgersteiges besetzt hielt, im Rinnstein aufmarschierte. Sie mußte unbedingt umkehren, das Musikkorps und die Zuschauermenge umgehen, ja, wenn sie den offenen Platz mit seiner Trambahn vermeiden wollte, auf dem ringsherum führenden Fußsteig einen ziemlich weiten Bogen beschreiben oder das Ende der militärischen Verrichtung erwarten. Sie machte zu keinem von beidem Miene. Sie schickte sich an, auf dem Bürgersteige vorm Schloß zwischen den Gliedern hindurchzugehen. Der Unteroffizier mit der heiseren Stimme sprang vor. „Kein Durchgang!“ schrie er und hielt den Kolben seines Gewehrs vor sich hin. „Kein Durchgang! Umkehren! Abwarten!“ Da aber wurde Miß Spoelmann zornig. „Was fällt Ihnen ein!“ rief sie. „Ich habe Eile!!“ Aber diese Worte besagten wenig im Vergleich mit dem Nachdruck aufrichtigster, leidenschaftlichster, unwiderstehlichster Entrüstung, mit dem sie hervorgestoßen wurden. Wie klein und seltsam sie war! Die blonden Soldaten, unter denen sie stand, überragten sie wohl um doppelte Haupteslänge. Ihr Gesichtchen war bleich wie Wachs in dieser Minute, ihre schwarzen Brauen bildeten über der Nasenwurzel eine schwere und ausdrucksvolle Zornesfalte, die Löcher ihres unbestimmt gebildeten Näschens waren kreisrund geöffnet, und ihre Augen, tiefschwarz vor Erregung und übergroß, führten eine dermaßen eindringliche, hinreißend fließende Sprache, daß

keine Einrede möglich ſchien. „Was fällt Ihnen ein!“ rief ſie. „Ich habe Eile!!“ Und dabei ſchob ſie mit der Linken den Kolben mitſamt dem verdutzten Unteroffizier beiſeite und ging mitten zwiſchen den Gliedern hindurch — ging geradeaus ihres Weges, bog linker Hand in die Univerſitätsſtraße und entſchwand den Blicken.

„Verdammt!“ rief Leutnant von Sturmhahn. „Da ſind wir ſchön angekommen!“ Die Offiziere am Fenſter lachten. Auch draußen unter den Zuſchauern herrſchte viel Heiterkeit, die übrigens unbedingt beifällig klang. Klaus Heinrich ſtimmte in die allgemeine Fröhlichkeit ein. Die Ablöſung vollzog ſich unter Kommandos und abgeriſſenen Marſchklängen. Klaus Heinrich kehrte nach „Eremitage“ zurück.

Er frühſtückte ganz allein, unternahm nachmittags einen Spazierritt auf ſeinem Pferde Florian und verbrachte den Abend in großem Kreiſe beim Finanzminiſter Doktor Krippenreuther. Mehreren Perſonen erzählte er mit heiter bewegter Stimme den Auftritt vor der Schloßwache, und ſie zeigten ſich hingeriſſen von ſeiner Erzählung, obgleich die Geſchichte ſofort die Runde gemacht hatte und allgemein bekannt war. Am nächſten Tage mußte er verreiſen, da ſein Bruder ihn mit der Vertretung bei der Feier zur Einweihung der neuen Stadthalle in der Nachbarſtadt beauftragt hatte. Aus irgendwelchen Gründen fuhr er ungern, verließ er nur mit Widerſtreben die Reſidenz. Ihm ſchien es ſo, als ob er eine wichtige, freudige, auch wohl beunruhigende Angelegenheit zurückließe, die eigentlich aufs dringlichſte ſeine Anweſenheit erforderte. Dennoch war ſein hoher Beruf wohl das Wichtigere. Aber während er feſt und glänzend gekleidet auf ſeinem Ehrenſtuhl in der Stadthalle ſaß und der Bürgermeiſter die Feſtrede hielt, war

Klaus Heinrich nicht ausſchließlich darauf bedacht, wie er ſich den Blicken der Menge darſtelle, ſondern vielmehr in ſeinem Innern mit jener neuen und dringlichen Angelegenheit beſchäftigt. Vorübergehend dachte er auch an eine Perſon, deren flüchtige Bekanntſchaft er vor langen Jahren einmal gemacht, an Fräulein Unſchlitt, die Tochter des Seifenſieders — eine Erinnerung, die in gewiſſem Zuſammenhang mit der dringlichen Angelegenheit ſtand.

Imma Spoelmann ſchob zornig den heiſeren Unteroffizier beiſeite — ging ganz allein, ihre Algebra unterm Arm, durch die Gaſſe der großen, blonden Grenadiere. Wie perlblaß ihr Geſichtchen war gegen das ſchwarze Haar unter der Pelzmütze, und wie ihre Augen redeten! Niemand glich ihr. Ihr Vater war krank vor Reichtum und hatte einfach ein Schloß aus dem Kronbeſitz erworben. Wie war das noch, was der „Eilbote“ über ſeinen unverſchuldeten Weltruhm und die „abenteuerliche Vereinzelung ſeines Lebens“ geſagt hatte? Er trage den Haß der benachteiligten Menge — ſo ähnlich hatte der Artikel ſich ausgedrückt. Übrigens waren ihre Naſenlöcher kreisrund geweſen vor Entrüſtung. Niemand glich ihr, niemand weit und breit. Sie war ein Sonderfall. Und wie, wenn ſie damals auf dem Bürgerball geweſen wäre? So hätte er eine Gefährtin gehabt, hätte ſich nicht verirrt, und der Abend hätte nicht in Schimpf und Schande geendet. „Herunter, herunter, herunter mit ihm!“ O pfui! Laß das noch einmal ſehen, wie ſie ſo ſchwarzbleich und fremdartig durch die Gaſſe der blonden Soldaten ging.

Dieſe Gedanken waren es, die Klaus Heinrich während der nächſten Tage bei ſich bewegte — nur dieſe drei, vier Vorſtellungen. Und eigentlich war es zum Erſtaunen, wie reichlich er damit auskam, ohne nach anderen zu verlangen.

Aber alles in allem erſchien es ihm mehr als wünſchenswert, daß er ſehr bald und womöglich noch heute das perlblaſſe Geſichtchen wiederſähe.

Abends fuhr er ins Hoftheater, wo man die Oper „Zauberflöte“ ſpielte. Und als er von ſeiner Loge aus Fräulein Spoelmann neben der Gräfin Löwenjoul vorn auf der erſten Galerie gewahrte, erſchrak er bis zum Grund ſeines Herzens. Während des Spiels konnte er ſie aus dem Dunkel durch ſein Glas betrachten, da das Licht von der Bühne auf ſie fiel. Sie ließ ihr Köpfchen in der ſchmalen, ungeſchmückten Hand ruhen, indem ſie unbekümmert den bloßen Arm auf die Sammetbrüſtung ſtützte, und ſah nicht mehr entrüſtet aus. Sie trug ein Kleid aus ſeegrüner glänzender Seide mit lichtem Überwurf, in den farbige Blumenſträuße geſtickt waren, und um Hals und Bruſt eine lange Kette aus lauter blitzenden Diamanten. Eigentlich war ſie nicht ſo klein, wie es ſcheinen mochte, fand Klaus Heinrich, als ſie am Aktſchluß aufſtand. Nein, es lag an dem kindlichen Gepräge des Köpfchens und der Schmalheit ihrer bräunlichen Schultern, daß ſie ſo wie ein kleines Mädchen erſchien. Ihre Arme waren wohlausgebildet, und man konnte ſehen, daß ſie Sport trieb und Pferde zügelte. Aber vom Handgelenk wurde auch der Arm wie der eines Kindes.

Als die Dialogſtelle geſprochen wurde: „Er iſt ein Prinz. Er iſt mehr als das“, ſpürte Klaus Heinrich den Wunſch, mit Doktor Überbein zu plaudern. Doktor Überbein ſprach zufällig am nächſten Tage auf „Eremitage“ vor: in ſchwarzem Gehrock mit weißer Krawatte, wie immer, wenn er Klaus Heinrich beſuchte. Klaus Heinrich fragte ihn, ob er die Geſchichte von der Hauptwache ſchon gehört habe? Ja, antwortete Doktor Überbein, die habe er mehrfach gehört.

Aber wenn Klaus Heinrich ſie ihm noch einmal erzählen wolle ... „Nein, wenn Sie ſie kennen", ſagte Klaus Heinrich enttäuſcht. Dann kam Doktor Überbein auf etwas völlig anderes: Er fing an von Operngläſern zu ſprechen und betonte, daß das Opernglas doch eine ausgezeichnete Erfindung ſei. Es bringe nahe, was leider fern ſei, nicht wahr? es ſchlage Brücken zu angenehmen Zielen. Was Klaus Heinrich meine? Klaus Heinrich war geneigt, dem halb und halb zuzuſtimmen. Und er ſolle ja geſtern abend, wie man erzähle, recht ausgiebig von dieſer ſchönen Erfindung Gebrauch gemacht haben, ſagte der Doktor. Das konnte Klaus Heinrich nicht verſtehen. Da ſagte Doktor Überbein: „Nein, hören Sie mal, Klaus Heinrich, ſo geht das nicht. Sie werden angeſtarrt, und die kleine Imma wird angeſtarrt, das genügt. Wenn nun aber Sie auch noch die kleine Imma anſtarren, ſo iſt das zuviel. Das müſſen Sie doch einſehen?"

„Ach, Doktor Überbein, ich habe nicht daran gedacht."

„Sie pflegen aber doch ſonſt an ſo was zu denken."

„Mir iſt ſeit einigen Tagen ſo neuartig zumute", ſagte Klaus Heinrich.

Doktor Überbein lehnte ſich zurück, ergriff ſeinen roten Bart in der Nähe der Gurgel und nickte langſam mit Kopf und Oberkörper.

„So? Iſt Ihnen?" fragte er. Und fuhr dann fort zu nicken.

Klaus Heinrich ſagte: „Sie glauben nicht, wie ungern ich neulich zur Einweihung der Stadthalle gefahren bin. Und morgen muß ich die Rekrutenvereidigung bei den Leibgrenadieren vornehmen. Und dann kommt das Hausordens-Kapitel. Das iſt mir ſehr zuwider. Ich habe gar keine Luſt

zu repräſentieren. Ich habe gar keine Luſt zu meinem ſogenannten hohen Beruf."

„Das höre ich ungern!" ſagte Doktor Überbein ſcharf.

„Ja, ich konnte mir denken, daß Sie böſe werden würden, Doktor Überbein. Sie nennen es gewiß eine Schlamperei. Und dann werden Sie gewiß von ‚Schickſal und Strammheit' reden, wie ich Sie kenne. Aber geſtern in der Oper habe ich bei einer beſtimmten Stelle an Sie gedacht und mich gefragt, ob Sie eigentlich ſo ganz recht hätten in manchen Punkten ..."

„Hören Sie, Klaus Heinrich, wenn ich mich nicht irre, ſo habe ich Euere Königliche Hoheit ſchon einmal ſozuſagen bei den Ohren wieder zu ſich ſelber gebracht ..."

„Das war etwas anderes, Doktor Überbein! Ach wenn Sie doch einſähen, daß das etwas ganz und gar anderes war! Das war im ‚Bürgergarten', aber der liegt ſo weit zurück, und ich habe keinerlei Verlangen danach. Denn ſie iſt ja ſelbſt ... Sehen Sie, Sie haben mir früher manchmal erklärt, was Sie unter ‚Hoheit' verſtünden, und daß ſie rührend ſei, und daß man ſich ihr mit zarter Teilnahme zu nahen habe, wie Sie ſich ausdrückten. Finden Sie denn nicht, daß die, von der wir reden, daß ſie rührend iſt und daß man teil an ihr nehmen muß?"

„Vielleicht", ſagte Doktor Überbein. „Vielleicht."

„Sie ſagten oft, daß man die Sonderfälle nicht wegleugnen dürfe, das ſei eine Schlamperei und eine liederliche Gemütlichkeit. Finden Sie denn nicht, daß ſie auch ein Sonderfall iſt, die, von der wir reden?"

Doktor Überbein ſchwieg.

„Und nun ſollte ich wohl gar," ſagte er plötzlich mit ſchallender Stimme, „wenn es möglich wäre, dazu helfen,

daß aus zwei Sonderfällen so etwas wie ein Allerweltsfall werde?"

Hierauf ging er. Er sagte, daß er zu seiner Arbeit zurückkehren müsse, wobei er das Wort „Arbeit" scharf betonte, und bat, sich zurückziehen zu dürfen. Er verabschiedete sich seltsam zeremoniös und unväterlich.

Klaus Heinrich sah ihn wohl zehn oder zwölf Tage nicht. Er lud ihn einmal zum Frühstück ein, aber Doktor Überbein ließ um gnädigste Entschuldigung bitten, seine Arbeit nähme ihn augenblicklich gar zu sehr in Anspruch. Schließlich kam er von selbst. Er war aufgeräumt und sah übrigens grüner aus als je. Er schwadronierte von diesem und jenem und kam dann auf Spoelmanns zu sprechen, indem er zur Decke blickte und sich bei der Gurgel ergriff. Alles was recht sei, sagte er, aber es sei ganz auffallend viel Sympathie für Samuel Spoelmann vorhanden, man spüre es überall in der Stadt, wie er beliebt sei. Erstens natürlich als Steuersubjekt, aber auch sonst. Man habe einfach Sinn für ihn, in allen Schichten, für sein Orgelspiel und seinen mißfarbenen Paletot und seine Nierenkoliken. Jeder Schusterjunge sei stolz auf ihn, und wenn er nicht so unzugänglich und verdrießlich wäre, würde man es ihm schon zu fühlen geben. Die Zehntausend-Mark-Spende für das Dorotheen-Spital habe natürlich den besten Eindruck gemacht. Sein Freund Sammet habe ihm, Überbein, erzählt, daß mit Hülfe dieser Schenkung umfassende Verbesserungen im Spital vorgenommen seien. Und übrigens, was ihm da einfalle! Die kleine Imma wolle ja morgen vormittag die Verbesserungen in Augenschein nehmen, habe Sammet erzählt. Sie habe einen von ihren Schwanverbrämten geschickt und angefragt, ob sie morgen willkommen sei. Eigentlich gehe sie ja das Kinderelend den

Teufel etwas an, meinte Überbein, aber ſie wolle vielleicht was lernen. Morgen vormittag um elf, wenn ihn ſein Gedächtnis nicht täuſche. Dann ſprach er von etwas anderem. Beim Weggehen ſagte er noch: „Der Großherzog ſollte ſich mal ein bißchen um das Dorotheen-Spital kümmern, Klaus Heinrich, man erwartet das. Eine ſegensreiche Anſtalt. Kurzum, jemand müßte vorfahren. Und das hohe Intereſſe bekunden. Ohne vorgreifen zu wollen ... Und damit Gott befohlen."

Aber er kehrte noch einmal zurück, und in ſeinem grünlichen Geſicht war, unterhalb der Augen, eine Röte entſtanden, die ſich völlig unwahrſcheinlich darin ausnahm. „Sollte ich", ſagte er laut, „Sie jemals wieder mit einem Bowlendeckel auf dem Kopfe treffen, Klaus Heinrich, ſo laſſe ich Sie ſitzen." Dann kniff er die Lippen zuſammen und ging ſchnell hinaus.

Am nächſten Vormittag gegen elf Uhr fuhr Klaus Heinrich, von Schloß „Eremitage" kommend, mit Herrn von Braunbart-Schellendorf, ſeinem Adjutanten, durch die beſchneite Birkenallee, auf holperigen Vorſtadtſtraßen zwiſchen ärmlichen Wohnungen hin und hielt vor dem ſchlichten weißen Hauſe, über deſſen Eingang in breiten ſchwarzen Lettern „Dorotheen-Kinderſpital" zu leſen war. Sein Beſuch war gemeldet. Der Chefarzt der Anſtalt, im Frack und angetan mit dem Albrechtskreuz dritter Klaſſe, erwartete ihn mit zwei jüngeren Ärzten und dem Korps der Diakoniſſinnen in der Vorhalle. Der Prinz und ſein Begleiter trugen Helm und Pelzmantel. Klaus Heinrich ſagte: „Ich erneuere zum zweitenmal eine alte Bekanntſchaft, lieber Herr Doktor. Sie waren anweſend, als ich zur Welt kam. Und dann ſtanden Sie am Sterbebett meines Vaters.

Auch ſind Sie ja ein Freund meines Lehrers Überbein. Ich freue mich ſehr."

Doktor Sammet, in tätiger Sanftmut ergraut, verbeugte ſich ſeitwärts geneigten Kopfes, eine Hand an der Uhrkette und den Ellenbogen dicht am Oberkörper. Er ſtellte dem Prinzen die beiden jüngeren Ärzte und die Schweſter-Oberin vor und ſagte dann: „Ich muß Euerer Königlichen Hoheit anzeigen, daß der gnädige Beſuch Euerer Königlichen Hoheit mit einem anderen Beſuch zu ſammentrifft. Ja. Wir erwarten Fräulein Spoelmann. Ihr Vater hat unſere Anſtalt in ſo großartiger Weiſe gefördert ... Wir konnten die Vereinbarung nicht wohl noch rückgängig machen Die Schweſter-Oberin wird das Fräulein führen."

Klaus Heinrich nahm freundlich von dieſem Zuſammentreffen Kenntnis. Er tat hierauf eine Äußerung über die Tracht der Diakoniſſinnen, die er kleidſam nannte, und erklärte dann, daß er begierig ſei, einen Einblick in die ſegensreiche Anſtalt zu tun. Man begann den Rundgang. Die Oberin blieb mit drei Schweſtern in der Vorhalle zurück.

Alle Wände im Haus waren weiß getüncht, waren waſchbar. Ja. Die Kräne der Waſſerleitungen waren ſehr groß; man bewegte ſie mit dem Ellenbogen, aus Reinlichkeitsrückſichten. Und Spülſtrahlapparate waren angebracht, für die Milchflaſchen. Man ging durch den Empfangsraum, der leer war bis auf ein paar Betten außer Dienſt und die Fahrräder der Ärzte. Im Ordinationszimmer, nebenan, war außer dem Schreibtiſch und dem Geſtell mit den weißen Mänteln der Ärzte noch eine Art Wickeltiſch mit Wachstuchkiſſen, ein Operationstiſch, ein Schrank mit Nährmitteln und eine muldenförmige

Kinderwage zu ſehen. Klaus Heinrich verweilte bei den Nährmitteln, ließ ſich die Zuſammenſetzung der Präparate erklären. Doktor Sammet dachte bei ſich, daß, wenn man den Rundgang mit dieſer Gründlichkeit fortſetzen wolle, empfindlich viel Zeit verlorengehen werde.

Plötzlich gab es Geräuſch auf der Straße. Ein Automobil fuhr tutend an und bremſte vorm Hauſe. Es wurde hoch gerufen, man hörte es deutlich im Ordinationszimmer, wenn es auch wohl nur Kinder waren, die riefen. Klaus Heinrich kümmerte ſich nicht ſehr um dieſe Vorgänge. Er betrachtete eine Büchſe mit Milchzucker, die übrigens nicht viel Merkwürdiges bot. „Scheinbar kommt Beſuch", ſagte er. „Oh, richtig, Sie ſagten ja, daß welcher kommen werde. Gehen wir weiter?"

Man begab ſich in die Küche, die Milchküche, den großen, mit Kacheln ausgelegten Raum für Milchmiſchung, den Aufbewahrungsort für Vollmilch, Schleime und Buttermilch. Die täglichen Quanten ſtanden auf reinlichen weißen Tiſchen in kleinen Flaſchen beiſammen. Es herrſchte ein ſäuerlich fader Geruch.

Klaus Heinrich wandte auch dieſem Raum ſeine volle Aufmerkſamkeit zu. Er ging ſo weit, von der Buttermilch zu koſten und fand ſie vorzüglich. Wie müßten nicht die Kinder gedeihen, betonte er, bei einer ſolchen Buttermilch. Während dieſer Muſterung öffnete ſich die Tür, und Miß Spoelmann kam zwiſchen der Schweſter-Oberin und der Gräfin Löwenjoul herein, gefolgt von den drei Diakoniſſinnen.

Heute beſtanden Jacke, Mütze und Muff, die ſie trug, aus dem herrlichſten Zobel, und der Muff hing an einer goldenen, mit farbigen Edelſteinen beſetzten Kette. Übrigens zeigte ihr ſchwarzes Haar die Neigung, ihr in glatten

Strähnen in die Stirn zu fallen. Sie überflog den Raum mit einem großen Blick: ihre Augen waren wirklich ganz ungebührlich groß im Verhältnis zu ihrem Geſichtchen; ſie beherrſchten es wie bei einem Kätzchen — nur daß ſie ſchwarz waren wie Glanzkohle und dieſe fließende Sprache führten ... Die Gräfin Löwenjoul, ein Federhütchen auf ihrem kleinen Kopf und übrigens ſchlicht, knapp und nicht ohne Vornehmheit gekleidet wie immer, lächelte abweſend.

„Die Milchküche," ſagte die Schweſter-Oberin, „hier wird die Milch gekocht für die Kinder."

„Etwas Ähnliches ließ ſich vermuten", entgegnete Fräulein Spoelmann. Sie ſagte es äußerſt raſch und obenhin, ohne engliſchen Einſchlag übrigens, mit vorgeſchobenen Lippen und einem kleinen, hochmütigen Hin- und Herwenden des Köpfchens. Ihre Stimme war doppelt; ſie beſtand aus einer tiefen und einer hohen, mit einem Bruch in der Mitte.

Die Schweſter-Oberin war ganz betreten. „Ja," ſagte ſie, man ſieht es gleich." Und eine kleine, ſchmerzliche Verzerrung war in ihrem Geſicht zu bemerken.

Die Sachlage war nicht einfach. Doktor Sammet ſuchte in Klaus Heinrichs Miene nach Befehlen; allein da Klaus Heinrich wohl gewohnt war, innerhalb feſtſtehender Formen Dienſt zu tun, nicht aber, neuartige und verwirrte Umſtände zu ordnen, ſo entſtand eine Ratloſigkeit. Herr von Braunbart war im Begriffe, vermittelnd einzutreten, und Fräulein Spoelmann, auf der anderen Seite, ſchickte ſich an, die Milchküche wieder zu verlaſſen, als der Prinz mit der Rechten eine kleine verbindende Bewegung zwiſchen ſich und dem jungen Mädchen vollführte. Dies war das Zeichen für Doktor Sammet, auf Imma Spoelmann zuzutreten.

„Doktor Sammet. Ja.“ Er bitte um die Ehre, das gnädige Fräulein Seiner Königlichen Hoheit vorſtellen zu dürfen . . . „Fräulein Spoelmann, Königliche Hoheit, Miſter Spoelmanns Tochter, dem das Spital ſo viel verdankt.“

Mit geſchloſſenen Abſätzen reichte Klaus Heinrich ihr die Hand im weißen Militärhandſchuh, und indem ſie ihr ſchmales, mit braunem Rehleder bekleidetes Händchen hineinlegte, gab ſie der Bewegung des Händedrucks eine wagerechte Richtung, machte ein engliſches shake-hands daraus, wobei ſie gleichzeitig mit ſpröder Pagenanmut etwas wie einen Hofknicks andeutete, ohne ihre großen Augenſterne von Klaus Heinrichs Geſicht zu wenden. Er ſagte etwas ſehr Gutes, nämlich: „Sie machen alſo auch dem Spital einen Beſuch, gnädiges Fräulein?“

Und raſch wie vorhin, mit vorgeſchobenen Lippen und dem kleinen hochmütigen Hin und Her des Kopfes, antwortete ſie mit ihrer gebrochenen Stimme: „Man kann nicht leugnen, daß manches für dieſe Annahme ſpricht.“

Unwillkürlich hob Herr von Braunbart abwehrend die Hand. Doktor Sammet blickte ſtill auf ſeine Uhrkette nieder, und einem der jungen Ärzte entſchlüpfte ein kurzer Laut durch die Naſe, der nicht am Platze war. Man ſah jetzt in Klaus Heinrichs Geſicht die kleine ſchmerzliche Verzerrung. Er ſagte: „Natürlich . . . ſo werde ich alſo die Anſtalt zuſammen mit dem gnädigen Fräulein beſichtigen können . . . Herr Hauptmann von Braunbart, mein Adjutant“, fügte er raſch hinzu, da er ſeine Bemerkung gleich der letzten würdig fand. Sie ſagte dagegen: „Frau Gräfin Löwenjoul.“

Die Gräfin verbeugte ſich vornehm — mit einem rätſelhaften Lächeln übrigens, einem Seitenblick ins Ungewiſſe,

der etwas ſeltſam Lockendes hatte. Als ſie ſich aber wieder aufrichtete und ihren ſo wunderlich entwichenen Blick zu Klaus Heinrich zurückkehren ließ, der in gefaßter und militäriſch geſammelter Haltung vor ihr ſtand, da verſchwand das Lächeln von ihrem Geſicht, ein Ausdruck von Ernüchterung und Gram ergriff von ihren Zügen Beſitz, und in derſelben Sekunde war es, als ob in ihren ein wenig verſchwollenen grauen Augen etwas wie Haß gegen Klaus Heinrich aufzuckte ... Das war nur eine flüchtige Erſcheinung. Klaus Heinrich fand nicht Zeit, darauf achtzuhaben, und vergaß es alsbald. Die beiden jungen Ärzte gelangten zur Vorſtellung vor Imma Spoelmann. Und dann ſtimmte Klaus Heinrich dafür, daß man den Rundgang wieder aufnähme.

Es ging die Treppe hinauf, ins erſte Stockwerk: Klaus Heinrich und Imma Spoelmann vorauf, geleitet von Doktor Sammet, dann die Gräfin Löwenſoul mit Herrn von Braunbart und endlich die jungen Ärzte. Hier waren die größeren Kinder — ja; im Alter bis zu vierzehn Jahren. Ein Vorraum mit Wäſcheſchränken trennte die Säle für Mädchen und Knaben. In weißen Gitterbettchen, mit einem Namensſchild zu Häupten und einem Klapprahmen am Fußende, der Tabellen mit Fieber- und Gewichtskurven zeigte, gewartet von Schweſtern in weißen Hauben, umgeben von Ordnung und Reinlichkeit, lagen die kranken Kinder, und Huſten erfüllte den Raum, während Klaus Heinrich und Imma Spoelmann zwiſchen den Reihen dahinſchritten.

Er hielt ſich aus Höflichkeit zu ihrer Linken und lächelte, wie er es tat, wenn er durch Ausſtellungen geführt wurde, die Fronten von Veteranen, Turnern und Ehrenkompanien muſterte. Aber immer, wenn er den Kopf nach rechts

wandte, gewahrte er, daß Imma Spoelmann ihn betrachtete — begegnete er ihrem großen ſchwarzen Blick, der prüfend, mit glänzend ernſter Frage auf ihn gerichtet war. Das war ſo ſeltſam, daß Klaus Heinrich nie etwas Seltſameres erlebt zu haben glaubte als ihre Art, ſo ohne Rückſicht auf ihn und alle, ganz unverhohlen und frei, ganz unbeſorgt, ob jemand acht darauf habe, mit ihren großen Augen ihn zu betrachten. Wenn Doktor Sammet an einem Bettchen verweilte, um den Fall zu erklären, wie bei dem kleinen Mädchen, deſſen gebrochenes, weiß verpacktes Bein ganz ſenkrecht emporgebunden war, ſo hörte Fräulein Spoelmann ihm aufmerkſam zu, man ſah es wohl; aber während ſie lauſchte, blickte ſie nicht auf den Redenden, ſondern ihre Augen gingen zwiſchen Klaus Heinrich und dem Kinde, das ſchmal und ſtill, mit auf der Bruſt gekreuzten Händen aus ſeiner Rückenlage zu ihnen emporblickte — zwiſchen dem Prinzen und dieſem kleinen Leidensfall, der ihnen gemeinſam erklärt wurde, hin und her, als beaufſichtige ſie Klaus Heinrichs Teilnahme oder als ſuche ſie die Wirkung von Doktor Sammets Worten in ſeiner Miene zu leſen — man wußte nicht recht, warum es geſchah. Ja, namentlich war es ſo bei dem Knaben mit dem Schuß durch den Arm und bei dem, der aus dem Waſſer gezogen worden: zwei traurigen Fällen, wie Doktor Sammet bemerkte. „Eine Verbandſchere, Schweſter", ſagte er und zeigte ihnen die Doppelwunde am Oberarm des Knaben, den Eintritt und Austritt einer Revolverkugel. „Die Wunde", ſagte Doktor Sammet gedämpft zu ſeinen Gäſten, indem er dem Bettchen den Rücken zuwandte, „die Wunde hat ihm ſein eigener Vater beigebracht, ja. Es iſt gut abgelaufen bei dieſem einen. Der Mann hat ſeine Frau und drei ſeiner Kinder und ſich ſelbſt mit einem

Revolver erſchoſſen. Er hat fehlgeſchoſſen bei dieſem Knaben ...“ Klaus Heinrich ſah auf die Doppelwunde. „Warum tat das der Mann?“ fragte er ſcheu, und Doktor Sammet antwortete: „In der Verzweiflung, Königliche Hoheit; es war Schande und Not, was ihn dazu veranlaßte. Ja.“ Er ſagte nichts weiter; nur dies Allgemeinſte — ebenſo wie bei dem Kleinen, der aus dem Waſſer gezogen war, einem zehnjährigen Knaben. „Er ſchnauft“, ſagte Doktor Sammet. „Er hat noch Waſſer in ſeiner Lunge. Man hat ihn heute früh aus dem Fluß gefiſcht — ja. Übrigens iſt es wenig wahrſcheinlich, daß er ſo recht eigentlich in das Waſſer *gefallen* iſt. Mehrere Anzeichen ſprechen dagegen. Er war von Hauſe entflohen. Ja.“ Er ſchwieg. Und wieder fand Klaus Heinrich, daß Fräulein Spoelmann ihn anblickte, groß, ſchwarz und glänzend ernſt — mit ihrem Blick, der den ſeinen ſuchte, ihn dringlich aufzufordern ſchien, gemeinſam mit ihr die „traurigen Fälle“ zu durchdenken, Doktor Sammets Andeutungen im Geiſt zu vervollſtändigen, bis zu den ſchrecklichen Wahrheiten vorzudringen, die durch dieſe zwei kranken Kinderkörper zuſammengefaßt und dargeſtellt wurden ... Ein kleines Mädchen weinte bitterlich, als der dampfende und ziſchende Inhalierapparat zuſammen mit einem Pappdeckel voll bunter Bilder an ihr Bettchen geſtellt wurde. Fräulein Spoelmann beugte ſich zu der Kleinen nieder. „Es tut nicht weh,“ ſagte ſie und ahmte die Kinderſprache nach, „kein bißchen. Du mußt nicht weinen.“ Und als ſie ſich wieder aufrichtete, fügte ſie raſch hinzu und rümpfte die Lippen: „Es ſteht zu vermuten, daß ſie nicht ſowohl über den Apparat als über die Bilder weint.“ Alle lachten. Der eine der jungen Aſſiſtenten hob den Pappdeckel empor und lachte noch lauter, als er die Bilder be-

trachtete. Man ging hinüber ins Laboratorium. Klaus Heinrich dachte im Gehen darüber nach, wie seltsam Fräulein Spoelmann spottete. „Es steht zu vermuten", hatte sie gesagt, und „nicht sowohl". Es war gewesen, als ob sie sich nicht nur über die Bilder, sondern auch über die ausgesuchten und scharfen Redensarten lustig machte, die sie mit rascher Gewandtheit benutzte. Und das war wohl der unumschränkteste Spott, der sich denken ließ ...

Das Laboratorium war der größte Raum des Hauses. Gläser, Retorten, Trichter und Chemikalien standen auf den Borden, und es standen Präparate in Spiritus darauf, die Doktor Sammet seinen Gästen in ruhigen und festen Worten erklärte. Ein Kind war auf unerklärliche Weise erstickt: Hier war sein Kehlkopf, mit pilzartigen Wucherungen statt der Stimmbänder. Ja. Dies hier im Glase war eine krankhaft erweiterte Kinderniere; und dies waren entartete Knochen. Klaus Heinrich und Fräulein Spoelmann sahen alles an, sie blickten zusammen in die Gläser, die Doktor Sammet gegen das Fenster hielt, und ihre Augen waren andächtig, während um ihre Münder derselbe kleine Zug von Widerstand lag. Sie blickten auch nacheinander in das Mikroskop, betrachteten, mit einem Auge über die Linse gebeugt, eine böse Ausscheidung, eine blau gefärbte, auf ein Glasplättchen gestrichene Materie, die neben den großen Flecken ganz kleine Punkte zeigte: das waren Bazillen. Klaus Heinrich wollte Fräulein Spoelmann zuerst an das Mikroskop treten lassen, aber sie wehrte ab, indem sie die Brauen emporzog und einen Mund machte, als wollte sie mit übertriebener Betonung „Oh, unter keiner Bedingung!" sagen. Da nahm er denn den Vortritt, denn er fand, daß es wirklich einerlei sei, wer zuerst etwas so Ernstes und Furchtbares wie Bazillen in Augenschein nahm. Und hier-

auf wurden sie hinaufgeführt, in den zweiten Stock, zu den Säuglingen.

Sie lachten beide über das vielstimmige Geschrei, das ihnen schon auf der Treppe entgegenscholl. Und dann gingen sie mit ihrem Gefolge im Saal zwischen den Bettchen dahin, beugten sich nebeneinander über die kahlköpfigen Geschöpfe, die mit geballten Fäustchen schliefen oder aus allen Kräften schreiend ihre nackten Gaumen zeigten — hielten sich die Ohren zu und lachten aufs neue. In einer Art Ofen, darin eine gleichmäßige Wärme erzeugt wurde, lag eine Frühgeburt. Und Doktor Sammet zeigte den hohen Gästen ein grausig leichenhaftes Armenkind mit häßlichen großen Händen, diesem Abzeichen einer niederen und harten Geburt ... Er nahm ein schreiendes Kind aus dem Bettchen, und es verstummte sofort. Sachkundig stützte er den haltlosen Kopf in seine hohle Hand und wies das rote, blinzelnde, mit kurzen Bewegungen sich dehnende Wesen den beiden vor — Klaus Heinrich und Imma Spoelmann, die nebeneinander standen und auf den Säugling niederblickten. Klaus Heinrich sah mit geschlossenen Absätzen zu, wie Doktor Sammet das Kind in das Bettchen zurücklegte; und als er sich wandte, traf er auf Imma Spoelmanns glänzend forschende Augen, wie er es erwartet hatte.

Zuletzt traten sie an eines der drei Fenster des Saales und blickten hinaus über die ärmliche Vorstadtgegend, hinunter auf die Straße, wo, umlagert von Kindern, der braune Hofwagen und Immas prachtvolles, dunkelrot lackiertes Automobil hintereinander hielten. Der Spoelmannsche Chauffeur, unförmig in seinem Zottenpelz, saß tief zurückgelehnt, eine Hand am Steuer des gewaltigen Fahrzeugs, und sah zu, wie sein Kamerad, der weiße Be-

zu begrüßen. Und in seinem Bericht über den kostümierten Wohltätigkeitsbasar, der Mitte Januar im großen Rathaussaale stattfand — einer eleganten Veranstaltung, an der sich auf inständige Einladung durch das Komitee Miß Spoelmann als Verkäuferin beteiligte —, nahm keinen geringen Raum die Beschreibung jener Szene ein, wie Prinz Klaus Heinrich bei dem Rundgang des Hofes vor der Bude angehalten habe, in der Fräulein Spoelmann schaltete, wie er einen Gegenstand, eine Vase, ein Kunstglas (denn Fräulein Spoelmann verkaufte Porzellan und Kunstgläser) von ihr erworben und sich wohl acht oder zehn Minuten lang plaudernd vor dem Verkaufsstande verweilt habe. Von dem Inhalt des Gespräches verlautbarte nichts. Dennoch war es durchaus nicht ohne Ergebnis verlaufen.

Der Hof (mit Ausnahme Albrechts) war gegen Mittag im Rathaussaale erschienen. Als Klaus Heinrich, das erstandene Kunstglas in Seidenpapier auf den Knien, in seinem Coupé nach Eremitage zurückkehrte, hatte er sich in Delphinenort angesagt, hatte er die Absicht kundgetan, sich das Schloß in seinem neuen Zustande einmal anzusehen und bei dieser Gelegenheit Herrn Spoelmanns Sammlung von Kunstgläsern in Augenschein zu nehmen. Denn unter Miß Spoelmanns Waren hatten sich drei oder vier alte Gläser befunden, die ihr Vater selbst aus seiner Kollektion für den Basar gestiftet hatte, und eines davon hatte Klaus Heinrich gekauft.

Er sah sich wieder in dem Halbkreis von Menschen, die ihnen zusahen — allein vor Imma Spoelmann und getrennt von ihr durch den Budentisch mit seinen Kelchen, Karaffen, seinen weißen und farbigen Porzellangruppen. Er sah sie in dem roten Phantasiegewande, das, aus einem

Stück gearbeitet, ihre wohlausgebildete und dennoch kindliche Gestalt umschloß, indem es ihre bräunlichen Schultern und ihre Arme freiließ, die rund und fest waren und dennoch vor dem Handgelenk wie die eines Kindes wurden. Er sah den goldenen Schmuck, halb Kranz und halb Diadem, in der Schwärze ihres aufgelösten Haares, das eine Neigung zeigte, ihr in glatten Strähnen in die Stirn zu fallen, ihre übergroßen und schwarzen, glänzend fragenden Augen in dem perlblassen Gesichtchen, ihren vollen und weichen Mund, den sie mit verwöhnter Geringschätzung vorschob, wenn sie sprach — und um sie herum in dem großen, gewölbten Raum war Tannengeruch und wirrer Lärm, Musik, Gongschläge, Gelächter und Marktschreierei gewesen.

Er hatte das Kunstglas, den alten, edlen Kelch mit seinem Schmuck von silbernem Blattwerk bewundert, den sie ihm zum Kaufe angeboten, und sie hatte gesagt, daß er aus ihres Vaters Sammlung stamme. — So herrliche Dinge besitze also ihr Vater eine ganze Menge? — Allerdings. Und glaublicherweise seien es nicht eben die besten Nummern, die ihr Vater für den Basar gestiftet habe. Sie stehe nicht an, zu erklären, daß er viel schönere Gläser habe. — Die wünschte Klaus Heinrich wohl sehen zu dürfen! — Nun, das würde sich gelegentlich ja unschwer ermöglichen lassen, hatte Fräulein Spoelmann mit ihrer gebrochenen Stimme geantwortet, indem sie die Lippen vorgeschoben und ihr Köpfchen ein wenig hin und her gewandt hatte. Ihr Vater, hatte sie gemeint, werde durchaus nicht dawider sein, die Früchte seines Sammelfleißes wieder einmal einem verständnisvollen Beschauer vorzuführen. Um die Teestunde seien Spoelmanns immer zu Hause.

Sie hatte die Sache sehr bürgerlich genommen, hatte aus der Ansage eine Einladung gemacht und im leichtesten

diente, dort vorn am Coupé ein Geplauder mit Klaus Heinrichs Kutscher in Gang zu halten suchte.

„Die Nachbarn", sagte Doktor Sammet, der mit einer Hand die weiße Tüllgardine zurückhielt, „sind zugleich die Eltern unserer Pfleglinge. Sonnabends spät ziehen die betrunkenen Väter johlend vorüber. Ja."

Sie standen und lauschten; aber Doktor Sammet sagte nichts mehr von den Vätern, und so brachen sie auf, denn nun hatten sie alles gesehen.

Der Zug, Klaus Heinrich und Imma voran, bewegte sich die Treppen hinunter, und in der Vorhalle war auch das Schwesternkorps wieder versammelt. Es wurde Abschied genommen, mit Absatzklappen und Honneurs, mit Verbeugungen und Knicksen. Klaus Heinrich, in förmlicher Haltung vor Doktor Sammet, der ihm mit seitwärts geneigtem Kopfe und die Hand an der Uhrkette zuhörte, äußerte sich in einer feststehenden Redewendung höchst beifällig über das Gesehene, während er fühlte, daß Imma Spoelmann ihre großen Augen dabei auf ihm ruhen ließ. Er geleitete mit Herrn von Braunbart die Damen zum Automobil, als die Verabschiedung von den Ärzten und den Schwestern beendet war. Während sie, zwischen Kindern und Frauen, die Kinder auf den Armen hielten, das Trottoir überschritten, und noch an dem breiten Trittbrett des Automobils unterhielten sich Klaus Heinrich und Fräulein Spoelmann wie folgt.

„Es war mir eine große Freude, mit dem gnädigen Fräulein zusammenzutreffen", sagte er.

Sie antwortete hierauf nichts, sondern schob nur die Lippen vor, indem sie ein wenig den Kopf hin und her wandte.

„Es war eine feſſelnde Beſichtigung", ſagte er wieder. „Man tat allerlei Einblicke."

Sie ſah ihn an, groß und ſchwarz. Dann ſagte ſie raſch und obenhin, mit ihrer gebrochenen Stimme: „O ja, bis zu einem gewiſſen Grade ..."

Er verfiel auf die Frage: „Ich hoffe, es gefällt Ihnen auf Schloß Delphinenort, gnädiges Fräulein?" Worauf ſie mit vorgeſchobenen Lippen erwiderte: „Oh, warum nicht. Es iſt ja eine ganz ſchickliche Unterkunft ..."

„Gefällt es Ihnen beſſer dort als in Neuyork?" fragte er. Und ſie antwortete: „Ebenſogut. Es iſt ziemlich gleich. Es iſt ziemlich überall dasſelbe."

Das war alles. Klaus Heinrich und, einen Schritt hinter ihm, Herr von Braunbart ſtanden, die Hand am Helm, als der Chauffeur ankurbelte und das Automobil ſich unter Erſchütterungen in Bewegung ſetzte.

Es verſteht ſich, daß dieſe Begegnung nicht lange eine innere Angelegenheit des Dorotheen-Spitales blieb, vielmehr noch am ſelben Tage in aller Munde war. Der „Eilbote" veröffentlichte unter zart poetiſcher Überſchrift eine ausführliche Schilderung des Zuſammentreffens, die, ohne in den Einzelheiten ſtreng den Tatſachen zu entſprechen, die Gemüter doch mächtig gefangennahm, ja Kundgebungen einer ſo lebhaften Wißbegierde des Publikums hervorrief, daß das wachſame Blatt ſich veranlaßt ſah, auf weitere Annäherungen zwiſchen den Häuſern Grimmburg und Spoelmann fortan ein Auge zu haben. Es war nicht viel, was es melden konnte. Es vermerkte ein paarmal, daß Seine Königliche Hoheit Prinz Klaus Heinrich, nach Schluß der Hoftheatervorſtellung den Wandelgang der erſten Galerie durchſchreitend, einen Augenblick vor der Spoelmannſchen Loge haltgemacht habe, um die Damen

Eine Stimme — es war nicht Immas Stimme — rief ihn zurück, und Klaus Heinrich sah sich in einem Wintergarten, einem von schlanken marmornen Säulen gestützten gläsernen Gewölbe, dessen Boden mit großen, quadratischen, spiegelnden Marmorfliesen belegt war. Palmen aller Art erfüllten es, deren Schäfte und Fächer sich manchmal bis dicht unter die gläserne Decke erhoben. Ein beetartiges Blumenparterre, bestehend aus zahllosen, gleich den Steinen eines Mosaiks aneinandergesetzten Blumentöpfen, breitete sich im starken Mondlicht der Bogenlampen aus und erfüllte die Luft mit Wohlgeruch. Aus einem schöngemeißelten Brunnen rieselten silberne Quellen in ein marmornes Becken, und Enten von seltsam künstlich gefiederter Art schwammen auf der durchleuchteten Wasserfläche. Ein steinerner Wandelgang mit Pfeilern und Nischen nahm den Hintergrund ein. Es war die Gräfin Löwenjoul, die dem Eintretenden entgegenkam und sich lächelnd verneigte.

„Königliche Hoheit wollen verzeihen", sagte sie. „Unser Percy ist so heftig. Und dann ist er jetzt so wenig an Besuch gewöhnt. Aber er tut niemandem Böses. Darf ich Königliche Hoheit bitten ... Fräulein Spoelmann wird sogleich zurückkehren. Sie war eben noch hier. Sie wurde abgerufen. Ihr Vater schickte nach ihr. Mister Spoelmann wird hocherfreut sein ..."

Damit führte sie Klaus Heinrich zu einer Anordnung von Korbstühlen, die, mit gestickten Leinwandkissen ausgestattet, vor einer Palmengruppe standen. Sie sprach lebhaft und kräftigen Tons, den kleinen Kopf mit dem spärlichen aschblonden Scheitel zur Seite geneigt und lächelnd ihre weißen Zähne zeigend. Ihre Gestalt war entschieden vornehm in dem eng anschließenden braunen Kleid, das sie trug, und wie sie mit munterem Händereiben Klaus

Heinrich zu den Stühlen geleitete, hatte ſie die friſchen und eleganten Bewegungen der Offiziersfrau. Nur in ihren Augen, deren Lider ſie blinzelnd zuſammenzog, war etwas wie Tücke und Mißtrauen, etwas Unverſtändliches. Sie nahmen Platz, einander gegenüber an dem runden Gartentiſchchen, auf dem ein paar Bücher lagen. Perceval, erſchöpft von dem Anfall, den er erlitten, nahm auf dem ſchmalen, blaßfarbigen und perlmutterartig ſchimmernden Teppich, darauf die Möbel ſtanden, eine ſchneckenförmige Ruheſtellung ein. Sein ſchwarzſeidiges Fell war weiß an Pfoten, Bruſt und Schnauze. Er hatte eine weiße Halskrauſe, goldene Augen und einen Scheitel den ganzen Rücken entlang. Klaus Heinrich begann ein Geſpräch um des Geſpräches willen, eine förmliche Unterhaltung mit Scheingegenſtand, wie er es nicht anders kannte.

„Ich wünſchte wohl, Gräfin, daß ich nicht gar zu ungelegen käme. Ich bin glücklich, mich wenigſtens nicht als ganz unberechtigter Eindringling zu fühlen. Ich weiß nicht, ob Fräulein Spoelmann Ihnen erzählt hat ... Sie hatte die Güte, mich zu einem Beſuch zu ermutigen. Es handelte ſich um die ſchönen Gläſer, die Herr Spoelmann ſo freigebig war, für den geſtrigen Baſar zu ſtiften. Fräulein Spoelmann meinte, daß ihr Vater nichts dagegen haben werde, mir ſeine Sammlung einmal zu zeigen. Da bin ich nun ..."

Die Gräfin ließ es dahingeſtellt, ob Imma ihr von der Verabredung erzählt habe. Sie ſagte: „Dies iſt die Teeſtunde des Hauſes, Königliche Hoheit. Wie könnten Königliche Hoheit ungelegen kommen? Selbſt wenn, was ich nicht hoffen will, Miſter Spoelmann durch ſein Befinden verhindert wäre, zu erſcheinen ..."

Tone gesprochen. Schließlich, auf Klaus Heinrichs Frage, welchen Tag man in Aussicht nehmen solle, hatte sie geantwortet: „Welchen Sie wollen, Prinz. Wir werden uns jederzeit unsäglich glücklich schätzen ..."

„Unsäglich glücklich schätzen" — so sprach sie, so scharfzüngig und spöttisch übertrieben, daß es fast weh tat und man nur mühsam gute Miene machte. Wie sie die arme Schwester-Oberin verwirrt und verletzt hatte, neulich im Spital! Aber bei alledem war etwas Kindliches in ihrer Sprechweise, ja, gewisse Laute kamen heraus, wie Kinder sie bilden — nicht nur das eine Mal, als sie das kleine Mädchen über den Dampfapparat getröstet hatte. Und so große Augen hatte sie gemacht, als von den Vätern die Rede gewesen und den traurigen Fällen ...

Am nächsten Tage nahm Klaus Heinrich seinen Tee auf Schloß Delphinenort — am nächstfolgenden, den Tag darauf. Gelegentlich, hatte Imma Spoelmann gesagt, möge er kommen. Aber der nächstfolgende Tag war ihm gelegen, und da ihm die Sache dringlich schien, so fand er es nicht angebracht, sie auf die lange Bank zu schieben.

Gegen fünf Uhr — es war schon dunkel — trug ihn sein Coupé über die aufgeweichten Fahrwege des Stadtgartens, der kahl und menschenleer lag — schon war es Spoelmannscher Besitz, wo er rollte —, Bogenlampen erhellten den Park, das große, viereckige Brunnenbassin schimmerte trüb zwischen den Bäumen, dahinter erhob sich das weißliche Schloß mit dem Säulenaufbau seines Portals, seiner geräumigen Doppelrampe, die, zwischen seinen Flügeln eingelagert, in flachem Aufstieg zur Beletage emporführte, seinen hohen, in kleine Scheiben geteilten Fenstern, seinen römischen Büsten in den Nischen — und als Klaus Heinrich durch die Auffahrtsallee von mächtigen

Kaſtanien fuhr, da ſah er zu Füßen der Rampe den bordeauxroten Plüſchmohren ſtehen und mit aufgeſtütztem Stabe Ausſchau halten ...

Klaus Heinrich beſchritt eine ſteinerne, hell erleuchtete und lind durchwärmte Halle mit goldig ſchimmerndem Moſaikfußboden und weißen Götterbildern in der Runde, ſchritt geradeaus, der marmornen, breitgeländrigen und mit rotem Teppich belegten Freitreppe zu, auf welcher, mit zurückgezogenen Schultern und hängenden Armen, bauchig und ſtolz, im Schmuck ſeines raſierten Doppelkinns, der Spoelmannſche Haushofmeiſter herniederſtieg, um den Gaſt zu empfangen. Er geleitete ihn in den oberen, mit Bilderteppichen umkleideten und mit einem Marmorkamin geſchmückten Vorſaal, wo ein paar weißgoldene und ſchwanverbrämte Bediente des Prinzen Mütze und Mantel in Empfang nahmen, während der Haushofmeiſter in eigener Perſon ſeiner Herrſchaft Meldung zu machen ging ... Zwiſchen dem Dienerpaar hindurch, das einen Teppich beiſeiteraffte, ſchritt Klaus Heinrich zwei oder drei Stufen hinab.

Pflanzengeruch umfing ihn, und er hörte das ſanfte Plätſchern fallenden Waſſers; in dem Augenblick aber, da hinter ihm der Teppich ſich ſchloß, brach ein Gebell aus, ſo jäh und toll, daß Klaus Heinrich, einen Augenblick halb betäubt, zu Füßen der Stufen haltmachte. Perceval, der Colliehund, hatte ſich ihm entgegengeworfen, und nichts glich ſeiner maßloſen Raſerei. Er geiferte, er litt, er wußte nicht, wie ſich gebärden vor wütender Zerriſſenheit ſeines Innern, er wand ſich, peitſchte mit dem Schweif ſeine Flanken, ſtemmte die Vorderfüße gegen den Boden und ſchwang ſich in blinder Leidenſchaft um ſich ſelber, indem er in Lärm und Tobſucht vergehen zu wollen ſchien.

Ohren, und es ist unbedingt erforderlich, daß ich mein notgedrungen angenommenes Inkognito wahre, um mich vor den Nachstellungen der lasterhaften Geschöpfe zu schützen. Nicht wahr, Sie gehen auf meine Bitte ein? Nehmen Sie es doch als Scherz ... als eine Spielerei, die niemandem weh tut ... Warum nicht ...."

Sie verstummte.

Klaus Heinrich saß aufrecht und ohne irgendwelche Lässigkeit auf seinem Korbstuhl ihr gegenüber und sah sie an. Er hatte, bevor er seine geradlinigen Stuben verließ, unter Beihilfe seines Kammerdieners Neumann mit all der Sorgfalt Toilette gemacht, die sein den Blicken ausgesetztes Dasein erheischte. Sein Scheitel lief, über dem linken Auge ansetzend, schräg über den Kopf hin genau durch den Wirbel, so daß dort oben weder Strähne noch Härchen sich erheben konnten, und rechts war sein Haar in einem festen Hügel aus der Stirn zurückgebürstet. In seinem Interimsuniformrock, dessen hoher Kragen und fester Sitz eine beherrschte Haltung begünstigte, saß er, den silbern geflochtenen Achselschmuck eines Majors auf seinen schmalen Schultern, leicht angelehnt, doch ohne sich bequeme Abspannung zu erlauben, geordnet, gesammelt, den einen Fuß ein wenig vor dem anderen, und bedeckte seine linke Hand auf dem Säbelgriff mit der rechten. Sein junges Gesicht war ein wenig müde von der Unsachlichkeit, der Einsamkeit, Strenge und Schwierigkeit seines Lebens; allein mit einem freundlichen, klaren und unbedingt gefaßten Ausdruck blickte er in das der Gräfin.

Sie verstummte. Ernüchterung und Gram ergriffen von ihren Zügen Besitz, und während es war, als ob in ihren übernächtigen grauen Augen etwas wie Haß gegen Klaus Heinrich aufzuckte, verfärbte sie sich auf eine ganz beson-

dere und ſelten beobachtete Weiſe, indem nämlich die eine Hälfte ihres Geſichtes rot, die andere blaß wurde. Mit geſenkten Lidern antwortete ſie: „Ich bin ſeit drei Jahren im Hauſe Spoelmann, Königliche Hoheit.“

Perceval ſchnellte empor. In einem tänzelnden, federnden, wedelnden Trabe begab er ſich ſeiner Herrin entgegen — denn Imma Spoelmann war eingetreten —, richtete ſich würdevoll auf und ſetzte ihr grüßend die Vorderpfoten auf die Bruſt. Sein Rachen war weit geöffnet, und zwiſchen ſeinen prachtvollen weißen Zähnen hing blutrot die Zunge hervor. Er glich einem Wappentier, wie er ſo aufrecht vor ihr ſtand.

Sie war wunderbar gekleidet: in ein Hausgewand aus ziegelfarbener Rohſeide und mit offen herniederhängenden Ärmeln, deſſen ganzes Bruſtſtück aus einer ſchweren Goldſtickerei beſtand. An einer Perlenkette lag ein großer, eiförmiger Edelſtein auf ihrem bloßen Halſe, deſſen Haut die Farbe angerauchten Meerſchaums hatte. Ihr blauſchwarzes, ſeitwärts geſcheiteltes und ſchlicht geknotetes Haar zeigte eine Neigung, ihr in glatten Strähnen in Stirn und Schläfen zu fallen. Während ſie Percevals Greiſenkopf mit ihren beiden ſchmuckloſen ſchmalen und ſchönen Kinderhänden umfaßt hielt, ſagte ſie in ſein Geſicht hinein: „So ... ſo ... guten Tag, mein Freund. Welch ein Wiederſehen. Wir waren von Sehnſucht erfüllt, wir beiden, wir haben die Qualen der Trennung ausgekoſtet. Guten Tag. Du magſt nun immerhin dein Lager wieder aufſuchen.“ Und indem ſie ſeine Füße von der Goldſtickerei auf ihrer Bruſt löſte und zur Seite trat, machte ſie, daß er ſich auf ſeine vier Beine niederließ.

„O Prinz“, ſagte ſie. „Willkommen in Delphinenort. Sie verabſcheuen den Wortbruch, wie ich ſehe. Ich ſetze

„Oh, er ist leidend?“ Eigentlich wünschte Klaus Heinrich ein wenig, daß Herr Spoelmann verhindert sein möge. Er sah der Bekanntschaft mit unbestimmter Besorgnis entgegen.

„Er war heute leidend, Königliche Hoheit. Er hatte leider Fieber, Schüttelfrost und sogar eine kleine Ohnmachtsanwandlung. Vormittags war Doktor Watercloose lange bei ihm. Er hat eine Morphiumeinspritzung vorgenommen. Es handelt sich darum, ob nicht doch einmal eine Operation nötig werden wird.“

„Das tut mir leid“, sagte Klaus Heinrich aufrichtig. „Eine Operation. Das ist schrecklich.“ Und hierauf antwortete die Gräfin mit abirrenden Augen: „O ja. Aber es gibt Schrecklicheres im Leben — viele Dinge, die viel schrecklicher sind als dies.“

„Zweifellos“, sagte Klaus Heinrich. „Ich glaube es wohl.“ Er fühlte seine Einbildungskraft auf allgemeine und ungewisse Art angeregt durch die Andeutung der Gräfin.

Sie sah ihn an, mit seitwärts geneigtem Kopfe, und ein Ausdruck von Geringschätzung war in ihrem Gesicht. Dann entwichen ihre ein wenig verschwollenen grauen Augen zur Seite, man wußte nicht, wohin, mit jenem geheimnisvollen Lächeln, das Klaus Heinrich schon kannte, und das etwas seltsam Lockendes hatte.

Er empfand die Notwendigkeit, das Gespräch wieder aufzunehmen.

„Leben Sie schon lange im Hause Spoelmann, Gräfin?“ fragte er.

„Ziemlich lange“, antwortete sie, und man sah ihr an, daß sie zu rechnen versuchte. „Ziemlich. Ich habe so vieles durchlebt, so viele Erfahrungen gemacht, daß ich es auf

den Tag genau natürlich nicht ſagen kann. Aber kurz nach der Wohltat war es — bald nachdem mir die Wohltat zuteil geworden."

„Die Wohltat?" fragte Klaus Heinrich.

„Allerdings", ſagte ſie mit Beſtimmtheit und ſogar ein wenig gereizt. „Denn die Wohltat geſchah ja an mir, als es der Erfahrungen zu viele geworden waren und der Bogen hätte ſpringen müſſen, um mich dieſes Vergleiches zu bedienen. Sie ſind ſo jung," fuhr ſie fort, indem ſie nachläſſigerweiſe vergaß, ihn mit ſeinem Titel anzureden, „ſo unwiſſend in betreff des Elends und der Verworfenheit der Welt, daß Sie ſich keinen Begriff davon machen können, was ich habe erdulden müſſen. In Amerika hatte ich einen Prozeß, zu dem viele Generale erſcheinen mußten. Dinge kamen an den Tag, denen mein Humor nicht gewachſen war. Sämtliche Kaſernen habe ich putzen müſſen, ohne daß es mir gelungen wäre, alle liederlichen Weiber hinauszubefördern. Sie verſteckten ſich in den Schränken, einige auch unter der Diele, und ſo kommt es, daß ſie fortfahren, mich nachts über Gebühr zu martern. Ich würde mich ungeſäumt auf meine Schlöſſer in Burgund zurückziehen, wenn es nicht von oben hineinregnete. Das wußten Spoelmanns, und darum war es ſo ſehr entgegenkommend von ihnen, mich vorläufig bei ſich aufzunehmen, wobei es meine einzige Aufgabe iſt, die vollkommen unwiſſende Imma vor der Welt zu warnen. Nur leidet ſelbſtverſtändlich meine Geſundheit darunter, daß die Weiber ſich nachts auf meine Bruſt ſetzen und mich zwingen, ihren unanſtändigen Fratzen zuzuſehen. Und dies iſt der Grund, weshalb ich bitte, mich einfach Frau Meier zu nennen", ſagte ſie flüſternd, indem ſie ſich vorbeugte und mit ihrer Hand Klaus Heinrichs Arm berührte. „Die Wände haben

durchquerten, leiteten teppichbelegte Stufen in den weiß-goldenen Gartenſalon hinab, hinter deſſen hoher Glastür die Terraſſe lag. Alles, der große Kriſtallüſter, der von der Mitte der hohen, weiß verſchnörkelten Decke herabhing; die ebenmäßig aufgeſtellten Armſtühle mit goldenen Rahmen und Wirkbildbezügen; die ſchwer herabfallenden, weißſeidenen Vorhänge; die feierliche Stutzuhr und die Vaſen und goldenen Leuchter auf der weißmarmornen Kaminplatte vor dem hohen Wandſpiegel; die mächtigen löwenfüßigen, vergoldeten Kandelaber, die zu beiden Seiten der Eingangsſtufen emporragten: alles erinnerte Klaus Heinrich an das Alte Schloß, an die Repräſentationsräume, in denen er von Kind auf Dienſt zu tun gewohnt war — nur daß die Kerzen hier Scheinkerzen waren, mit goldig ſtrahlenden Glühlampen an Stelle des Dochtes, und daß alles neu war und glänzend inſtand bei Spoelmanns auf Schloß Delphinenort. Ein ſchwanverbrämter Bedienter legte in einem Winkel des Zimmers die letzte Hand an den Teetiſch; Klaus Heinrich betrachtete den elektriſch geheizten Keſſel, von dem er im „Eilboten“ geleſen hatte.

„Hat man Herrn Spoelmann benachrichtigt?“ fragte die Tochter des Hauſes... Der Butler verneigte ſich. „Dann ſoll nichts uns hindern,“ ſagte ſie in ihrer raſchen und ſpöttiſch redegewandten Art, „unſere Plätze einzunehmen und ohne ihn zu beginnen. Kommen Sie, Gräfin! Ich würde Ihnen empfehlen, Prinz, ſich Ihrer Waffen zu entledigen, falls nicht Gründe, die ſich meiner Einſicht entziehen, dagegen ſprechen...“

„Danke“, ſagte Klaus Heinrich. „Nein, es ſpricht gar nichts dagegen.“ Und es ſchmerzte ihn, daß er zu ungeübten Geiſtes war, um eine behendere Antwort zu finden.

Der Bediente nahm ſeinen Säbel in Empfang und trug

ihn durch die Galerie davon. Sie saßen am Teetisch nieder, unter Beistand des Butlers, der die Lehnen der Stühle hielt, die Stühle unter sie schob. Dann zog er sich auf die Höhe der Stufen zurück, wo er in schmuckhafter Weise stehenblieb.

„Sie müssen wissen, Prinz," sagte Fräulein Spoelmann, die das Wasser aufgoß, „daß mein Vater keinen Tee trinkt, den ich nicht selbst bereitet habe. Er mißtraut jedem Tee, der fertig in Tassen herumgereicht wird. Das ist bei uns verpönt. Sie müssen sich dem anbequemen."

„Oh, es ist schöner so," sagte Klaus Heinrich, „viel behaglicher und ungezwungener so am Familientisch..." Er brach ab und bedachte, warum bei diesen Worten ein gehässiger Seitenblick aus den Augen der Gräfin Löwenjoul ihn getroffen hatte. „Und Ihr Studium," fragte er, „gnädiges Fräulein? Darf ich mich erkundigen? Mathematik, wie ich weiß. Es strengt Sie nicht an? Ist es nicht furchtbar hart für den Kopf?"

„Gar nicht", sagte sie. „Ich weiß nichts Hübscheres. Man spielt in den Lüften, sozusagen, oder schon außerhalb der Luft, in staubfreier Gegend jedenfalls. Man hat es so kühl wie in den Adirondacks..."

„Wie wo?"

„Den Adirondacks. Das ist Geographie, mein Prinz. Ein Bergwald drüben mit hübschen Seen. Wir haben ein Landhaus dort, für den Mai. Im Sommer waren wir immer am Meer."

„Auf jeden Fall", sagte er, „kann ich für Ihren Eifer in den Studien Zeugnis ablegen. Sie lassen sich nicht gern hindern, pünktlich in die Vorlesung zu kommen. Ich habe noch nie gefragt, ob Sie eigentlich neulich zur Zeit gekommen sind."

mich zu Ihnen. Wir werden benachrichtigt, wenn wir Tee trinken können ... Es ist zweifellos gegen alle Vorschrift, daß ich habe warten lassen. Aber mein Vater schickte nach mir — und dann hatten Sie ja Unterhaltung solange ..." Ihre glänzenden Augen gingen ein wenig zweifelnd zwischen Klaus Heinrich und der Gräfin hin und her.

„Doch," sagte er, „die hatte ich." Und dann stellte er eine Frage nach Mister Spoelmanns Befinden, die leidlich zufriedenstellend beantwortet wurde. Herr Spoelmann werde beim Tee das Vergnügen haben, Klaus Heinrichs Bekanntschaft zu machen, er lasse sich entschuldigen bis dahin ... Was das für ein hübsches Paar Pferde sei, das Klaus Heinrich vor seinem Coupé habe? Und nun sprachen sie von ihren Pferden, von Klaus Heinrichs gutmütigem Braunen Florian aus dem Hollerbrunner Hofgestüt, von Fräulein Spoelmanns arabischer Milchschimmelstute namens Fatme, die Herr Spoelmann von einem Fürsten aus dem Morgenlande zum Geschenk erhalten hatte, von ihren geschwinden ungarischen Füchsen, die sie als Four-in-hand-Gespann benutzte ... „Kennen Sie die Umgegend?" fragte Klaus Heinrich. „Waren Sie beim Hofjäger? Im Fasaneriegarten? Es gibt hübsche Ausflüge." Nein, Fräulein Spoelmann war hervorragend ungeschickt im Auffinden von neuen Wegen, und die Gräfin — nun, sie war ihrer ganzen Natur nach nicht unternehmungslustig. So ritten sie immer dieselben Wege im Stadtgarten. Das sei vielleicht langweilig, aber Fräulein Spoelmann sei im ganzen nicht mit Abwechslung und Abenteuern verwöhnt. Da sagte er denn, daß sie einmal zusammen reiten müßten, bei schönem Wetter, zum Hofjäger oder nach Schloß Fasanerie, worauf sie mit vorgeschobenen Lippen antwortete, daß man dergleichen ja immerhin in

vorläufige Aussicht nehmen könne. Dann kam der Haushofmeister und meldete ernst, daß der Teetisch bereit sei.

Sie gingen durch die Teppichhalle mit dem Marmorkamin, geführt von dem pomphaft schreitenden Butler, begleitet von dem tänzelnden Percy, gefolgt von der Gräfin Löwenjoul.

„Hat die Gräfin vorhin ein bißchen geschwatzt?" fragte Imma im Gehen, ohne ihre Stimme sonderlich in acht zu nehmen.

Klaus Heinrich erschrak und blickte zu Boden. „Aber sie kann uns ja hören!" sagte er leise.

„Nein, sie hört uns nicht", antwortete Imma. „Ich verstehe mich auf ihr Gesicht. Wenn sie den Kopf so schräg hält und mit den Augen blinzelt, so ist sie abwesend und tief in ihren Gedanken. Sie hat wohl ein bißchen geschwatzt vorhin?"

„Vorübergehend", sagte Klaus Heinrich. „Ich hatte den Eindruck, daß die Frau Gräfin sich zeitweise gehen ließ."

„Es ist ihr viel Schlimmes widerfahren." Und Imma sah ihn an, so groß und dunkel forschend, wie sie es im Dorotheen-Spital auf Schritt und Tritt getan hatte. „Ich erzähle es ein andermal. Es ist eine Geschichte."

„Ja", sagte er. „Ein andermal. Das nächste Mal. Vielleicht unterwegs."

„Unterwegs?"

„Ja, unterwegs zum Hofjäger oder zur Fasanerie."

„Oh, ich vergaß Ihre Gewissenhaftigkeit, Prinz, was Verabredungen betrifft. Gut, also unterwegs. Hier geht es hinunter."

Sie befanden sich an der Rückseite des Schlosses. Von einer mit großen Gemälden behangenen Galerie, die sie

„Neulich?“

„Ja, vor einigen Wochen. Nach dem Hindernis an der Hauptwache.“

„Großer Gott, Prinz, nun fangen auch Sie davon an. Diese Geschichte scheint im Palast wie in der Hütte verbreitet zu sein. Hätte ich gewußt, welch Aufhebens man davon machen würde, so wäre ich lieber dreimal um den Schloßplatz gegangen. Sogar in der Zeitung hat es gestanden, wie man mir sagt. Und nun hält natürlich die ganze Stadt mich für einen Teufel an Wildheit und Jähzorn. Aber ich bin das friedfertigste Geschöpf von der Welt und lasse mich nur nicht gern kommandieren. Bin ich ein Teufel, Gräfin? Ich verlange bündige Antwort.“

„Nein, Sie sind gut“, sagte die Gräfin Löwenjoul.

„Nun — gut, das ist wiederum zuviel gesagt, das geht zu weit nach der anderen Seite, Gräfin ...“

„Nein,“ sagte Klaus Heinrich, „nein, nicht zu weit. Ich glaube der Gräfin ganz fest ...“

„Viel Ehre. Wie ist die Kunde von dem Abenteuer denn eigentlich zu Eurer Hoheit gedrungen? Durch die Zeitung?“

„Ich war Augenzeuge“, sagte Klaus Heinrich.

„Augenzeuge?“

„Ja, gnädiges Fräulein. Ich stand zufällig am Fenster der Offizierswachtstube und habe alles von Anfang bis zu Ende mit angesehen.“

Fräulein Spoelmann errötete. Es war kein Zweifel, daß die perlblasse Haut ihres fremdartigen Gesichtchens sich dunkler färbte.

„Nun, Prinz, ich nehme an,“ sagte sie, „daß Sie im Augenblick nichts Besseres zu tun hatten.“

„Besseres?“ rief er. „Aber es war ja so schön zu sehen!

Ich gebe Ihnen mein Wort, gnädiges Fräulein, daß ich nie in meinem Leben ..."

Perceval, der mit anmutig gekreuzten Vorderpfoten neben Fräulein Spoelmann lag, erhob das Haupt mit angespannt gesammelter Miene und schlug mit dem Schweif den Teppich. Im selben Augenblick setzte der Butler sich in Bewegung. Er lief, so schnell die Schwere seines Leibes es gestattete, die Stufen hinab zu der hohen Seitentür, die sich dem Teetisch gegenüber befand, und raffte heftig die weißseidene Portiere, indem er sein Doppelkinn mit machtvollem Ausdruck in die Lüfte erhob. Samuel Spoelmann, der Milliardär, trat ein.

Er war zierlich gebaut und von eigenartiger Physiognomie. Aus seinem glattrasierten Gesicht mit den hitzigen Wangen sprang die Nase ungewöhnlich wagerecht hervor, und darüber lagen nahe beieinander seine kleinen Rundaugen, die von metallisch unbestimmtem Blauschwarz waren, wie bei kleinen Kindern und Tieren, und zerstreut und ärgerlich blickten. Der obere Teil seines Schädels war kahl, aber am Hinterkopf und an den Schläfen besaß Herr Spoelmann reichliches graues Haar, das auf eine bei uns nicht übliche Art gehalten war. Er trug es weder kurz noch lang, sondern hochaufliegend, voll, nur im Nacken abgeschnitten und um die Ohren rasiert. Sein Mund war klein und fein geschnitten. Gekleidet in einen schwarzen Schoßrock mit samtener Weste, auf der eine lange, dünne, altmodische Uhrkette lag, und weiche Lederschuhe an seinen kurzen Füßchen, näherte er sich mit mißmutigem und beschäftigtem Gesichtsausdruck rasch dem Teetisch; aber seine Miene erhellte sich, sie gewann Weichheit und Freude, sobald er seiner Tochter ansichtig wurde. Imma war ihm entgegengegangen.

„Guten Tag, verehrungswürdiges Väterchen", ſagte ſie; und ihre bräunlichen Kinderarme, von denen die offenen ziegelfarbenen Ärmel niederhingen, um ſeinen Nacken ſchlingend, küßte ſie ihn auf die Glatze, die er ihr darbot, indem er den Kopf neigte.

„Dir dürfte nicht unbekannt ſein," fuhr ſie fort, „daß Prinz Klaus Heinrich heute mit uns den Tee nimmt?"

„Nein, freut mich, freut mich", ſagte Herr Spoelmann gleichſam eilig und mit knarrender Stimme. „Bitte, ſich nicht ſtören zu laſſen!" ſagte er ebenſo. Und indem er mit dem Prinzen, der in geſchloſſener Haltung am Tiſche ſtand, einen Händedruck tauſchte (Herrn Spoelmanns Hand war mager und von der ungeſtärkten weißen Manſchette halb bedeckt), nickte er mehrmals irgendwohin nach der Seite. Dies war ſeine Art, Klaus Heinrich zu begrüßen. Er war fremd, krank und ein Sonderling an Reichtum. Er war entſchuldigt und alles Weiteren entbunden — Klaus Heinrich ſah es ein und bemühte ſich redlich, ſeine innere Verſtörung zu überwinden. „... Sind ja zu Hauſe hier, gewiſſermaßen", ſagte Herr Spoelmann noch, indem er die Anrede verſchluckte, und vorübergehend erſchien ein boshafter Ausdruck um ſeine raſierten Lippen. Dann veranlaßte er durch ſein Beiſpiel alle, ſich wieder zu ſetzen. Es war der Stuhl zwiſchen Imma und Klaus Heinrich, der Gräfin und der Verandatür gegenüber, den der Butler unter ihn ſchob.

Da Herr Spoelmann keine Miene machte, ſein Säumen zu entſchuldigen, ſagte Klaus Heinrich: „Ich höre mit Bedauern, daß Sie heute zu leiden hatten, Herr Spoelmann. Ich hoffe, es geht Ihnen beſſer?"

„Danke, beſſer, aber nicht gut", antwortete Herr Spoelmann knarrend. „Wieviel Löffel haſt du genommen?"

fragte er ſeine Tochter. Er meinte damit, wieviel Tee ſie in die Kanne geſchüttet habe.

„Vier", ſagte ſie. „Für jeden einen. Niemand ſoll ſagen, daß ich mein greiſes Väterchen dem Mangel ausſetze."

„Ach was", antwortete Herr Spoelmann. „Ich bin nicht greis. Man ſollte dir die Zunge ſtutzen." Und er nahm aus einer ſilbernen Büchſe eine Art Zwieback, die eigens für ihn da zu ſein ſchien, zerbrach das Gebäck und tauchte es ärgerlich in den goldfarbenen Tee, den er wie ſeine Tochter ohne Sahne und Zucker trank.

Klaus Heinrich begann von neuem: „Ich ſehe mit großer Spannung der Beſichtigung Ihrer Sammlung entgegen, Herr Spoelmann."

„Richtig", antwortete Herr Spoelmann. „Wollen meine Gläſer anſehen. Sind Liebhaber? Vielleicht auch Sammler?"

„Nein," ſagte Klaus Heinrich, „zum Sammeln bin ich bei aller Vorliebe noch nicht gekommen."

„Keine Zeit?" fragte Herr Spoelmann ... „Iſt der Offiziersdienſt ſo zeitraubend?"

Klaus Heinrich antwortete: „Ich tue nicht mehr Dienſt, Herr Spoelmann. Ich bin à la suite meines Regiments geſtellt. Ich trage die Uniform, das iſt alles."

„Ach ſo, zum Schein", ſagte Herr Spoelmann knarrend. „Was tun denn den ganzen Tag?"

Klaus Heinrich hatte aufgehört, Tee zu trinken, hatte alles von ſich geſchoben bei dieſem Geſpräch, das ſeine ganze Aufmerkſamkeit erforderte. Aufrecht ſaß er da und verantwortete ſich, während er fühlte, daß Imma Spoelmanns Blick groß, ſchwarz und forſchend auf ihm ruhte.

„Ich habe Pflichten bei Hofe, bei den Feſten und Zeremonien. Ich habe auch auf militäriſchem Gebiet zu repräſ-

ſentieren, bei Rekrutenvereidigungen und Fahnenweihen. Dann muß ich Empfänge abhalten, in Vertretung meines Bruders, des Großherzogs. Und dann gibt es kleine dienſtliche Reiſen, in die Ortſchaften des Landes, zu Enthüllungen und Einweihungen und anderen öffentlichen Feierlichkeiten."

„Ach ſo", ſagte Herr Spoelmann. „Zeremonien, Feierlichkeiten. So für die Gaffer. Na, dafür fehlt mir jedes Verſtändnis. Ich ſage Ihnen once for all, daß ich nichts halte von Ihrem Beruf. That's my standpoint, sir."

„Ich verſtehe vollkommen", ſagte Klaus Heinrich. Er hielt ſich aufrecht in ſeinem Majorsrock und lächelte ſchmerzlich.

„Nun, es will ja wohl auch das geübt ſein," fuhr Herr Spoelmann ein wenig ſanfter fort, „geübt und gelernt, wie es ſcheint. Ich für meine Perſon werde meiner Lebtage nicht aufhören, mich zu ärgern, wenn ich das Wundertier abgeben muß ..."

„Ich will hoffen," ſagte Klaus Heinrich, „daß unſere Bevölkerung es nicht an Rückſicht fehlen läßt ..."

„Danke, es geht", antwortete Herr Spoelmann. „Die Leute ſind wenigſtens gutmütig hier; es ſteht ihnen nicht gerade die Mordluſt in den Augen geſchrieben, wenn ſie glotzen."

„Überhaupt würde ich mich freuen, zu hören, Herr Spoelmann" — und Klaus Heinrich fühlte ſich beſſer, ſeit das Geſpräch ſich gewandt hatte und das Fragen an ihm war —, „daß es Ihnen trotz den ungewohnten Verhältniſſen dauernd bei uns gefällt."

„Danke," ſagte Herr Spoelmann, ich bin at ease. Und das Waſſer iſt ja nun mal das einzige, das mir ein bißchen hilft."

„Es iſt Ihnen nicht ſchwer geworden, Amerika zu verlaſſen?“

Ein Blick ſtreifte Klaus Heinrich, ein raſcher und mißtrauiſcher Blick von unten, den Klaus Heinrich nicht zu deuten wußte.

„Nein“, ſagte Herr Spoelmann, ſcharf und knarrend. Das war alles, was er auf die Frage antwortete, ob ihm der Abſchied von Amerika nicht ſchwer geworden ſei.

Eine Pauſe trat ein. Die Gräfin Löwenjoul hielt ihren kleinen, glattgeſcheitelten Kopf zur Seite geneigt und lächelte abweſend und madonnenhaft. Fräulein Spoelmann betrachtete Klaus Heinrich unverwandt aus großen, ſchwarzglänzenden Augen, als prüfe ſie die Wirkung, die ihres Vaters wunderliche Schroffheit auf den Gaſt hervorbringe — ja, Klaus Heinrich hatte den Eindruck, daß ſie mit Ruhe und Verſtändnis ſeines Aufbruchs und Abſchiedes auf Nimmerwiederkehren gewärtig ſei. Er begegnete ihrem Blick und blieb. Herr Spoelmann ſeinerſeits zog eine goldene Doſe hervor und entnahm ihr eine breite Zigarette, die, nachdem er ſie angezündet, einen köſtlichen Duft verbreitete.

„Mögen rauchen?“ fragte er dann ... Und da Klaus Heinrich fand, daß es nicht mehr darauf ankomme, ſo bediente auch er ſich, nach Herrn Spoelmann, aus der dargebotenen Doſe.

Es war dann, bevor man zur Beſichtigung der Gläſer ſchritt, noch von verſchiedenen Gegenſtänden die Rede — hauptſächlich zwiſchen Klaus Heinrich und Fräulein Spoelmann, denn die Gräfin war mit ihren Gedanken nicht gegenwärtig, und Herr Spoelmann warf nur dann und wann ein knarrendes Wort dazwiſchen —: vom hieſigen Hoftheater, von dem großen Schiff, auf welchem Spoel-

manns die Reiſe nach Europa zurückgelegt. Nein, nicht ihre Jacht hatten ſie dazu benutzt. Die hatte hauptſächlich dazu gedient, Herrn Spoelmann bei Sommershitze, wenn Imma und die Gräfin in Newport waren und ihn die Geſchäfte an die Stadt feſſelten, am Abend aufs Meer hinauszufahren, woſelbſt er auf Deck die Nächte verbracht hatte. Jetzt lag ſie wieder in Venedig. Aber über den Ozean hatte ein Rieſendampfer ſie gebracht, ein ſchwimmendes Hotel mit Konzertſälen und Sportplätzen. Fünf Stockwerke, ſagte Fräulein Spoelmann, habe er gehabt. „Von unten an gerechnet?“ fragte Klaus Heinrich. Und ſie antwortete unverzüglich: „Allerdings. Von oben hatte er ſechs.“ Er ließ ſich verwirren, verſtand gar nichts mehr und merkte lange nicht, daß er verſpottet wurde. Dann ſuchte er, ſich zu erklären, ſeine einfältige Frage zu rechtfertigen, darzutun, daß er gemeint habe, ob ſie alles mitrechne, auch die Räume unter Waſſer, ſozuſagen die Kellerräume — kurz, zu beweiſen, daß es ihm keineswegs an Scharfſinn fehle, und ſtimmte ſchließlich in die Heiterkeit ein, die das Ergebnis dieſes Unternehmens war. Was das Hofſchauſpiel betraf, ſo fand Fräulein Spoelmann, indem ſie die Lippen rümpfte und ihr Köpfchen hin und her wandte, daß der Vertreterin des naiven Faches eine Kur in Marienbad, verbunden mit einem Kurſus im Tanz- und Anſtandsunterricht, nicht warm genug empfohlen werden könne, während dem Heldendarſteller zu bedeuten ſei, daß man ſich eines Organes von dem Wohllaut des ſeinen ſelbſt im Privatleben nur mit äußerſter Zurückhaltung bedienen ſollte ... unbeſchadet ihrer, des Fräuleins Spoelmann hoher Achtung vor dem in Rede ſtehenden Kunſtinſtitut.

Klaus Heinrich lachte und ſtaunte, ein kleines Weh im Herzen, über ſo viel Behendigkeit. Wie gut ſie ſprach, wie

ſcharf und blinkend ſie die Worte fügte! Man plauderte auch von Stücken, von Opern und Schauſpielen, die dieſen Winter in Szene gegangen, und Imma Spoelmann widerſprach dem Urteil Klaus Heinrichs, widerſprach ihm auf jeden Fall, gerade als ſchiene es ihr ſchimpflich, nicht zu widerſprechen, ſetzte ihn matt im Handumdrehen mit der luſtigen Übermacht ihrer Zunge, und ihre großen ſchwarzen Augen in dem perlblaſſen Geſichtchen ſchimmerten vor Freude am guten Wort, während Herr Spoelmann, ſchräg zurückgelehnt, die breite Zigarette zwiſchen den raſierten Lippen und blinzelnd vor ihrem Rauch, ſeine Tochter mit zärtlichem Wohlgefallen betrachtete.

Mehr als einmal empfand Klaus Heinrich in ſeinem Geſicht die kleine ſchmerzliche Verzerrung, die er damals in dem der guten Schweſter-Oberin geſehen, und dennoch glaubte er deutlich zu erkennen, daß es nicht Imma Spoelmanns Meinung war, zu verletzen, daß ſie den andern nicht als gedemütigt betrachtete, wenn er ihr nicht Widerpart zu halten vermochte, daß ſie vielmehr ſeine armen Antworten gelten ließ, als ſei ſie der Anſicht daß er die Wehr des Witzes nicht nötig habe — nur ſie. Aber wie das und warum? Er mußte an Überbein denken bei manchen von ihren Scharfzüngigkeiten, an den wortgewandt rodomontierenden Doktor Überbein, der ein Malheur von Geburt war und unter Bedingungen aufgewachſen, die er die guten nannte. Eine elende Jugend, Einſamkeit und Ausgeſchloſſenheit vom Glücke, von der Bummelei des Glücks, man ſetzte kein Fett an dabei, man kannte kein Behagen und ſah ſich ſcharf und klar auf ſeine Fähigkeiten angewieſen, was ſicher ein Vorteil vor denen war, die „es nicht nötig hatten". Aber Imma Spoelmann ſaß weich in ihrem rotgoldenen Kleide am Tiſche im Saal, in läſſiger

Haltung, mit launisch verwöhnten Mienen, saß in üppiger Sicherheit, während ihre Rede scharf ging wie dort, wo es gilt, wo Helligkeit, Härte und wachsamer Witz zum Leben geboten sind. Warum doch? Klaus Heinrich bemühte sich innig, das zu ergründen, während man über Ozeandampfer und Theaterstücke sprach. Aufrecht, in unbedingt beherrschter Haltung und ohne sich bequeme Abspannung zu erlauben, saß er am Tisch, indem er seine linke Hand verbarg, und manchmal traf ihn ein schief gehässiger Blick aus den Augen der Gräfin Löwenjoul.

Ein Diener erschien und überreichte Herrn Spoelmann auf silberner Platte ein Telegramm. Herr Spoelmann riß es ärgerlich auf, durchlas es blinzelnd, den Rest einer Zigarette im Mundwinkel, und warf es auf die Platte zurück mit der kurzen Anordnung: „Mister Phlebs". Hierauf zündete er sich verdrießlich eine neue Zigarette an. Fräulein Spoelmann sagte: „Das ist, trotz gemessener ärztlicher Vorschrift, die fünfte Zigarette, die du heute nachmittag rauchst. Ich verhehle dir nicht, daß die zügellose Leidenschaft, mit der du dich dem Laster überläßt, deinen grauen Haaren nicht wohlansteht."

Man sah, daß Herr Spoelmann zu lachen versuchte, und dann sah man, daß es ihm nicht gelang, daß er den starken und scharfen Klang der Worte nicht ertrug und das Blut ihm zu Kopfe fuhr.

„Schweig!" knarrte er bitterböse. „Du denkst immer, daß im Scherze alles zu sagen erlaubt ist. Aber ich verbitte mir deine Keckheiten, du Schwätzerin!"

Klaus Heinrich blickte erschüttert auf Imma, die groß und erschreckt in ihres Vaters jähzorniges Antlitz sah und dann traurig das dunkle Köpfchen senkte. Gewiß, sie hatte sich ergötzt an den düster großen und fremden Worten,

die ſie ſpöttiſch handhabte, hatte Heiterkeit zu erregen erwartet und war nun zufällig ſo übel angelaufen. „Väterchen, aber kleines Väterchen!“ ſagte ſie bittend und ging ihm, Herrn Spoelmann die hitzige Wange zu ſtreicheln. „Ach was,“ murrte er noch, „du biſt auch nicht größer.“ Aber dann ließ er ſich ſchmeicheln, bot ihr die Glatze zum Kuſſe dar und gab ſich zufrieden. Klaus Heinrich erinnerte an die Gläſer, als der Friede hergeſtellt war, und ſo verließ man den Teetiſch und begab ſich hinüber in den anſtoßenden Sammlungsſaal, mit Ausnahme der Gräfin Löwenjoul, die ſich mit tiefer Verbeugung zurückzog. Herr Spoelmann ließ nebenan die elektriſchen Kerzen der Lüſter erglühen.

Schöne Schränke im Geſchmacke des ganzen Schloſſes, bauchig und mit gewölbten Glastüren, umſtanden abwechſelnd mit ſeidenen Prunkſtühlen das ganze Gemach, und ſie enthielten Herrn Spoelmanns Kunſtgläſerſammlung. Ja, das war offenbar die lückenloſeſte Sammlung beider Welten, und das Glas, das Klaus Heinrich erworben, war freilich nur ein beſcheidenes Beiſpielchen daraus. Sie begann in einem Winkel des Saales mit den früheſten Luxuserzeugniſſen des Gewerbezweiges, mit heidniſch bemalten Funden aus den Kulturen der Urzeit, ſetzte ſich fort über die Kunſtprodukte des Morgen- und Abendlandes und aller Zeitabſchnitte, wies umkränzte, verſchnörkelte und reichgeſtaltete Vaſen und Kelche aus den Bläſereien Venedigs und koſtbare Stücke aus böhmiſchen Hütten auf, deutſche Humpen, bilderreiche Zunft- und Kurfürſtengläſer, untermiſcht mit fratzenhaften Tiergeſtaltungen und Scherzgebilden, große Kriſtallpokale, die an das Glück von Edenhall im Liede erinnerten, und in deren Schliffen das Licht ſich prunkend brach, Rubingläſer, die glühten gleich dem

Heiligen Gral, und edelſte Beiſpiele endlich für den neueſten Aufſchwung der Kunſt, überzarte Glasblüten auf unendlich gebrechlichen Stielen und Ziergläſer im modiſchen Formengeſchmack, die mittels des Dampfes verflüchtigter Edelmetalle mit ſchillerndem Farbenſchmelz überzogen waren. Zu dritt und gefolgt von Perceval, der ebenfalls zuſchaute, ging man langſam auf Teppichen um den Saal, und Herr Spoelmann erklärte mit knarrender Stimme die Herkunft einzelner Stücke, indem er ſie mit ſeiner mageren, von der ungeſtärkten Manſchette halbbedeckten Hand behutſam von den Sammetborden nahm und gegen das Glühlicht hielt.

Klaus Heinrich hatte Übung im Beſichtigen, in Erkundigungen und höchſt anerkennenden Äußerungen, und darum war er imſtande, zu gleicher Zeit über Imma Spoelmanns Redeweiſe nachzudenken, ihre ſeltſame Redeweiſe, die ihn ſchmerzlich beſchäftigte. Was ſie nicht alles ſagte mit ihren vorgeſchobenen Lippen! Was für Worte ſie leichthin im Munde führte! „Leidenſchaft“, „Laſter“, wie kam ſie dazu, ſie zu beherrſchen und ſich ihrer ſo keck zu bedienen? Hatte die Gräfin Löwenjoul, die auf verwirrte Art ebenfalls von ſolchen Dingen redete und offenbar ſchreckliche Einblicke getan hatte, ſie nicht als vollkommen unwiſſend bezeichnet? Das war zweifellos zutreffend, denn war ſie nicht ein Sonderfall von Geburt wie er, aufgewachſen in Reinheit und Feinheit, ausgeſchloſſen von dem Treiben der Leute und unteilhaft der wilden Dinge, die im wirklichen Leben jenen düſter großen Wörtern entſprachen? Aber der Wörter hatte ſie ſich bemächtigt und führte ſie in geſchliffener Rede daher, indem ſie ſich darüber luſtig machte. Ja, ſo war es: dies ſcharfe und ſüße Geſchöpf in ſeinem rotgoldenen Kleide, es lebte in Redensarten, es kannte vom Leben nicht mehr als die Worte, es

ſpielte mit den ernſteſten und furchtbarſten wie mit bunten Steinen und begriff nicht, wenn es Ärgernis damit erregte! — Klaus Heinrichs Herz war voller Mitgefühl, während er dies bedachte.

Es war faſt ſieben Uhr, als er bat, nach ſeinem Wagen zu ſchicken — etwas beunruhigt über ſein langes Verweilen in Hinſicht auf den Hof und das Publikum. Sein Aufbruch rief einen neuen furchtbaren Anfall Percevals, des Colliehundes, hervor. Jede Veränderung oder Unterbrechung eines Zuſtandes ſchien das edle Tier um ſein ſeeliſches Gleichgewicht zu bringen. Bebend, mit raſendem Gebell und jeder Beſchwichtigung unzugänglich, ſtürmte er durch die Gemächer, die Vorhalle und die Treppe auf und nieder, ſo daß die Abſchiedsworte im Lärm erſtarben. Der Butler erwies dem Prinzen die Honneurs bis hinunter in den Flur mit den Götterbildern. Herr Spoelmann begleitete ihn keineswegs. Fräulein Spoelmann machte den Satz verſtändlich: „Ich halte mich verſichert, daß der Aufenthalt im Schoße unſerer Familie Sie mit Entzücken erfüllt hat, Prinz.“ Und es war ungewiß, ob ihr Spott der Redensart „im Schoße unſerer Familie“ oder der Sache ſelber galt. Jedenfalls wußte Klaus Heinrich ihr faſt nichts zu erwidern. In einen Winkel ſeines Coupés gelehnt, ein wenig wund und zerſchlagen, aber auch erfriſcht von der ungewohnten Behandlung, die ihm widerfahren, fuhr er heim, durch den dunklen Stadtgarten nach Eremitage, kehrte zurück in ſeine enthaltſamen Empireſtuben, woſelbſt er mit den Herren von Schulenburg-Treſſen und Braunbart-Schellendorf zu Abend ſpeiſte. Am folgenden Tage las er den Vermerk des „Eilboten“. Er lautete einfach dahin, daß geſtern Seine Königliche Hoheit Prinz Klaus Heinrich auf Schloß Delphinenort den Tee ge-

nommen und die berühmte Kunſtgläſerſammlung des Herrn Spoelmann in Augenſchein genommen habe.

Und Klaus Heinrich fuhr fort, ſein unſachliches Leben zu führen und ſeinen hohen Beruf zu üben. Er ſprach ſeine gnädigen Worte, vollführte ſeine Handbewegungen, repräſentierte bei Hofe und auf dem Ballfeſt beim Konſeilpräſidenten, erteilte Freiaudienzen, frühſtückte in der Offizierſpeiſeanſtalt der Leibgrenadiere, zeigte ſich im Hoftheater und ſchenkte dieſer und jener Ortſchaft des Landes ſeine feſtliche Anweſenheit. Lächelnd und mit geſchloſſenen Abſätzen waltete er der Form und tat in unbedingt gefaßter Haltung ſeine ſchwierige Pflicht, obwohl er zu dieſer Zeit über ſo manches nachzudenken hatte, über den hitzigen Herrn Spoelmann, die verwirrte Gräfin Löwenſoul, den tollen Percy und namentlich auch über Imma, die Tochter des Hauſes. Manche Frage, die ſein erſter Beſuch in „Delphinenort“ ihm aufgegeben, war er jetzt noch nicht zu beantworten in der Lage, ſondern erhielt die Löſung erſt im weiteren Laufe des Verkehrs mit dem Hauſe Spoelmann, den er unter angeſpannter und ſchließlich fieberhafter Teilnahme der Öffentlichkeit aufrechterhielt, und der ſeine nächſte Fortſetzung damit fand, daß der Prinz eines Tages in aller Morgenfrühe zum Erſtaunen der Herrſchaft, der Dienerſchaft und ſeiner ſelbſt, ja, gewiſſermaßen willenlos und wie vom Schickſal ergriffen, allein und zu Pferd auf „Delphinenort“ erſchien, um das Fräulein, das er obendrein in ſeinen mathematiſchen Studien ſtörte, zu einem Spazierritt abzuholen.

Die Macht des Winters war früh gebrochen in dieſem auf immer denkwürdigen Jahr. Nachdem der Januar mild vergangen, ſetzte ſchon Mitte Februar mit Vogelſang, Sonnengold und ſüßen Lüften ein Vorfrühling ein,

und als Klaus Heinrich am Morgen des erſten von dieſen hoffnungsvollen Tagen auf Schloß Eremitage in ſeinem alten und geräumigen Mahagonibett erwachte, von deſſen einem Pfoſten die kugelförmige Bekrönung abgebrochen und verlorengegangen war, fühlte er ſich wie von ſtarker Hand berührt und unwiderſtehlich zu friſchen Taten aufgefordert.

Er zog die Klingel nach Neumann (denn es gab nur Klingelzüge auf Eremitage) und erteilte Weiſung, daß binnen einer Stunde Florian geſattelt ſein möge. Ob auch für den Lakaien ein Pferd bereitgemacht werden ſolle? Nein, nicht nötig; Klaus Heinrich erklärte, allein reiten zu wollen. Dann gab er ſich zur morgendlichen Herſtellung in Neumanns gewiſſenhafte Hände, frühſtückte drunten im Gartenzimmer mit Ungeduld und ſtieg am Fuße der kleinen Terraſſe zu Pferde. Die geſpornten Reitſtiefel in den Steigbügeln, in der braun behandſchuhten Rechten die gelbledernen Zügel und die Linke unter dem offenen Mantel in die Hüfte geſtemmt, ritt er im Schritt durch den zarten Morgen, indem er über ſich im noch nackten Gezweig die Vögel ſuchte, deren Zwitſchern er hörte. Er ritt durch den öffentlichen Teil ſeines Parks, durch den Stadtgarten und den Grund von „Delphinenort“. Halb zehn Uhr kam er an. Die Überraſchung war groß.

Am Hauptportal übergab er Florian einem engliſchen Stallknecht Der Butler, der in Hausſtandsgeſchäften quer durch die Halle mit dem Moſaikfußboden kam, ſtand ſtill und entgeiſtert, als er Klaus Heinrich gewahrte. Auf die Frage, die der Prinz mit heller und gleichſam übermütiger Stimme nach den Damen tat, antwortete er überhaupt nicht, ſondern wandte ſich ratlos der Marmortreppe zu, blickte ſtumm von Klaus Heinrich hinauf zu ihrer Höhe; denn dort ſtand Herr Spoelmann.

Wie es ſchien, ſo hatte er kürzlich ſein Frühſtück beendet und befand ſich in behaglicher Laune. Er hielt die Hände in die Hoſentaſchen verſenkt, wobei er den Hausflaus, den er trug, von der Sammetweſte zurückkraffte, und der bläuliche Rauch der Zigarette zwiſchen ſeinen Lippen machte ihn blinzeln. „Na, junger Prinz?“ ſagte er und ſchaute hinunter ...

Klaus Heinrich eilte ſalutierend auf dem roten Läufer die Stufen hinan. Ihm war, als ob nur durch Schnelligkeit und ſozuſagen im Sturm das Ungeheuerliche der Lage zu bewältigen ſei.

„Sie werden erſtaunt ſein, Herr Spoelmann,“ ſagte er — „zu dieſer Stunde ...“ Er war außer Atem und erſchrak ſehr darüber: ſo wenig war er dieſes Zuſtandes gewohnt.

Herr Spoelmann antwortete ihm durch Miene und Schultergebärde, daß er ſich zu faſſen wiſſe, immerhin aber auf eine Erklärung begierig ſei.

„Es handelt ſich um eine Verabredung ...“ ſagte Klaus Heinrich. Er ſtand zwei Stufen unter dem Milliardär und ſprach zu ihm hinauf. „Eine Verabredung zum Spazierritt zwiſchen Fräulein Imma und mir ... Ich habe verſprochen, den Damen die Faſanerie oder den Hofjäger zu zeigen ... Fräulein Imma kennt faſt nichts von der Umgegend, wie ſie mir geſagt hat. Am erſten ſchönen Tage war vereinbart ... Nun iſt es ſo ſchön heute ... Es iſt natürlich Ihre Zuſtimmung erforderlich ...“

Herr Spoelmann hob die Schultern und machte einen Mund dazu, als wollte er ſagen: „Zuſtimmung — wieſo?“

„Meine Tochter iſt erwachſen“, ſagte er. „Ich pflege ihr nicht dreinzureden. Reitet ſie, ſo reitet ſie. Aber ich

glaube, sie hat keine Zeit. Müssen sich selbst erkundigen. Da drinnen sitzt sie." Und Herr Spoelmann wies, indem er beiseitetrat, mit dem Kinn nach der Teppichtür, durch die Klaus Heinrich schon einmal geschritten war.

„Danke!" sagte Klaus Heinrich. „Ja, dann gehe ich selbst." Und er erstieg vollends die Treppe, schlug mit entschlossener Bewegung den gewirkten Vorhang auseinander und stieg die Stufen hinab in den durchsonnten, von Pflanzenduft erfüllten Wintergarten.

Vor dem rieselnden Brunnen und dem Wasserbecken mit den künstlich gefiederten Enten saß Imma Spoelmann, indem sie dem Eintretenden fast völlig den Rücken zuwandte, über ein Tischchen gebeugt. Ihr Haar war aufgelöst. Blauschwarz und glänzend floß es zu beiden Seiten von ihrem Scheitel hinab, verhüllte ihren Oberkörper und ließ nichts erkennen, als einen Schatten von dem stumpfen und kindlichen Viertelsprofil ihres Gesichtchens, das bleich wie Elfenbein gegen die Finsternis des Haares erschien. So eingehüllt gab sie sich ihren Studien hin, bearbeitete die Aufzeichnungen eines neben ihr liegenden Kollegheftes, indem sie die Lippen auf den schmalen Rücken ihrer Linken gesenkt hielt und mit durchgedrücktem Zeigefinger den Füllfederhalter führte.

Auch die Gräfin war anwesend, ebenfalls mit Schreiben beschäftigt. Sie saß in einiger Entfernung unter der Palmengruppe, wo Klaus Heinrich zuerst mit ihr geplaudert, und schrieb aufrecht, mit zur Seite geneigtem Kopfe, auf Briefbogen, von denen ein Häuflein, dicht bekritzelt, neben ihr lag. Das Klirren von Klaus Heinrichs Sporen ließ sie aufsehen. Sie blickte ihn zwei Sekunden lang, den langen, spindelförmigen Federhalter in der Hand, mit gekniffenen Augen an; dann erhob sie sich zur Verbeugung. „Imma",

ſagte ſie. „Seine Königliche Hoheit Prinz Klaus Heinrich iſt da.“

Fräulein Spoelmann wandte ſich raſch auf ihrem Korbſeſſel, ſchüttelte ihr Haar zurück und ſah den Eindringling mit großen, erſchrockenen Augen an, ohne zu ſprechen, bis Klaus Heinrich mit militäriſchem Gruß den Damen einen guten Morgen geboten hatte. Dann ſagte ſie mit ihrer gebrochenen Stimme: „Auch Ihnen guten Morgen, Prinz. Sie kommen aber zu ſpät zum erſten Frühſtück. Wir ſind längſt fertig.“

Klaus Heinrich lachte.

„Nun, es iſt gut,“ ſagte er, „daß beide Teile gefrühſtückt haben. Denn ſo können wir ja ungeſäumt reiten.“

„Reiten?“

„Ja, unſerer Verabredung gemäß.“

„Unſerer Verabredung?“

„Nein, Sie dürfen das nicht vergeſſen haben!“ ſagte er bittend. „Habe ich nicht verſprochen, Ihnen die Umgegend zu zeigen? Wollten wir nicht zuſammen reiten bei ſchönem Wetter? Nun, der Tag iſt herrlich. Sehen Sie hinaus ...“

„Der Tag iſt nicht übel,“ ſagte ſie, „aber Sie finde ich ſtürmiſch, Prinz. Ich kann mich erinnern, daß etwas von Reiten in Ausſicht genommen wurde — aber doch nicht in ſo nahe? Wie wäre es denn wenigſtens mit einer kleinen Benachrichtigung, einer Anfrage geweſen, wenn Euere Hoheit das Wort genehmigen? Sie werden mir einräumen, daß ich ſo nicht wohl in die Umgegend reiten kann.“

Und ſie ſtand auf, um ihr Morgenkleid zu zeigen, das aus einem taillenloſen Fluß von ſchillernder Seide und einem offenen grünſamtenen Jäckchen beſtand.

„Nein,“ ſagte er, „leider, das können Sie leider nicht.

Aber ich warte hier, während die Damen ſich umkleiden. Es iſt ja früh ...“

„Ausnehmend früh. Aber zweitens ging ich eben ein wenig meiner harmloſen Beſchäftigung nach, wie Sie ſahen. Ich habe um elf Uhr Kolleg.“

„Nein,“ rief er, „heute dürfen Sie keine Algebra treiben, Fräulein Imma, oder im luftleeren Raume ſpielen, wie Sie es nennen! Sehen Sie doch die Sonne! ... Darf ich ...?“ Und er trat zum Tiſchchen und nahm das Kollegheft zur Hand.

Was er ſah, war ſinnverwirrend. In einer krauſen, kindlich dick aufgetragenen Schrift, die Imma Spoelmanns beſondere Federhaltung erkennen ließ, bedeckte ein phantaſtiſcher Hokuspokus, ein Hexenſabbat verſchränkter Runen die Seiten. Griechiſche Schriftzeichen waren mit lateiniſchen und mit Ziffern in verſchiedener Höhe verkoppelt, mit Kreuzen und Strichen durchſetzt, ober- und unterhalb wagrechter Linien bruchartig aufgereiht, durch andere Linien zeltartig überdacht, durch Doppelſtrichelchen gleichgewertet, durch runde Klammern zu großen Formelmaſſen vereinigt. Einzelne Buchſtaben, wie Schildwachen vorgeſchoben, waren rechts oberhalb der umklammerten Gruppen ausgeſetzt. Kabbaliſtiſche Male, vollſtändig unverſtändlich dem Laienſinn, umfaßten mit ihren Armen Buchſtaben und Zahlen, während Zahlenbrüche ihnen voranſtanden und Zahlen und Buchſtaben ihnen zu Häupten und Füßen ſchwebten. Sonderbare Silben, Abkürzungen geheimnisvoller Worte, waren überall eingeſtreut, und zwiſchen den nekromantiſchen Kolonnen ſtanden geſchriebene Sätze und Bemerkungen in täglicher Sprache, deren Sinn gleichwohl ſo hoch über allen menſchlichen Dingen war, daß man ſie

leſen konnte, ohne mehr davon zu verſtehen als von einem Zaubergemurmel.

Klaus Heinrich ſah auf zu der kleinen Geſtalt, die in ſchillerndem Kleide, behangen von den ſchwarzen Gardinen ihres Haares, neben ihm ſtand und in deren fremdartigem Köpfchen dies alles Sinn und hohes, ſpielendes Leben hatte. Er ſagte: „Und über dieſen gottloſen Künſten wollen Sie den ſchönen Vormittag verſäumen?“

Sie blickte ihn eine Weile befremdet, mit großen, redenden Augen an. Dann erwiderte ſie mit vorgeſchobenen Lippen: „Es ſcheint, daß Euere Hoheit ſich ſchadlos halten will für den Mangel an Verſtändnis, der hier neulich in Hinſicht auf Ihren eigenen Beruf zum Ausdruck kam.“

„Nein,“ ſagte er, „nein, nicht ſo! Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihrem Studium die höchſte Ehrfurcht entgegenbringe. Es ängſtigt mich, das gebe ich zu, ich habe niemals etwas davon begriffen. Und auch das gebe ich zu, daß ich es heute ein wenig verabſcheue, weil es uns ſoll hindern dürfen, zu reiten ...“

„Oh, ich bin es nicht allein, die Sie aus ihrer Tätigkeit reißen, Prinz! Da iſt drittens die Gräfin. Sie ſchrieb. Sie zeichnet ihre Lebenserinnerungen auf, nicht für die Welt, aber für den engeren Gebrauch, und ich will mich verbürgen, daß ein Werk daraus wird, woraus ſowohl Sie, Prinz, wie ich, viel Neues werden lernen können.“

„Ich bin deſſen ganz ſicher. Aber ebenſo ſicher bin ich, daß die Frau Gräfin nicht fähig iſt, Ihnen, Fräulein Imma, eine Bitte abzuſchlagen.“

„Und mein Vater? Wir ſind beim vierten Bedenken. Sie kennen den Tigerſinn meines Vaters. Wird er ſeine Einwilligung geben?“

„Er hat ſie gegeben ‚Reitet ſie, ſo reitet ſie‘, das ſind ſeine Worte ...“

„Sie haben ſich ſeiner im voraus verſichert? Nun fange ich an, Ihre Umſicht zu bewundern, Prinz. Sie ſind wie ein Feldherr vorgegangen, obgleich Sie nicht wirklich Soldat ſind, ſondern nur zum Schein, wie Sie uns neulich erzählten. Aber es iſt noch ein fünfter Gegenſtand da, und der iſt ausſchlaggebend. Es wird regnen.“

„Nein, das iſt hinfällig, was Sie da ſagen. Der Himmel ſtrahlt ...“

„Es wird regnen. Die Luft iſt viel zu weich. Ich habe es feſtgeſtellt, als wir vorm Frühſtück im Quellengarten waren. Kommen Sie zum Barometer, wenn Sie mir nicht glauben. In der Halle hängt es ...“

Wirklich traten ſie hinaus in die Teppichhalle, wo neben dem Marmorkamin ein großes Wetterglas hing. Auch die Gräfin ſchloß ſich an. Klaus Heinrich ſagte: „Es iſt geſtiegen.“

„Euere Hoheit belieben ſich zu irren“, antwortete Fräulein Spoelmann. „Die Parallaxe täuſcht Sie.“

„Das verſtehe ich nicht.“

„Die Parallaxe führt Sie irre.“

„Ich weiß nicht, was das iſt, Fräulein Imma. Es iſt wie mit den Adirondacks. Ich habe nicht viel gelernt, das hängt mit meiner Art von Daſein zuſammen. Sie müſſen Nachſicht haben.“

„Oh, ich bitte um gnädigſte Entſchuldigung. Ich hätte mich erinnern müſſen, daß man volkstümlich mit Euerer Hoheit zu reden hat. Sie ſtehen ſchief vor dem Zeiger, darum ſcheint er Ihnen geſtiegen. Wenn Sie ſich entſchließen würden, genau davor zu treten, ſo würden Sie ſehen, daß der ſchwarze keineswegs über den goldenen

hinausgegangen, sondern sogar ein bißchen zurückgewichen ist ..."

„Ich glaube wahrhaftig. Sie haben recht", sagte Klaus Heinrich betrübt. „Und also ist der Luftdruck doch höher, als ich dachte!"

„Er ist niedriger, als Sie dachten."

„Wenn das Quecksilber gefallen ist?"

„Das Quecksilber fällt bei niedrigem Druck und nicht bei hohem, Königliche Hoheit."

„Nun verstehe ich gar nichts mehr."

„Ich glaube, Prinz, Sie übertreiben Ihre Unwissenheit in scherzhafter Weise, um die Grenzen derselben zu verwischen. Aber da der Luftdruck so hoch ist, daß das Quecksilber fällt, was freilich auf eine schwere Verirrung der Natur deutet, so wollen wir denn reiten, Gräfin — was meinen Sie? Ich will es nicht verantworten, den Prinzen wieder heimzuschicken, da er einmal gekommen ist. Er möge sich da drinnen gedulden, bis wir fertig sind ..."

Als Imma Spoelmann und die Gräfin in den Wintergarten zurückkehrten, waren sie zum Reiten gekleidet, Imma in ein geschlossenes schwarzes Wollkleid mit Brusttaschen und einem Dreispitz aus schwarzem Filz dazu, die Gräfin in schwarzes Tuch mit einem gestärkten Herren-Vorhemd und hohem Hut. Sie gingen miteinander die Treppe hinunter, durch die Mosaikhalle, und traten ins Freie hinaus, wo zwischen dem Säulenportal und dem großen Bassin zwei Stallknechte mit den Pferden warteten. Sie saßen aber noch nicht im Sattel, als mit einem hohen und jaulenden Geheul, das der Ausdruck seiner äußersten Leidenschaft war, Perceval, der Colliehund, geifernd und an wütender Schnellkraft einer Windsbraut gleich, aus dem

Schloſſe brauſte und um die Pferde, die unruhig die Köpfe warfen, einen tobenden Drehtanz zu vollführen begann.

„Da haben wir's", ſagte Imma im Lärm und klopfte der ſcheuenden Fatme den Hals. „Es war ihm nicht zu verheimlichen. Im letzten Augenblick hat er alles entdeckt. Nun kommt er mit, und zwar nicht ohne Aufhebens von der Sache zu machen. Stehen wir ab von unſerem Beginnen, Prinz?"

Aber obgleich Klaus Heinrich verſtand, daß man ebenſogut den Bedienten mit einer ſilbernen Drommete ſich hätte können voranreiten laſſen, damit er durch ſein Getön die Teilnahme der Öffentlichkeit an dieſem Ausritt erzwinge, ſo ſagte er doch trotzig und froh, daß Perceval nur mitkommen möge; er gehöre dazu und müſſe auch ſeinerſeits die Umgegend kennenlernen.

„Wohin nun alſo?" fragte Imma, als es im Schritt durch die breite Kaſtanienzufahrt ging. Sie ritt zwiſchen Klaus Heinrich und der Gräfin. Perceval lärmte voran.

Der engliſche Reitknecht, mit Roſettenhut und gelben Stulpen, folgte in gemeſſener Entfernung.

„Der Hofjäger iſt hübſch," antwortete Klaus Heinrich, „aber zur Faſanerie iſt es ein bißchen weiter, und wir haben ja Zeit bis zum Frühſtück. Ich würde den Damen das Schloß gern zeigen. Ich habe da als Knabe drei Jahre verlebt. Es war ein Konvikt, wiſſen Sie, mit Lehrern und Mitſchülern. Ich habe dort meinen Freund Überbein kennengelernt, Doktor Überbein, meinen liebſten Lehrer."

„Sie haben einen Freund?" fragte Fräulein Spoelmann gewiſſermaßen erſtaunt und ſah ihn an. „Von dem müſſen Sie mir einmal erzählen", fügte ſie hinzu. „Und auf Schloß Faſanerie ſind Sie erzogen worden? Dann müſſen wir es

ſehen, denn das iſt offenbar auch Ihre Überzeugung. Trab!“ ſagte ſie, da man in einen erdigen Reitweg eingelenkt war. „Da liegt Ihre Einſiedelei, mein Prinz ... Entenfutter iſt auf Ihrem Teiche in hinlänglichen Mengen vorhanden ... Ich denke, wir laſſen den Quellengarten hübſch ſeitwärts liegen, wenn es ſich machen läßt.“

Klaus Heinrich war es zufrieden, und ſo verließen ſie die Parkgegend und trabten querfeldein, um die Landſtraße zu gewinnen, die in nordweſtlicher Richtung zu dem geſetzten Ziele führte. Im Stadtgarten waren ſie von einigen Spaziergängern begrüßt und beſtaunt worden, wofür Klaus Heinrich, die Hand am Mützenſchirme, Imma Spoelmann mit ernſthaften und ein wenig befangenen Neigungen ihres ſchwarzbleichen Köpfchens im Dreiſpitz gedankt hatte. Nun waren ſie im Freien und brauchten keiner Begegnungen mehr gewärtig zu ſein. Auf der Chauſſee zog dann und wann ein bäuerliches Fuhrwerk dahin, oder ein Radfahrer arbeitete ſich gebückt des Weges. Aber ſie hielten ſich zuſeiten der Straße im Wieſengelände, wo es ſich ſanfter und freier ritt. Perceval tänzelte rückwärts vor den Pferden her, beſtändig in Unraſt und fiebriger Erwartung, beſtändig in drehender, trippelnder, wedelnder Bewegung — ſein Atem flog, ſeine Zunge hing lang aus dem geifernden Rachen, und manchmal löſte die unvernünftige Qual ſeiner Nerven ſich in kurzen, ſeufzerartigen Schreien. Später toſte er im Weiten, verfolgte mit aufgerichteten Ohren in hohen und kurzen Sprüngen irgendein Lebeweſen am Boden und ſetzte in wilder Jagd einem flüchtigen Haſen nach, während ſein ausgelaſſenes Gebell unter dem offenen Himmel verhallte.

Man ſprach von Fatme, die Klaus Heinrich zum erſtenmal aus ſolcher Nähe ſah und herzlich bewunderte. Auf

ihrem langen, muskulösen Hals trug Fatme hoffärtig nickend einen kleinen Kopf mit feurig schielenden Augen; sie hatte die zierlichen Beine der arabischen Typs und einen wallenden Silberschweif. Weiß wie der Mondstrahl, war sie weiß gesattelt und gegürtet und mit weißem Leder gezäumt. Florian, ein etwas schläfriger Brauner mit kurzem Rücken, gestutzter Mähne und gelben Fesselbinden, erschien hausbacken wie ein Esel neben der vornehmen Fremden, obgleich er sorgfältig gehalten war. Die Gräfin Löwensoul ritt eine große Falbe namens Isabeau. Sie saß vortrefflich zu Pferde, unterstützt von ihrer hohen und straffen Gestalt; aber ihren kleinen Kopf im Herrenhut hielt sie zur Seite geneigt, und ihre Lider waren zwinkernd zusammengezogen. Klaus Heinrich richtete hinter Fräulein Spoelmanns Rücken das Wort an sie, indem er sich im Sattel rückwärts bog; aber sie antwortete nicht, fuhr vielmehr fort, mit halbgeschlossenen Augen und einem madonnenhaften Ausdruck kurz vor sich hinzublicken, und Imma sagte: „Lassen wir die Gräfin, Prinz, sie ist zerstreut."

„Ich will nicht hoffen," sagte er, „daß die Frau Gräfin sich uns widerwillig angeschlossen hat." Und er war aufrichtig bestürzt, als Imma Spoelmann gelassen antwortete: „Die Wahrheit zu sagen, das könnte sein."

„Ihrer Aufzeichnungen wegen?" fragte er.

„Ach, die Aufzeichnungen. Die sind so dringlich nicht und mehr ein Zeitvertreib — obgleich ich mir unterderhand manches Lehrreiche davon verspreche. Aber ich will Ihnen nicht verschweigen, Prinz, daß die Gräfin nicht sonderlich gut auf Sie zu sprechen ist. Sie hat sich mir gegenüber in diesem Sinne geäußert. Sie seien hart und streng, sagte sie, und hätten erkältend auf sie gewirkt."

Klaus Heinrich war errötet.

„Ich weiß wohl," sagte er leise, indem er auf seine Zügel niederblickte, „daß ich nicht erwärmend wirke, Fräulein Imma, oder doch höchstens von weitem ... Auch das hängt mit meiner Art von Dasein zusammen, wie ich sagte. Aber ich bin mir nicht bewußt, gegen die Gräfin hart und streng gewesen zu sein."

„Nicht mit Worten wahrscheinlich", erwiderte sie. „Aber Sie haben ihr nicht erlaubt, sich ein bißchen gehen zu lassen, haben ihr nicht die Wohltat gegönnt, ein wenig zu schwatzen, — darum ist sie Ihnen gram —, und ich weiß auch wohl, wie Sie das gemacht haben, wie Sie es der Armen schwer gemacht und sie erkältet haben — sehr wohl", wiederholte sie und wandte sich ab.

Klaus Heinrich schwieg. Er hielt seine linke Hand in die Hüfte gestemmt, und seine Augen waren müde.

„Sie wissen es?" sagte er dann. „Und also wirke ich wohl auch auf Sie erkältend, Fräulein Imma?"

„Ich ermahne Sie," antwortete sie, ohne sich zu besinnen, mit ihrer gebrochenen Stimme und wandte mit vorgeschobenen Lippen ihr Köpfchen hin und her, „die Wirkung, die Sie auf mich ausüben, auf keine Weise zu überschätzen, Prinz." Und plötzlich ließ sie Fatme zum Galopp ansetzen und flog in solcher Geschwindigkeit über das Blachfeld dahin und der dunklen Masse des fernen Kiefernwaldes entgegen, daß weder die Gräfin noch Klaus Heinrich sich bei ihr zu halten vermochten. Erst am Rande des Gehölzes, durch welches auch die Landstraße lief, machte sie halt und wandte ihr Tier, um den Nachsetzenden mit spöttischer Miene entgegenzusehen.

Gräfin Löwenjoul auf der großen Isabeau war die erste, die sich zu der Flüchtigen fand. Dann kam Florian, schnaubend und tief verdutzt über die ungewohnte Zumutung.

Man lachte und atmete raſch, während man in den hallenden Wald hineinritt. Die Gräfin war wach geworden und plauderte lebhaft, mit friſchen, vornehmen Bewegungen und ihre weißen Zähne zeigend. Scherzend redete ſie auf Perceval hinab, deſſen Inneres durch den Gewaltritt aufs neue zerriſſen war und der ſich wütend vor den Pferden zwiſchen den Stämmen drehte.

„Königliche Hoheit", ſagte ſie, „ſollten ihn ſpringen ſehen ... voltigieren ... Er nimmt Gräben und Bäche von ſechs Meter Breite, und zwar mit einer Schönheit und Leichtigkeit, daß es entzückend iſt. Aber nur eigenwillig, wohlgemerkt, aus freien Stücken, denn eher, glaube ich, ließe er ſich totſchlagen, als daß er ſich irgendwelcher Dreſſur unterzöge und befohlene Kunſtſtücke ausführte. Er hat, möchte ich ſagen, die Dreſſur und Zucht in ſich ſelbſt, von Geburt, und wenn er ungebärdig iſt, ſo iſt er doch niemals roh. Das iſt ein Freiherr, ein Edelmann, wohlgeboren und vom ſtrengſten Charakter. Oh, er iſt ſtolz, er ſcheint wohl toll, aber er weiß ſich zu beherrſchen. Niemand hat ihn im Schmerze je ſchreien hören, ſei es bei Verletzungen oder bei Züchtigungen. Auch nimmt er nur Nahrung, wenn er Hunger hat, und verſchmäht im anderen Falle die leckerſten Biſſen. Morgens erhält er Rahm ... man muß ihn nähren. Er verzehrt ſich von innen, er iſt mager unter ſeinem ſeidenen Fell, daß man alle Rippen fühlt, und man muß leider gewärtigen, daß er nicht alt werden, ſondern frühzeitig der Schwindſucht zum Opfer fallen wird ... Das Geſindel verfolgt ihn, es drängt ſich an ihn und hat es auf ihn abgeſehen auf allen Gaſſen; aber wild und ohne ſich gemein zu machen, entſpringt er, und nur wenn man zu Feindſeligkeiten übergeht, ſo teilt er mit ſeinen prächtigen Zähnen Biſſe aus, an die der Pöbel ſich erinnern mag. Soviel

Ritterlichkeit im Bunde mit ſoviel Reinheit iſt liebenswert."

Imma ſtimmte dem zu mit Worten, die das Wirklichſte und zweifellos Ernſteſte waren, was Klaus Heinrich bisher aus ihrem Munde vernommen.

„Ja," ſagte ſie, „Percy, du biſt mein guter Freund, ich werde immer zu dir halten. Jemand, ein Kundiger, hat ihn für geiſteskrank erklärt, das komme bei edlen Hunden nicht ſelten vor, und hat uns geraten, ihn töten zu laſſen, weil er unmöglich ſei und uns jeden Tag zur Verzweiflung bringen werde. Aber ich laſſe mir meinen Percy nicht nehmen. Er iſt unmöglich, ja, und manches Mal ſchwer zu ertragen; aber bei alledem iſt er rührend und brav und hat meine volle Zuneigung."

Hierauf ſprach auch die Gräfin noch dies und das über des Collies Natur, aber es wurde bald wirr und ſonderbar, was ſie ſagte, ging in ein Selbſtgeſpräch mit lebhaftem und elegantem Geſtenſpiel über; und nachdem ſie zuletzt einen gekniffenen Blick zu Klaus Heinrich hinübergeſandt, verfiel ſie aufs neue in Abweſenheit.

Klaus Heinrich fühlte ſich froh und getröſtet, ſei es durch den ſcharfen Ritt — bei dem er ſich übrigens weidlich hatte zuſammennehmen müſſen, da er zwar gut und anſprechend zu Pferde ſaß, aber eigentlich, ſchon ſeiner linken Hand wegen, kein ſehr ſicherer Reiter war —, ſei es aus anderem Grunde. Als ſie das Nadelgehölz verlaſſen hatten und auf der ſtillen Landſtraße zwiſchen Wieſen und gefurchten Äckern hin und dann und wann an einem Bauerngehöft, einer ländlichen Wirtſchaft vorüber, im Schritt der nächſten Waldung entgegenritten, fragte er gedämpft: „Wollen Sie nicht Ihr Verſprechen einlöſen und mir von

der Gräfin erzählen, Fräulein Imma? Wie ist sie Ihre Gesellschaftsdame geworden?"

„Sie ist meine Freundin," antwortete sie, „und in gewisser Weise auch meine Lehrerin, obgleich sie erst zu uns kam, als ich schon erwachsen war. Das war vor drei Jahren, in Neuyork, und die Gräfin war damals in schrecklicher Lebenslage. Sie war am Verhungern", sagte Imma Spoelmann, und indem sie es sagte, richtete sie ihre großen, schwarzen Augen mit einem forschenden und entsetzten Ausdruck auf Klaus Heinrich.

„Wirklich am Verhungern?" fragte er und erwiderte ihren Blick ... „Bitte, erzählen Sie weiter!"

„Ja, das sagte ich auch, damals, als sie zu uns kam, und obgleich ich natürlich wohl sah, daß ihr Verstand nicht in Ordnung war, so machte sie doch so großen Eindruck auf mich, daß ich meinen Vater veranlaßte, sie mir zur Gesellschaft zu geben."

„Wie kam sie nach Amerika? — Ist sie Gräfin von Geburt?" fragte Klaus Heinrich.

„Nicht Gräfin, aber von Adel und in guten und sanften Verhältnissen aufgewachsen, behütet und geschützt vor allen Winden, wie sie mir erzählte, schon weil sie von Kind auf innerlich zart und verletzlich und schonungsbedürftig gewesen sei. Aber dann ging sie ihre Ehe ein mit dem Grafen Löwenjoul, Offizier, Reiterhauptmann — und das war ein etwas eigenartiger Aristokrat, ihren Erzählungen nach — nicht ganz mustergültig, um mich gelinde auszudrücken."

„Wie mag er gewesen sein ..." fragte Klaus Heinrich.

„Ja, Prinz, genau kann ich es Ihnen nicht sagen. Sie müssen in Erwägung ziehen, daß die Gräfin eine etwas dunkle Art zu erzählen hat. Aber ihren Andeutungen nach zu urteilen, muß er ein so wilder und schamloser Mensch

gewesen sein, wie man es sich nur schwerlich vorzustellen vermag, so ein Wüstling, wissen Sie ..."

„Ja, ich weiß", sagte Klaus Heinrich; „was man einen Bruder Liederlich nennt, einen lockeren Zeisig oder Lebemann, von dieser Art."

„Gut, sagen wir Lebemann — aber in der ausschweifendsten und grenzenlosesten Bedeutung, denn nach den Andeutungen der Gräfin zu schließen, gibt es überhaupt keine Grenzen in dieser Richtung ..."

„Nein, den Eindruck habe ich auch", sagte Klaus Heinrich. „Ich habe mehrere Leute dieses Schlages gekannt — verfluchte Kerle, wie man wohl sagt. Von einem ist mir zu Ohren gekommen, daß er in seinem Automobil, und zwar in voller Fahrt, Liebesverhältnisse anzuknüpfen pflegt."

„Haben Sie das von Ihrem Freunde Überbein?"

„Nein, von anderer Seite Überbein würde es nicht für passend halten, mich solche Einblicke tun zu lassen."

„Dann muß er ein unnützer Freund sein, Prinz."

„Wenn ich Ihnen mehr von ihm erzähle, Fräulein Imma, so werden Sie ihn schätzen lernen. Aber bitte, fahren Sie fort!"

„Nun, ich weiß nicht, ob Löwenjoul es machte wie Ihr Lebemann. Jedenfalls trieb er es arg ..."

„Ich kann mir denken, daß er spielte und trank."

„Allerdings, das ist anzunehmen. Und außerdem knüpfte er natürlich auch Liebesverhältnisse an, wie Sie sagen, betrog die Gräfin mit lasterhaften Weibern, von denen es überall sehr viele gibt — anfangs hinter ihrem Rücken und dann nicht einmal mehr hinter ihrem Rücken, sondern frech und offen und ohne Mitleid mit ihrem Kummer."

„Sagen Sie mir aber: warum war ſie die Ehe mit ihm eingegangen?“

„Das hatte ſie gegen den Willen ihrer Eltern getan, weil ſie verliebt in ihn war, wie ſie mir ſagte. Denn erſtens war er ein ſchöner Mann, als ſie ihn kennenlernte — ſpäter verkam er auch äußerlich. Aber zweitens ging ihm der Ruf eines Lebemannes voraus, und das muß, ihren Äußerungen nach, eine gewiſſe, unwiderſtehliche Anziehung auf ſie ausgeübt haben, denn obgleich ſie ſo behütet und geſchützt geweſen war, iſt ſie in dem Entſchluſſe, das Leben mit ihm zu teilen, nicht zu erſchüttern geweſen. Wenn man darüber nachdenkt, ſo kann man es verſtehen.“

„Ja,“ ſagte er, „ich kann es verſtehen. Sie wollte gleichſam ſtöbern, wollte alles kennenlernen. Und da wehte ihr nun tüchtig der Wind um die Naſe.“

„So kann man ſagen. Wiewohl der Ausdruck mir etwas zu luſtig ſcheint für das, was ſie kennenlernte. Ihr Mann mißhandelte ſie.“

„Wollen Sie ſagen, daß er ſie ſchlug?“

„Ja, er mißhandelte ſie körperlich. Aber nun kommt etwas, Prinz, wovon auch Sie noch nicht gehört haben werden. Sie hat mir zu verſtehen gegeben, daß er ſie nicht nur im Zorn mißhandelte, nicht nur in Wut und Streit, ſondern auch ohne ſolche Veranlaſſung, lediglich zu ſeinem Vergnügen, das heißt dergeſtalt, daß die Mißhandlungen abſcheulichen Liebkoſungen gleichkamen.“

Klaus Heinrich ſchwieg. Sie waren beide ſehr ernſt. Endlich fragte er: „Hatte die Gräfin Kinder?“

„Ja, zwei. Sie ſtarben ganz früh, beide in den erſten Wochen, und das iſt wohl das Schwerſte geweſen, was die Gräfin erlebte. Ihren Andeutungen zufolge iſt es nämlich die Schuld der laſterhaften Weiber geweſen, mit denen ihr

Mann ſie betrog, daß die Kinder gleich wieder ſterben mußten."

Sie ſchwiegen wieder, mit grübelnden Augen.

„Nebenbei", fuhr Imma Spoelmann fort, „vergeudete er im Spiel und mit den Weibern ihre Mitgift, die anſehnlich geweſen war, und nach dem Tode ihrer Eltern auch ihr ganzes Erbe. Verwandte von ihr halfen ihm noch einmal aus, als er nahe daran war, ſeiner Schulden wegen den Dienſt quittieren zu müſſen. Aber dann kam eine Geſchichte, etwas ganz Ausſchreitendes und Anſtößiges, worein er verwickelt war und was ihn vollends aus dem Sattel hob."

„Was mag das geweſen ſein?" fragte Klaus Heinrich.

„Ich kann es Ihnen nicht mit Beſtimmtheit ſagen, Prinz. Aber nach allem, was die Gräfin darüber verlauten läßt, war es ein Ärgernis der äußerſten Art — wir kamen ja ſchon überein, daß es überhaupt keine Grenzen gibt in dieſer Richtung."

„Und da ging er nach Amerika?"

„Erraten, Prinz. Ich kann nicht umhin, Ihren Scharfſinn zu bewundern."

„Ach, Fräulein Imma, erzählen Sie weiter! Ich habe nie ſo etwas gehört wie die Geſchichte der Gräfin .. "

„Das hatte ich auch nicht; und darum können Sie ſich denken, welchen Eindruck ſie auf mich machte, als ſie zu uns kam. Graf Löwenjoul alſo, dem die Polizei auf den Ferſen war, ward flüchtig nach Amerika, unter Hinterlaſſung bedeutender Schulden natürlich. Und die Gräfin begleitete ihn."

„Sie ging mit ihm? Warum?"

„Weil ſie ihm immer noch anhing, trotz allem — ſie tut es heute noch —, und weil ſie auf alle Fälle an ſeinem

Leben teilhaben wollte. Er aber nahm ſie wohl mit, weil er eher auf Unterſtützung von ſeiten ihrer Verwandten zu rechnen hatte, ſolange ſie bei ihm war. Die Verwandten ſchickten ihnen denn auch einmal noch eine Summe Geldes über den Ozean, aber dann nie mehr — ſie zogen endgültig die Hand von ihnen; und als Graf Löwenjoul ſah, daß ſeine Frau ihm nichts mehr nütze war, da verließ er ſie dennoch — ließ ſie vollſtändig allein im Elend zurück und machte ſich fort."

„Ich wußte es," ſagte Klaus Heinrich, „ich habe es mir gedacht. So geht es zu." Imma Spoelmann aber fuhr fort: „Da ſaß ſie denn nun, von allen Mitteln entblößt und ohne Hilfe, und da ſie nicht gelernt hatte, ſich ihren Unterhalt zu verdienen, ſo war ſie ohne Erbarmen der Not und dem Hunger überantwortet. Nun ſoll aber das Leben dort drüben noch um vieles härter und ſchnöder ſein als hier bei Ihnen, und andererſeits iſt in Betracht zu ziehen, wie zart und verletzlich ſie immer geweſen und wie ſchonungslos ihr viele Jahre hindurch mitgeſpielt worden war. Kurzum, ſie war den Eindrücken, die ſie fortwährend vom Leben empfing, in keiner Weiſe gewachſen. Und da geſchah die Wohltat an ihr."

„Ja! Welche Wohltat? Sie hat auch zu mir davon geſprochen. Was war es mit der Wohltat, Fräulein Imma?"

„Die Wohltat beſtand darin, daß ſich ihr Geiſt verwirrte, daß im äußerſten Jammer etwas in ihr überſprang — dieſen Ausdruck hat ſie mir gegenüber verwendet —, daß ſie ſich nicht mehr mit klarem und nüchternem Verſtande aufrecht zu halten und dem Leben Widerpart zu leiſten brauchte, ſondern ſozuſagen die Erlaubnis erhielt, ſich gehen zu laſſen, ſich einige Abſpannung zu gönnen und

ein bißchen zu ſchwatzen. Mit einem Worte, die Wohltat war, daß ſie wunderlich wurde."

„Ich hatte allerdings den Eindruck," ſagte Klaus Heinrich, „daß die Frau Gräfin ſich gehen ließ, als ſie ſchwatzte."

„So verhält es ſich, Prinz. Sie weiß es ganz gut, wenn ſie ſchwatzt, und lächelt wohl zwiſchendurch oder läßt einfließen, daß ſie ja niemandem weh damit tue. Die Wunderlichkeit iſt eine wohltuende Verwirrung, deren ſie gewiſſermaßen Herr iſt, und die ſie ſich erlaubt. Es iſt, wenn Sie wollen, ein Mangel an ..."

„An Haltung", ſagte Klaus Heinrich und blickte auf ſeine Zügel nieder.

„Gut, an Haltung", wiederholte ſie und ſah ihn an. „Es ſcheint, daß beſagter Mangel nicht Ihre Billigung findet, Prinz."

„Ich bin allerdings der Meinung," antwortete er leiſe, „daß es nicht erlaubt iſt, ſich gehen zu laſſen und es ſich bequem zu machen, ſondern daß es unter allen Umſtänden geboten iſt, Haltung zu wahren."

„Euere Hoheit", erwiderte ſie, „bekunden eine löbliche Sittenſtrenge." Damit ſchob ſie die Lippen vor, und indem ſie ihr ſchwarzbleiches Köpfchen im Dreiſpitz hin und her wandte, fügte ſie mit ihrer gebrochenen Stimme hinzu: „Jetzt werde ich Euerer Hoheit etwas ſagen, und ich bitte, es wohl zu beachten. Wenn Euere Erhabenheit nicht geſonnen ſind, ein wenig Mitleid und Nachſicht und Milde zu üben, ſo werde ich mich des Vergnügens Ihrer erlauchten Geſellſchaft ein für allemal entſchlagen müſſen."

Er ſenkte den Kopf, und ſie ritten eine Weile ſchweigend.

„Wollen Sie nicht weiter erzählen, wie die Gräfin zu Ihnen kam?" fragte er endlich.

„Nein, das will ich nicht", ſagte ſie und blickte gerade-

aus. Aber da er ſo herzlich bat, beendete ſie ihre Erzählung und ſagte: „Nun, das war einfach genug. Die Gräfin kam und meldete ſich in der Fünften Avenue, da ſie gehört hatte, daß man eine deutſche Geſellſchaftsdame für mich ſuchte. Und obgleich ſich noch fünfzig andere Damen meldeten, ſo fiel doch meine Wahl — denn ich hatte zu wählen — ſofort auf ſie, ſo ſehr war ich nach unſerer erſten Unterredung für ſie eingenommen. Sie war wunderlich, das ſah ich wohl; aber ſie war es lediglich aus überguter Kenntnis des Elends und der Schlechtigkeit, das ging aus jedem ihrer Worte hervor, und was mich betrifft, ſo war ich von jeher ein wenig allein und abgeſondert geweſen und vollſtändig ununterrichtet geblieben, wenn ich von meinen Univerſitätsſtudien abſehe ..."

„Nicht wahr, Sie waren von jeher ein wenig allein und abgeſondert?" wiederholte Klaus Heinrich, und Freude klang aus ſeiner Stimme.

„So ſagte ich. Es war ein einigermaßen langweiliges und einfältiges Leben, das ich führte und eigentlich noch führe, denn es hat ſich ja nicht vieles geändert und iſt im ganzen überall dasſelbe. Es gab Geſellſchaften mit Kunſtſternen und Bälle, und manchmal ging es ſehr raſch im geſchloſſenen Automobil zum Opernhaus, woſelbſt ich in einer der kleinen flachen Logen über dem Parterre ſaß, um ſo recht in ganzer Figur geſehen werden zu können, for show, wie man drüben ſagt. Das brachte meine Stellung ſo mit ſich."

„For show?"

„Ja, for show, das iſt die Verpflichtung, ſich zur Schau zu ſtellen, keine Mauern gegen die Leute zu ziehen, ſondern ſie in die Gärten und über den Raſen und auf die Terraſſe ſehen zu laſſen, wo man ſitzt und Tee trinkt. Meinem

Vater, Miſter Spoelmann, war es im höchſten Grade zuwider. Aber unſere Stellung brachte es mit ſich."

„Und wie lebten Sie ſonſt, Fräulein Imma?"

„Nun, im Frühjahr ging man in die Adirondacks auf das Schloß und im Sommer auf das Schloß in Newport an der See. Es fanden natürlich Gartenpartien und Blumenkorſos und Tennisturniere ſtatt, und man ritt ſpazieren und fuhr Four in hand oder im Automobil, und die Leute blieben ſtehen und gafften, weil man Samuel Spoelmanns Tochter war. Und manche ſchimpften auch hinter mir drein."

„Sie ſchimpften?!"

„Ja, ſie hatten wohl ihre Beweggründe dazu. Jedenfalls war es ein etwas vorgeſchobenes und der Erörterung ausgeſetztes Daſein, das wir führten."

„Und zwiſchendurch", ſagte er, „ſpielten Sie in den Lüften, nicht wahr, oder ſchon außerhalb der Luft, in ſtaubfreier Gegend ..."

„So tat ich. Euere Hoheit erfreuen ſich eines überaus offenen Kopfes. Aber nach alldem können Sie ſich nun denken, wie außerordentlich willkommen mir die Gräfin war, als ſie ſich in der Fünften Avenue vorſtellte. Sie äußerte ſich nicht eben ſehr deutlich, ſondern vielmehr auf geheimnisvolle Weiſe, und die Grenze, wo ſie zu ſchwatzen beginnt, iſt nicht immer ganz klar erſichtlich. Aber das ſcheint mir eben recht und lehrreich, denn es gibt eine gute Vorſtellung von der Grenzenloſigkeit des Elends und der Schlechtigkeit in der Welt. Nicht wahr, Sie beneiden mich um die Gräfin?"

„Nun, beneiden ... Sie ſcheinen anzunehmen, Fräulein Imma, daß ich niemals irgendeinen Einblick getan habe."

„Haben Sie Einblicke getan?"

„Vielleicht doch den einen oder den andern. Zum Beispiel sind mir von unseren Lakaien Dinge zu Ohren gekommen, von denen Sie sich schwerlich etwas träumen lassen."

„Sind die Lakaien so schlimm?"

„Schlimm? Nichtswürdig sind sie, das ist das Wort für sie. Erstens treiben sie Durchstecherei und schleichendes Wesen und lassen sich von den Lieferanten bezahlen ..."

„Nun, Prinz, das ist vergleichsweise harmlos."

„Ja, ja, mit den Einblicken der Gräfin kann es sich wohl nicht messen ..."

Sie fielen in Trab, verließen beim Wegweiser die gemächlich steigende und fallende Landstraße, die sie zwischen Nadelwäldern hin verfolgt hatten, und lenkten in den sandigen, ein wenig hohlen und auf seinen erhöhten Rändern von Brombeersträuchern eingefaßten Richtweg ein, der in das buschige Wiesengelände von Schloß Fasanerie mündete. Klaus Heinrich war zu Hause in diesem Gebiet; er streckte den Arm darüber hin, den rechten, um seinen Begleiterinnen alles zu zeigen, obgleich nicht viel Sehenswürdiges vorhanden war. Dort lag das Schloß, verschlossen und stumm, mit seinem Schindeldach und seinen Blitzableitern am Rande des Waldes. Dort abseits war das Fasanengehege, nach welchem das Ganze seinen Namen hatte, und hier Stavenüters Wirtsgarten, wo er zuweilen mit Raoul Überbein gesessen hatte. Über den feuchten Wiesen schien mild die Vorfrühlingssonne und tauchte die fernen umgrenzenden Wälder in zarten Schmelz.

Sie hielten nebeneinander auf ihren Tieren vorm Wirtsgarten, und Imma Spoelmann prüfte das Schloß mit den Augen, dies nüchterne Landhaus, das Schloß Fasanerie benannt war.

„Von sinnverwirrendem Prunk", sagte sie mit gerümpften Lippen, „scheint Ihre Jugend nicht umgeben gewesen zu sein."

„Nein," lachte er, „an dem Schloß ist nichts zu sehen. Innen ist es wie außen. Kein Vergleich mit Delphinenort, selbst bevor Sie es wiederherstellten ..."

„Nun wollen wir einkehren", sagte sie. „Nicht wahr, Gräfin, auf einem Ausflug muß man einkehren. Abgesessen, Prinz! Ich habe Durst und will sehen, was Ihr Stavenüter zu trinken hat."

Da stand Herr Stavenüter, in grüner Latzschürze und die Hosen in Schmierstiefeln, verbeugte sich, indem er sein gesticktes Käppchen mit beiden Händen an die Brust drückte, und lachte vor Bewegung, so daß man sein vollständig nacktes Zahnfleisch sah.

„Königliche Hoheit!" sagte er, Glück in der Stimme, „tun Königliche Hoheit mir auch einmal wieder die Ehre an? Und das gnädige Fräulein!" setzte er mit andächtiger Stimme hinzu; denn er kannte Samuel Spoelmanns Tochter sehr wohl und hatte so eifrig wie einer im Großherzogtum die Zeitungsnotizen gelesen, die Prinz Klaus Heinrichs und Immas Namen zusammen nannten. Er war der Gräfin beim Absteigen behilflich, da Klaus Heinrich, zuerst aus dem Sattel, sich dem Fräulein widmete, und rief nach einem Knecht, der zusammen mit dem Spoelmannschen Livrierten die Pferde besorgte. Aber hierauf hielt Klaus Heinrich Begrüßung und Empfang, wie er es gewohnt war. In geschlossener Haltung richtete er einige formelhafte Fragen an den dienernden Herrn Stavenüter, erkundigte sich auf gewinnende Art nach seiner Gesundheit, nach dem Stande seiner Geschäfte und nahm die Antworten mit dem lebhaften Kopfnicken scheinbar sachlicher Beteiligung entgegen.

Jmma Spoelmann, ihre Reitgerte mit beiden Händen hin und her biegend, ſah dieſem kunſtreichen und kalten Auftritt mit ernſten und glänzend forſchenden Augen zu. „Ich erlaube mir, in Erinnerung zu bringen, daß ich Durſt leide“, ſagte ſie endlich ſcharf und verſtimmt, und ſo trat man denn in den Garten und beratſchlagte, ob man das Wirtszimmer aufſuchen müſſe. Es ſei noch zu feucht unter den Bäumen, meinte Klaus Heinrich; aber Jmma beſtand darauf, im Freien zu ſitzen, und wählte ſelber einen der ſchmalen und langen Trinktiſche mit Bänken zu beiden Seiten, den Herr Stavenüter mit einem weißen Tuche zu decken ſich beeilte.

„Limonade!“ ſagte er. „Das iſt das Beſte für den Durſt und reine Ware! Kein Geſudel, Königliche Hoheit und Sie, meine Damen, ſondern gezuckerte Naturſäfte und das Bekömmlichſte von allem!“

Man mußte den Glaskugelpfropfen durch den Flaſchenhals ſtoßen; und während die hohen Gäſte das Getränk koſteten, verweilte Herr Stavenüter ſich noch ein wenig am Tiſche, um ihnen mit Plaudern aufzuwarten. Er war längſt Witwer, und ſeine drei Kinder, die ehemals hier unter den Blättern das Lied vom gemeinſamen Menſchentum geſungen und ſich dabei mit den Fingern geſchneuzt hatten, waren nun ebenfalls außer Hauſe, der Sohn als Soldat in der Stadt und von den Töchtern die eine verheiratet mit einem benachbarten Ökonomen, die andere als Magd in ſtädtiſchem Hauſe, weil es ſie zum Höheren gezogen hatte. So ſchaltete Herr Stavenüter allein in dieſer Abgeſchiedenheit, und zwar in dreifacher Eigenſchaft, als Pächter der Schloßwirtſchaft, Kaſtellan und Faſanenmeiſter, zufrieden mit ſeinem Loſe. Bald, wenn die Witterung ſich ferner ſo anließ, kam wieder die Zeit der Radfahrer und Spaziergänger, die Sonntags den Garten füllten. Dann blühte

das Geschäft. Und ob die hohen Herrschaften denn nicht vielleicht die Fasanerie in Augenschein nehmen wollten?

Ja, das wollten sie, später, und so zog Herr Stavenüter sich vorläufig mit Anstand zurück, nachdem er eine Schale mit Milch für Perceval neben den Tisch gestellt.

Der Collie war unterwegs in sumpfiges Wasser geraten und sah aus wie der Teufel. Seine Beine waren dünn vor Nässe — und die weißen Teile seines zerzausten Felles beschmutzt. Sein geifernd geöffnetes Maul, mit dem er die Erde nach Feldmäusen durchwühlt, war geschwärzt bis in den Schlund, und schwarzrot, an der Spitze sich dreieckig verbreiternd, hing seine triefende Greifenzunge daraus hervor. Hastig erquickte er sich aus der Schale und ließ sich hierauf mit flackernd arbeitenden Flanken neben seiner Herrin zu Boden fallen, flach auf die Seite, den Kopf mit ruhelechzendem Ausdruck zurückgeworfen.

Klaus Heinrich nannte es unverantwortbar, daß Imma hier nach dem Ritt so ohne Umhüllung sich der trügerischen Frühlingsluft preisgäbe. „Nehmen Sie meinen Mantel!“ sagte er. „Bei Gott, ich brauche ihn nicht. Mir ist warm, und mein Rock ist über der Brust wattiert!“ Sie wollte nichts wissen von seinem Vorschlag; aber da er fortfuhr, sie inständig zu bitten, so willigte sie ein und ließ sich seinen grauen Militärmantel mit den Schulterabzeichen eines Majors um die Schultern legen. So eingehüllt stützte sie ihr schwarzbleiches, mit dem Dreispitz bedecktes Köpfchen in die hohle Hand und sah ihm zu, wie er den Arm nach dem Schlosse ausstreckte und von dem Leben erzählte, das er hier einst geführt.

Dort zu ebener Erde, wo man die hohen Fenster sah, war das Speisezimmer gewesen, dort der Schulsaal und dort oben Klaus Heinrichs Zimmer mit dem Gipstorso auf

dem Kachelofen. Und er berichtete von Professor Kürtchen und seinem taktvollen Meldesystem beim Unterricht, von der Hauptmännin Amelung, den adeligen „Fasanen", die alles für „Schweinerei" erklärt hatten, und namentlich von Raoul Überbein, seinem Freunde, auf welchen zurückzukommen Imma Spoelmann ihn mehrmals ermunterte.

Er sprach von des Doktors dunkler Herkunft und von der Abfindungssumme; von dem Kinde im Moor oder Sumpf und der Rettungsmedaille; von Überbeins tapferer und ehrgeiziger Laufbahn, zurückgelegt unter jenen harten und streng auf die Leistung weisenden Bedingungen, die er die guten zu nennen pflegte, und von seinem Bündnis mit Doktor Sammet, den Imma kannte. Er schilderte sein wenig einnehmendes Äußeres und begründete mit frohen Worten die Neigung, die ihn dennoch von Anbeginn zu diesem Lehrer gezogen, indem er sein Verhalten gegen ihn, Klaus Heinrich, beschrieb — diese väterliche und herzlich schwadronierende Kameradschaftlichkeit, die sich von dem Gehaben aller übrigen Leute so strikt unterschieden hatte —, ließ auch, so gut es ihm gelingen wollte, dies und das von Überbeins Lebensaspekten einfließen und gab schließlich seinem Kummer darüber Ausdruck, daß der Doktor bei seinen Mitbürgern sich keiner wahren Beliebtheit zu erfreuen scheine.

„Das glaube ich", sagte Imma.

Er war erstaunt und fragte, warum sie es glaube.

„Weil ich gewiß bin," antwortete sie und wandte ihr Köpfchen hin und her, „daß dieser Überbein mit all seinen aufgeräumten Redereien ein unseliger Mensch ist. Er steht wohl da und prahlt; aber er hat gar keinen Rückhalt, Prinz, und darum wird er ein schlechtes Ende nehmen."

Klaus Heinrich blieb eine Weile bestürzt und nachdenklich über diese Worte. Dann wandte er sich der Gräfin zu, die lächelnd aus einer Abwesenheit zu sich kam, und sagte ihr eine Artigkeit über ihre Reitkunst, wofür sie mit frischen und ritterlichen Worten dankte. Er äußerte, man merke wohl, daß sie beizeiten auf einem Pferderücken zu sitzen gelernt habe, und sie bestätigte, daß allerdings die Stunden in der Reitbahn einen wesentlichen Bestandteil ihrer Erziehung ausgemacht hätten. Sie sprach klar und munter; aber allmählich, fast unmerklich, schweifte sie vom gangbaren Wege ab, erzählte etwas Sonderbares von kühnen Ritten, die sie als Leutnant im letzten Feldzuge ausgeführt, und kam völlig unvermutet auf die unbeschreiblich liederliche Frau eines Feldwebels bei den Leibgrenadieren zu sprechen, die diese Nacht in ihrem Zimmer gewesen, ihr in der erbarmungslosesten Weise die Brust zerkratzt und Reden dazu geführt habe, welche wiederzugeben sie ablehnen müsse. Klaus Heinrich fragte leise, ob denn nicht Tür und Fenster verschlossen gewesen wären. „Allerdings, aber die Scheibe ist ja da!“ antwortete sie hastig. Und da sie bei dieser Entgegnung auf der einen Seite ihres Gesichtes blaß, auf der anderen rot wurde, so willigte er nickend und mit sanften Worten darein. Ja, indem er die Augen niederschlug, bot er ihr an, sie einstweilen ein wenig „Frau Meier“ zu nennen, ein Vorschlag, den sie mit Eifer und Eile annahm, nicht ohne ein vertrauliches Lächeln übrigens, einen Seitenblick ins Ungewisse, der etwas seltsam Lockendes hatte. Sie brachen auf zur Besichtigung der Fasanerie, nachdem Klaus Heinrich seinen Mantel zurückerhalten; und als sie den Garten verließen, sagte Imma Spoelmann: „So war es recht, Prinz. Sie machen Fortschritte.“ Ein Lob, das ihm die Wangen färbte, ja, ihm ohne Vergleich mehr Freude

bereitete als der ſchönſte Zeitungsbericht über die erhebende Wirkung ſeiner feſtlichen Perſon, den Geheimrat Schuſtermann ihm hätte vorlegen können.

Herr Stavenüter geleitete ſeine Gäſte in das von Paliſaden umfriedigte Gehege, wo in Wieſe und Buſch die ſechs oder ſieben Faſanenfamilien ein verſorgtes und bürgerliches Leben führten, und ſie ſahen dem Benehmen der bunten, rotäugigen und ſteifgeſchwänzten Vögel zu, beſichtigten das Bruthäuschen und wohnten einer Fütterung bei, die Herr Stavenüter am Fuß einer ſchönen, einzeln ſtehenden Fichte zu ihrem Vergnügen vornahm, worauf Klaus Heinrich ihm ſeine vollſte Anerkennung des Geſehenen zum Ausdruck brachte. Imma Spoelmann betrachtete ihn mit großen und dunkel forſchenden Augen bei Erledigung dieſer Förmlichkeit. Dann ſtieg man vorm Wirtsgarten zu Pferde und trat, während Perceval ſich vor den Pferden mit raſendem Geheul um ſich ſelber ſchwang, den Heimweg an.

Auf dieſem Heimwege aber ſollte Klaus Heinrich geſprächsweiſe noch einen nicht unbedeutſamen Fingerzeig über Imma Spoelmanns Natur und Charakter erhalten, eine mittelbare Erläuterung gewiſſer Seiten ihrer Perſönlichkeit, die ihm Stoff zu anhaltendem Nachdenken gab.

Bald nämlich, nachdem man den brombeerbewachſenen Hohlweg verlaſſen hatte und wieder auf der ſanft gewellten Landſtraße dahinritt, kam Klaus Heinrich auf einen Punkt zurück, der bei ſeinem erſten Beſuch auf „Delphinenort“ in der Unterhaltung am Teetiſch ſeltſam kurz berührt worden war und nicht aufgehört hatte, ihn unbeſtimmt zu beunruhigen.

„Laſſen Sie mich übrigens“, ſagte er, „eine Frage tun,

Fräulein Imma. Sie brauchen sie nicht zu beantworten, wenn es Ihnen nicht gefällig ist."

„Wir werden sehen", antwortete sie.

„Vor vier Wochen," fing er an, „als ich zum erstenmal das Vergnügen hatte, mit Herrn Spoelmann, Ihrem Vater, zu plaudern, richtete ich eine Frage an ihn, die er so kurz und abbrechend beantwortete, daß ich fürchten muß, einen Mißgriff oder falschen Schritt damit getan zu haben."

„Was fragten Sie?"

„Ich fragte, ob es ihm nicht schwer geworden sei, Amerika zu verlassen."

„Ja, sehen Sie, Prinz, das war nun wieder so recht eine Frage, die Ihnen ähnlich sieht, eine ausgemachte Prinzenfrage. Wären Sie auf dem Gebiete der Denklehre ein wenig beschlagener, so hätten Sie sich wohl stillschweigend mit dem Vernunftbeschluß begnügt, daß, wenn mein Vater Amerika nicht leicht und gern verlassen hätte, er es schlechterdings überhaupt nicht verlassen hätte."

„Das mag wahr sein, Fräulein Imma, verzeihen Sie, ich denke nicht sehr genau. Aber wenn ich mit meiner Frage mich keines andern Fehltritts als nur eines Denkfehlers schuldig gemacht habe, so will ich wahrhaftig zufrieden sein. Können Sie mich soweit beruhigen?"

„Nun denn, Prinz, nein, nicht einmal soweit", sagte sie und sah ihn plötzlich mit ihren großen, schwarzglänzenden Augen an.

„Sehen Sie? Sehen Sie? Aber was für eine Bewandtnis hat es damit, Fräulein Imma? Lassen Sie mich nun wissen, was hier zu wissen ist. Sie sind es unserer Freundschaft schuldig!"

„Sind wir Freunde?"

„Ich dachte", sagte er bittend ...

„Nun, nun, Geduld! Ich wußte es nicht. Ich lasse mich gern belehren. Um aber auf meinen Vater zurückzukommen, so hat er sich in der Tat über Ihre Frage geärgert — er ärgert sich leicht und hatte Gelegenheit, sich ungewöhnliche Übung in dieser Gemütsbewegung zu erwerben. Die Sache ist die, daß die öffentliche Stimmung und Meinung uns nicht sonderlich günstig war in Amerika. Umtriebe sind da im Gange ... ich bemerke, daß ich über die Einzelheiten nicht unterrichtet bin, aber eine eifrige politische Tätigkeit findet statt zu dem Zwecke, die große Menge, wissen Sie, die vielen Leute, die es nicht getroffen hat, gegen uns aufzuwiegeln, und daraus sind gesetzliche Anfeindungen und beständige Widerwärtigkeiten entstanden, die meinem Vater das Leben dort drüben verleidet haben. Sie wissen wohl, Prinz, daß nicht er es war, der unsere Lage geschaffen hat, sondern mein garstiger Großvater mit seinem Paradise-Nugget und seiner Blockhead-Farm. Mein Vater kann gar nichts dafür, er hat sein Schicksal geerbt und hat nicht leicht daran getragen, denn er ist eher scheu und zart von Natur und hätte am liebsten immer nur Orgel gespielt und Gläser gesammelt, ja, ich glaube, daß der Haß, in dem wir schließlich infolge der Umtriebe lebten, so daß zuweilen das Volk hinter mir drein schimpfte, wenn ich im Automobil vorüberfuhr — daß der Haß ihm ganz eigentlich seine Nierensteine eingebracht hat, das ist sehr möglich."

„Ich bin Ihrem Herrn Vater von Herzen zugetan", sagte Klaus Heinrich mit Nachdruck.

„Das möchte ich mir ausgebeten haben, Prinz, im Falle, daß wir Freunde sein wollen. Aber dann kam noch ein anderes hinzu, das alles verschärfte und unsere Stellung

dort drüben ein wenig schwierig machte, und das hing mit unserer Abstammung zusammen."

„Mit Ihrer Abstammung?"

„Ja, Prinz, wir sind keine adeligen Fasanen, wir stammen leider weder von Washington noch von den ersten Einwanderern ab..."

„Nein, denn Sie sind ja Deutsche."

„O ja, aber da ist trotzdem nicht alles in Ordnung. Haben Sie doch die Herablassung, mich einmal genau zu betrachten. Finden Sie es etwa ehrenhaft, so blauschwarzes, strähniges Haar zu haben, das immer fällt, wohin es nicht soll?"

„Gott weiß, daß Sie wunderschönes Haar haben, Fräulein Imma!" sagte Klaus Heinrich. „Auch ist mir wohlbekannt, daß Sie zum Teile südlicher Abstammung sind, denn Ihr Herr Großvater hat sich ja in Bolivia vermählt oder in dieser Gegend, wie ich gelesen habe."

„Das tat er. Aber hier liegt der Haken, Prinz. Ich bin eine Quinterone."

„Was sind Sie?"

„Eine Quinterone."

„Das gehört zu den Adirondacks und der Parallaxe, Fräulein Imma. Ich weiß nicht, was es ist. Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich nicht viel gelernt habe."

„Nun, das war so. Mein Großvater, unbedenklich wie er in allen Stücken war, heiratete dort unten eine Dame mit indianischem Blut."

„Mit indianischem?"

„Jawohl. Besagte Dame nämlich stammte im dritten Gliede von Indianern ab, sie war die Tochter eines Weißen und einer Halbindianerin und also Terzerone, wie man es nennt — oh, sie soll erstaunlich schön gewesen sein! —, und

ſie wurde meine Großmutter. Die Enkel ſolcher Großmütter aber werden Quinteronen genannt. So liegen die Dinge."

„Ja, das iſt merkwürdig. Aber ſagten Sie nicht, daß es auf das Verhalten der Leute Ihnen gegenüber von Einfluß geweſen ſei?"

„Ach, Prinz, Sie wiſſen gar nichts. Sie müſſen aber wiſſen, daß indianiſches Blut dort drüben einen ſchweren Makel bedeutet — einen ſolchen Makel, daß Freundſchaften und Liebesbündniſſe mit Schimpf und Schande auseinandergehen, wenn eine derartige Abſtammung des einen Teiles ans Licht der Sonnen kommt. Nun ſteht es ja ſo arg nicht mit uns, denn bei Quarteronen — in Gottes Namen, da iſt der Schade nicht mehr ſo groß, und ein Quinterone gehört im ganzen ſchon faſt zu den Makelloſen. Aber mit uns, die wir ſo ſehr dem Gerede ausgeſetzt waren, war es natürlich etwas anderes, und mehrmals, wenn hinter mir drein geſchimpft wurde, habe ich zu hören bekommen, daß ich eine Farbige ſei. Kurz, es blieb eine Beeinträchtigung, eine Erſchwerung, und ſonderte uns ſelbſt von den wenigen ab, die ſich übrigens ungefähr in der gleichen Lebenslage befanden — blieb immer etwas, was zu verſtecken oder zu vertreten war. Mein Großvater hatte es vertreten, er war der Mann dazu und hatte gewußt, was er tat; auch war er ja reinen Bluts, und nur ſeine ſchöne Frau trug den Makel. Aber mein Vater war ihr Sohn, und ärgerlich und leicht gereizt, wie er iſt, hat er es von Jugend auf nur ſchwer ertragen, beſtaunt und gehaßt und verachtet zu gleicher Zeit zu ſein, halb Weltwunder und halb infam, wie er zu ſagen pflegte, und hatte Amerika in jeder Beziehung ſatt. Das iſt die Geſchichte, Prinz," ſagte Imma Spoelmann, „und nun wiſſen Sie

es, warum mein Vater sich ärgerte über Ihre scharfsinnige Frage."

Klaus Heinrich sagte ihr Dank für die Aufklärung, ja, noch vor dem Portal von „Delphinenort", als er sich — es war Lunchzeit geworden —, die Hand an der Mütze, von den Damen verabschiedete, wiederholte er seinen Dank für das, was sie ihm gesagt, und ritt dann schrittweise heim, um über die Ergebnisse des Vormittags nachzudenken.

Imma Spoelmann saß weich in ihrem rotgoldenen Kleide am Tische im Saal, in lässiger Haltung, mit launisch verwöhnten Mienen, saß in üppiger Sicherheit, während ihre Rede scharf ging wie dort, wo es gilt, wo Helligkeit, Härte und wachsamer Witz zum Leben geboten sind. Warum doch? Klaus Heinrich begriff es nun, und Tag für Tag war er beschäftigt, es besser in seinem Herzen zu begreifen. Bestaunt, gehaßt und verachtet zu gleicher Zeit, halb Weltwunder und halb infam, so hatte sie gelebt, und das hatte die Dornen in ihre Rede gebracht, jene Schärfe und spöttische Helligkeit, die Abwehr war, wenn sie Angriff schien, und die eine schmerzliche Verzerrung auf den Gesichtern derer hervorrief, welche die Wehr des Witzes nicht nötig gehabt hatten. Sie hatte ihn zu Mitleid und Milde angehalten gegenüber der armen Gräfin, wenn sie sich gehen ließ; aber ihr selbst tat Mitleid und Milderung not, weil sie einsam war und es schwer hatte — gleich ihm. Eine Erinnerung beschäftigte ihn zu gleicher Zeit mit diesen Erwägungen, eine alte, peinvolle Erinnerung, die den Büfettraum des „Bürgergartens" zum Schauplatz hatte und mit einem Bowlendeckel endigte... „Kleine Schwester!" sagte er bei sich selbst, indem er sich hastig ab davon wandte. „Kleine Schwester!" — Hauptsächlich

aber ſann er darauf, wie das Zuſammenſein mit Imma Spoelmann in kürzeſter Friſt zu erneuern ſei.

Das geſchah bald und wiederholt unter verſchiedenen Umſtänden. Der Februar ging zu Ende, es kamen der ahnungsvolle März, der wetterwendiſche April, der zärtliche Mai. Und all dieſe Zeit verkehrte Klaus Heinrich auf Schloß Delphinenort, wohl wöchentlich einmal, vormittags oder nachmittags, und eigentlich beſtändig in dem unverantwortlichen Zuſtande, in welchem er an jenem Februarmorgen bei Spoelmanns erſchienen war, willenlos zuzuſagen und wie vom Schickſal ergriffen. Die benachbarte Lage der Schlöſſer begünſtigte den Verkehr, die kurze Parkſtrecke von „Eremitage“ nach „Delphinenort“ war zu Pferd oder mit dem Dogcart ohne bedeutendes Aufſehen zurückzulegen; und wenn bei vorſchreitender Jahreszeit infolge größerer Belebtheit der Umgebung es ſchwerer und ſchwerer wurde, ohne Aufmerken des Publikums miteinander ſpazierenzureiten, ſo iſt des Prinzen innere Verfaſſung während dieſes Zeitabſchnittes als eine vollkommene Gleichgültigkeit und blinde Rückſichtsloſigkeit in bezug auf die Welt, auf Hof, Stadt und Land zu denken. Die Teilnahme der Öffentlichkeit begann erſt ſpäter in ſeinem Sinnen und Trachten eine — dann freilich wichtige und beglückende Rolle zu ſpielen.

Er hatte nach dem erſten Ritt ſich nicht von den Damen verabſchiedet, ohne einen neuen Ausflug ins Auge zu faſſen, wogegen Imma Spoelmann, indem ſie mit vorgeſchobenen Lippen ihr Köpfchen hin und her gewandt, nichts Ernſtliches einzuwenden gehabt hatte. So kehrte er wieder, und man ritt zum „Hofjäger“, einer am nördlichen Rande des Stadtgartens gelegenen Waldwirtſchaft, kehrte er abermals wieder, und man ritt zu einem dritten Ausflugsziel,

das ebenfalls ohne Berührung der Stadt zu erreichen war. Dann, als der Frühling die Reſidenzler ins Freie lockte und die Wirtsgarten ſich füllten, bevorzugte man einen abgelegenen und eigenartigen Weg, der eigentlich kein Weg, ſondern ein Damm oder Wieſenrand mit blumiger Böſchung war, der zur Seite eines geſchwind ſtrömenden Waſſerarmes ſich langhin in nördlicher Richtung erſtreckte. Man gelangte am ungeſtörteſten dahin, indem man die Rückſeite des Parkes von Schloß „Eremitage“ entlang und über die Flußaue am Rande des nördlichen Stadtgartens bis zur Höhe des „Hofjägers“ ritt, dann aber nicht — bei der Schleuſe — auf der hölzernen Brücke den Flußarm überſchritt, ſondern diesſeits ſeinem Laufe folgte. Rechts blieb das Gehöft der Wirtſchaft zurück, und Mittelholz zog ſich hin, ſoweit ſie kamen. Links dehnten ſich Wieſen aus, die weiß und bunt waren von Schierling und Puſtblumen, von Butter- und Glockenblumen, Klee, Margueriten und auch Vergißmeinnicht; der Kirchturm eines Dorfes ragte zwiſchen Äckern hervor, und fern lief die Landſtraße mit ihrem Verkehr, vor dem ſie in Sicherheit waren. Später aber traten auch linker Hand Weiden und Haſelnußſtauden der Böſchung nahe, die Ausſicht verhindernd, und nun ritten ſie, vollends geſchützt und abgeſchieden, zu zweien meiſtens und gefolgt von der Gräfin, weil der Weg ſchmal war, ritten plaudernd und ſchweigend, während Perceval mit angezogenen Vorderbeinen hin und her über das Waſſer ſetzte oder drunten ein Bad nahm und mit haſtigem Schlappen ſeinen Durſt ſtillte. Sie kehrten auf demſelben Wege zurück, auf dem ſie gekommen.

Wenn aber vermöge des niedrigen Luftdrucks das Queckſilber fiel, wenn es folglich regnete und Klaus Heinrich

dennoch ein Wiederſehen mit Jmma Spoelmann für notwendig erachtete, ſo ſtellte er ſich auf ſeinem Dogcart um die Teeſtunde in Delphinenort ein, und man blieb im Schloſſe. Nur zwei- oder dreimal erſchien auch Herr Spoelmann am Teetiſch. Sein Leiden nahm zu in dieſer Zeit, und manchen Tag war er genötigt, mit warmen Breiumſchlägen im Bette zu liegen. Kam er, ſo ſagte er: „Na, junger Prinz“, tauchte mit ſeiner mageren, von der weichen Manſchette halb bedeckten Hand einen Krankenzwieback in ſeinen Tee, warf hier und da ein knarrendes Wort in die Unterhaltung ein und bot ſchließlich dem Gaſt ſeine goldene Zigarettendoſe dar, worauf er mit Doktor Watercloſe, der ſtumm und lächelnd am Tiſche geſeſſen hatte, den Gartenſaal wieder verließ. Übrigens geſchah es auch bei ſonnigem Wetter, daß man es vorzog, ſich auf den Park zu beſchränken und auf dem wohlgeebneten und von einem Netz durchquerten Platze unterhalb der Terraſſe ſich mit dem Ballſpiel zu unterhalten. Ja, einmal wurde ſogar eine raſche Fahrt in einem der Spoelmannſchen Automobile weit über Schloß Faſanerie hinaus unternommen.

Eines Tages fragte Klaus Heinrich: „Iſt es wahr, Fräulein Jmma, was ich geleſen habe, daß Ihr Herr Vater täglich ſo entſetzlich viele Briefe und Bittgeſuche bekommt?“

Da erzählte ſie ihm von den Kollekten und Subſkriptionsliſten, die ohne Unterlaß in „Delphinenort“ einliefen und auch nach Möglichkeit Berückſichtigung fänden, von den Stößen von Bettelſchreiben aus Europa und Amerika, die mit jeder Poſt eingeliefert, durch die Herren Phlebs und Slippers geſichtet und Herrn Spoelmann in einer Auswahl vorgelegt würden. Zuweilen, ſagte ſie, mache

sie sich das Vergnügen, die Stöße durchzusehen und die Adressen zu lesen, denn diese seien nicht selten phantastischer Art. Die bedürftigen oder spekulativen Absender nämlich suchten einander schon auf den Umschlägen in Kurialien und Wohldienerei zu überbieten, und alle erdenklichen Titulaturen und Rangesbezeichnungen seien in seltsamen Mischungen auf den Briefen zu finden. Ein Bittsteller aber habe kürzlich jeden Wettbewerb geschlagen, indem er seinem Schreiben die Aufschrift gegeben habe: „Seiner Königlichen Hoheit Herrn Samuel Spoelmann". Übrigens habe er nicht mehr erhalten als die anderen ...

Ein andermal kam er mit gesenkter Stimme auf die „Eulenkammer" im Alten Schlosse zu sprechen und vertraute ihr an, daß neuerdings wieder Lärm darin beobachtet worden sei, was auf entscheidende Ereignisse in seiner, Klaus Heinrichs, Familie deute. Da lachte Imma Spoelmann und klärte ihn wissenschaftlich auf, indem sie mit vorgeschobenen Lippen ihr Köpfchen hin und her wandte, wie sie ihn über die Geheimnisse des Barometers aufgeklärt hatte. Das sei Unsinn, sagte sie, und es möge sich etwa so verhalten, daß ein Teil der Polterkammer ellipsoidenartig geformt sei, und eine zweite Ellipsoidenfläche von ähnlicher Krümmung und mit einer Lärmquelle im Brennpunkt sich irgendwo draußen befände, woher es dann komme, daß innerhalb des Spukzimmers Rumoren hörbar sei, das in der nächsten Umgebung nicht vernommen werden könne. Klaus Heinrich war ziemlich niedergeschlagen über diese Auslegung und wollte von dem allgemeinen Glauben an den Zusammenhang zwischen dem Gepolter und den Schicksalen seines Hauses nur ungern lassen.

So unterhielten ſie ſich, und auch die Gräfin nahm teil, auf verſtändige und auch auf verwirrte Art, da Klaus Heinrich ſich redlich Mühe gab, ſie nicht durch ſein Weſen zu ernüchtern und zu erkälten, ſondern ſie „Frau Meier“ nannte, ſobald ſie deſſen zu ihrer Sicherheit vor den Nachſtellungen der laſterhaften Weiber zu bedürfen glaubte. Er erzählte den Damen von ſeinem unſachlichen Leben, von den ſchönen Trinkſitzungen der Korpsbrüder, den militäriſchen Liebesmählern und ſeiner Bildungsreiſe, von ſeinen Angehörigen, ſeiner ehemals ſo herrlichen Mutter, die er dann und wann in „Segenhaus“ beſuchte, wo ſie traurigen Hof hielt, von Albrecht und Diklinde; Imma Spoelmann erwiderte mit einigen Nachträgen über ihre prachtvolle und ſonderbare Jugend, und die Gräfin ließ manchmal ein dunkles Wort über die Schrecken und Geheimniſſe des Lebens einfließen, worauf die beiden mit ernſten, ja andächtigen Mienen horchten.

Eine Art Spiel trieben ſie gern: es war das Erraten von Daſeinsformen, das ungefähre Einſchätzen der Menſchen, die ſie etwa ſahen, in die Abteilungen der bürgerlichen Welt, ſoweit ihre Wiſſenſchaft reichte — eine fremde und begierige Beobachtung der Paſſanten aus der Entfernung, vom Pferde herab oder von der Spoelmannſchen Terraſſe. Was für junge Leute mochten wohl dieſe ſein? Was mochten ſie treiben? Wohin gehören? Es waren wohl keine Handelsſchüler, ſondern vielleicht der Technik Befloſſene oder angehende Forſtmänner, gewiſſen Merkmalen nach, auch wohl von der landwirtſchaftlichen Hochſchule, ein wenig rauhe, aber tüchtige Burſchen jedenfalls, die ihren redlichen Weg ſchon machen würden. Aber die Kleine, Unordentliche, die hier vorüberſchlenderte, war wohl ſo etwas wie eine Fabrikarbeiterin oder Nähmamſell.

Solche Mädchen pflegten einen Liebhaber aus ähnlicher Sphäre zu haben, der ſie Sonntags in einen Kaffeegarten führte. Und ſie teilten einander mit, was ſie ſonſt etwa noch von den Leuten wußten, ſprachen mit Anerkennung davon und fühlten ſich mehr als durch Laufen und Ballſchlagen erwärmt durch dieſen Zeitvertreib.

Was die raſche Automobilfahrt betraf, ſo erklärte Imma Spoelmann im Laufe derſelben, daß ſie Klaus Heinrich eigentlich nur dazu eingeladen habe, um ihm den Chauffeur zu zeigen, der ſie fuhr, einen jungen, in braunes Leder gehüllten Amerikaner, von dem ſie behauptete, daß er dem Prinzen ähnlich ſähe. Klaus Heinrich verſetzte lachend, daß die Rückanſicht des Fahrers ihn nicht befähige, hierüber zu urteilen, und forderte die Gräfin auf, ihre Stimme abzugeben. Dieſe, nachdem ſie die Ähnlichkeit eine Zeitlang mit höfiſcher Entrüſtung geleugnet, ließ ſich, von Imma gedrängt, ſchließlich mit einem gekniffenen Seitenblick auf Klaus Heinrich herbei, ſie zu bejahen. Dann erzählte Fräulein Spoelmann, der ernſte, nüchterne und geſchickte junge Mann ſei urſprünglich im perſönlichen Dienſte ihres Vaters geſtanden, den er täglich von der Fünften Avenue zum Broadway und andere Wege gefahren habe. Herr Spoelmann aber habe auf außerordentliche Fahrgeſchwindigkeit, die faſt der eines Eilzuges gleichgekommen ſei, gehalten, und der ungeheuren Anſpannung, die ſolcherweiſe bei dem Getümmel von Neuyork von dem Wagenlenker gefordert worden, ſei dieſer auf die Dauer nicht gewachſen geweſen. Zwar habe ſich niemals ein Unfall ereignet; der junge Mann habe durchgehalten und mit gewaltiger Aufmerkſamkeit ſeine todesgefährliche Pflicht getan. Endlich aber ſei es wiederholt geſchehen, daß man ihn am Ziele der Fahrt ohnmächtig vom Sitz habe heben müſſen, und da

habe es ſich gezeigt, in welcher übermäßigen Anſtrengung er täglich gelebt habe. Um ihn nicht entlaſſen zu müſſen, habe Herr Spoelmann ihn zum Leibchauffeur ſeiner Tochter ernannt, welchen leichteren Dienſt er auch an dem neuen Aufenthaltsort zu verſehen fortfahre. Die Ähnlichkeit zwiſchen Klaus Heinrich und ihm habe Imma feſtgeſtellt, als ſie den Prinzen zum erſten Male geſehen. Es ſei natürlich keine Ähnlichkeit der Züge, wohl aber eine ſolche des Ausdrucks. Die Gräfin habe ſie zugegeben ... Klaus Heinrich ſagte, daß er durchaus nichts gegen die Ähnlichkeit einzuwenden habe, da der heldenmütige junge Mann ſeine volle Sympathie beſitze. Sie ſprachen dann noch mehreres von dem ſchweren und angeſpannten Daſein eines Chauffeurs, ohne daß die Gräfin Löwenjoul ſich weiter an dieſem Geſpräche beteiligte. Sie ſchwatzte nicht auf dieſer Fahrt, ſondern ſagte ſpäter mit friſchen Bewegungen einige richtige und klare Dinge.

Übrigens ſchien Herrn Spoelmanns Schnelligkeitsbedürfnis in gewiſſem Grade auf ſeine Tochter übergegangen zu ſein, denn jenen ausgelaſſenen Galopp des erſten gemeinſamen Ausflugs wiederholte ſie bei jeder neuen Gelegenheit; und da Klaus Heinrich, durch ihren Spott erhitzt, dem verſtörten und von Mißbilligung erfüllten Florian das Äußerſte zumutete, um nicht zurückzubleiben, ſo erhielten dieſe Gewaltritte jedesmal einen kampfartigen Charakter, wurden zu Wettrennen, die Imma Spoelmann ſtets auf unvermutete und launenhafte Weiſe vom Zaune brach. Mehrere dieſer Kämpfe entſpannen ſich an jener einſamen, am Waſſer hinlaufenden Wieſenböſchung, und einer beſonders war langwierig und erbittert. Er ſchloß ſich an ein kurzes Geſpräch über Klaus Heinrichs Popularität, das von Imma Spoelmann ebenſo unvermittelt eröffnet

wie abgebrochen wurde. Sie fragte plötzlich: „Habe ich recht gehört, Prinz, daß Sie so ungemein beliebt sind bei der Bevölkerung? Daß alle Herzen Ihnen zuschlagen?“

Er antwortete: „Man sagt so. Irgendwelche Eigenschaften, die keine Vorzüge zu sein brauchen, mögen der Grund sein. Übrigens weiß ich durchaus nicht, ob ich es glauben oder mich gar darüber freuen soll. Ich zweifle, ob es für mich spräche. Mein Bruder, der Großherzog, meint geradezu, die Popularität sei eine Schweinerei.“

„Ja, der Großherzog muß ein stolzer Mann sein; ich achte ihn sehr. Da stehen Sie dann im Dunst, und alles liebt Sie ... go on!“ rief sie plötzlich, ein scharfer Schlag mit der weißledernen Gerte traf Fatme, die aufzuckte, und die Jagd begann.

Sie dauerte lange. Noch nie hatten sie den Wasserlauf so weithin verfolgt. Links hatte sich längst die Aussicht geschlossen. Erdklumpen und Grasbüschel stoben unter den Hufen auf. Die Gräfin war bald zurückgeblieben. Als sie endlich die Pferde zügelten, zitterte Florian, der sein Letztes getan hatte, und sie selbst waren bleich und atmeten schwer. Der Rückweg verlief schweigsam. —

Am Nachmittag vor seinem diesjährigen Geburtstag sah Klaus Heinrich Raoul Überbein bei sich auf „Eremitage“. Der Doktor kam, um seine Gratulation darzubringen, da er morgen durch Arbeit verhindert sein würde. Sie gingen auf den Kieswegen im rückwärtigen Teil des Parkes umher, der Oberlehrer in Gehrock und weißer Binde, Klaus Heinrich in seiner Litewka. Das Gras stand reif zur Mahd unter der schrägen Nachmittagssonne, die Linden blühten. In einem Winkel, dicht an der Hecke, die den Grund von unschönen Vorstadtwiesen trennte, war ein kleiner, morscher Borkentempel gelegen.

Klaus Heinrich ſprach von ſeinem Verkehr auf „Delphinenort“, da dieſer Gegenſtand ihm am nächſten lag; er erzählte anſchaulich davon, ohne dem Doktor tatſächliche Neuigkeiten mitteilen zu können, denn dieſer zeigte ſich auf dem laufenden. Woher er das ſei? — Oh, aus verſchiedenen Quellen. Überdein habe nichts vor anderen voraus. — Und alſo kümmere man ſich in der Reſidenz um dieſe Dinge? — „Nein, behüte, Klaus Heinrich, niemand denkt daran. Weder an die Ritte, noch an die Leviſiten, noch an die Automobilfahrt. Dergleichen vermag natürlich keine Zunge in Bewegung zu ſetzen.“ — „Aber wir ſind ſo vorſichtig!“ — „Wir iſt prächtig, Klaus Heinrich, und das mit der Vorſicht auch. — Übrigens läßt Exzellenz von Knobelsdorff ſich genau über Ihre Taten Bericht erſtatten.“ — „Knobelsdorff? — Knobelsdorff?“ Klaus Heinrich ſchwieg. — „Und wie ſtellt ſich Baron Knobelsdorff zu den Berichten?“ fragte er dann. Nun, der alte Herr habe ja noch nicht Veranlaſſung genommen, in die Entwicklung der Dinge einzugreifen. — Aber die Öffentlichkeit? Die Leute? — Ja, die Leute hielten natürlich den Atem an. — „Und Sie, Sie ſelbſt, lieber Doktor Überbein?!“ — „Ich warte auf den Bowlendeckel“, erwiderte der Doktor.

„Nein!“ rief Klaus Heinrich mit freudiger Stimme. „Nein, es wird nichts aus dem Bowlendeckel, Doktor Überbein, denn ich bin glücklich, glücklich, was da auch kommen möge — verſtehen Sie das? Sie haben mich gelehrt, daß das Glück nicht meine Sache ſei, und haben mich bei den Ohren wieder zu mir ſelbſt gebracht, als ich es dennoch damit verſuchte, und ich war Ihnen unausſprechlich dankbar dafür, denn es war ſchrecklich, ſchrecklich, und ich vergeſſe es nicht. Aber dies hier iſt kein Ausflug

in den Tanzſaal des Bürgergartens, wovon man gedemütigt und Übelkeit im Herzen zurückkehrt, es iſt keine Verirrung und Entgleiſung und Erniedrigung. Sehen Sie denn nicht, daß die, von der wir reden, daß ſie weder in den Bürgergarten gehört, noch zu den adeligen Faſanen, noch irgendwohin ſonſt in der Welt als zu mir — daß ſie eine Prinzeſſin iſt, Doktor Überbein, und meinesgleichen, und daß alſo von Bowlendeckeln gar nicht die Rede ſein kann? Sie haben mich gelehrt, daß es liederlich ſei, zu behaupten, daß wir alle nur Menſchen ſeien, und innerlich hoffnungslos für mich, ſo zu tun, als ob es ſo ſei, und ein verbotenes Glück, das mit Schande enden müſſe. Aber dies hier iſt nicht das liederliche und verbotene Glück. Es iſt zum erſten Male das erlaubte und innerlich hoffnungsvolle und glückſelige Glück, Doktor Überbein, dem ich mich guten Muts überlaſſen darf, was da auch kommen mag ..."

„Adieu, Prinz Klaus Heinrich", ſagte Doktor Überbein, ohne übrigens ſchon aufzubrechen. Vielmehr fuhr er fort, die Hände auf dem Rücken und den roten Bart auf die Bruſt geſenkt, an Klaus Heinrichs linker Seite dahinzuwandeln.

„Nein", ſagte Klaus Heinrich. „Nein, nicht adieu, Doktor Überbein — das iſt es ja eben! Ich will Ihr Freund bleiben, der Sie es immer ſo ſchwer gehabt haben und ſo ſtolz auf Schickſal und Strammheit halten und mich ebenfalls ſtolz machten dadurch, daß Sie mich als Kameraden behandelten. Ich will nun, wo ich das Glück gefunden habe, nicht bequemeren Sinnes werden, ſondern Ihnen treu bleiben und mir und meinem hohen Beruf ..."

„Wird nicht gegeben", ſagte Doktor Überbein auf latei-

nisch und schüttelte seinen häßlichen Kopf mit den abstehenden, spitz zulaufenden Ohren.

„Doch, Doktor Überbein, ich bin nun ganz sicher, daß es das gibt, beides zusammen. Und Sie, Sie sollten nicht so kaltsinnig und abweisend neben mir hergehen, wo ich so glücklich bin und obendrein der Vorabend meines Geburtstags ist. Sagen Sie mir ... Sie haben so viele Einblicke getan und sich in jeder Weise den Wind um die Nase wehen lassen — aber haben Sie denn niemals Erfahrungen gemacht in dieser Richtung ... Sie wissen schon ... Sind Sie gar niemals ergriffen worden, wie ich es nun bin?"

„Hm", sagte Doktor Überbein und kniff die Lippen zusammen, daß sein roter Bart sich hob und Muskelballen sich an seinen Wangen bildeten. „Das könnte wohl dennoch so unterderhand sich einmal ereignet haben."

„Sehen Sie? Sehen Sie? Und nun erzählen Sie mir's, Doktor Überbein! Heute müssen Sie mir's erzählen!"

Und da es eine ernste und still besonnte, auch vom Dufte der Lindenblüten erfüllte Stunde war, so gab Raoul Überbein Auskunft über einen Zwischenfall seiner Laufbahn, dessen er in früheren Berichten niemals erwähnt hatte, und der gleichwohl vielleicht von entscheidender Bedeutung für sein Leben gewesen war. Er hatte sich abgespielt zu jener frühen Zeit, als Überbein die kleinen Strolche unterrichtet und nebenbei für sich selbst gearbeitet, sich den Leibgurt enger gezogen und fetten Bürgerkindern Privatstunden erteilt hatte, um sich Bücher kaufen zu können. Immer die Hände auf dem Rücken und den Bart auf der Brust, erzählte der Doktor in kurz angebundenem und scharfem Tone davon, indem er zwischen den einzelnen Sätzen fest die Lippen zusammenpreßte.

Damals hatte das Schicksal ihn unaussprechlich fest mit einem Weibe verbunden, einer schönen, weißen Frau, welche die Gattin eines edelsinnigen und achtenswerten Mannes und Mutter dreier Kinder war. Er war als Präzeptor der Kinder in das Haus gekommen, war aber später häufiger Tischgast und Hausfreund geworden, und auch mit dem Manne hatte er herzliche Empfindungen getauscht. Das zwischen dem jungen Lehrer und der weißen Frau war lange unbewußt und länger noch stumm und unterhalb aller Worte geblieben; aber es war im Schweigen erstarkt und übermächtig geworden, und in einer Abendstunde, als der Gatte sich in Geschäften verweilt hatte, einer heißen, süßen, gefährlichen Stunde, da war es in Flammen ausgebrochen und hätte sie fast betäubt. So hatte denn nun ihr Verlangen geschrien nach dem Glück, dem gewaltigen Glück ihrer Vereinigung; allein hie und da, bemerkte Doktor Überbein, kamen in der Welt anständige Handlungen vor. Sie waren sich zu schade gewesen, sagte er, um den gemeinen und lächerlichen Weg des Betruges einzuschlagen; und vor den arglosen Gatten „hinzutreten", wie man wohl sagt, und sein Leben zu zerstören, indem sie mit dem Rechte der Leidenschaft die Freiheit von ihm forderten, war gleichfalls nicht ganz nach ihrem Geschmack gewesen. Kurz, um der Kinder, um des guten und edlen Mannes willen, den sie hochschätzten, hatten sie Verzicht geleistet und einander entsagt. Ja, dergleichen kam vor, aber es war natürlich erforderlich, ein bißchen die Zähne zusammenzubeißen. Überbein kam noch immer zuweilen in das Haus der weißen Frau. Er speiste dort zu Abend, wenn seine Zeit es erlaubte, spielte eine Partie Kasino mit den Freunden, küßte der Hausfrau die Hand und sagte gute Nacht! ... Aber nachdem er dies

erzählt hatte, ſagte er das letzte, ſagte es noch kürzer und ſchärfer als das vorige, während ſich noch öfter die Muskelballen an ſeinen Mundwinkeln bildeten. Damals nämlich, als er und die weiße Frau Verzicht geleiſtet hatten, damals hatte Überbein dem Glücke, der „Bummelei des Glücks", wie er es ſeitdem nannte, endgültig und auf immer Valet geſagt. Da er die weiße Frau nicht gewinnen konnte oder wollte, hatte er ſich zugeſchworen, ihr Ehre zu machen und dem, was ihn mit ihr verband, indem er es weit brachte und ſich groß machte auf dem Felde der Arbeit — hatte ſein Leben auf die Leiſtung geſtellt, auf ſie allein, und war geworden, wie er war. — Das war das Geheimnis, war wenigſtens ein Beitrag zur Löſung des Rätſels von Überbeins Ungemütlichkeit, Überheblichkeit und Streberei. Klaus Heinrich ſah mit Bangen, wie außerordentlich grün ſein Geſicht war, als er ſich mit tiefer Verbeugung verabſchiedete und dabei ſagte: „Grüßen Sie die kleine Imma, Klaus Heinrich!"

Am nächſten Morgen nahm der Prinz im Gelben Zimmer die Glückwünſche des Schloßperſonals und ſpäter diejenigen der Herren von Braunbart-Schellendorf und von Schulenburg-Treſſen entgegen. Im Laufe des Vormittags fuhren die Mitglieder des großherzoglichen Hauſes zur Gratulation auf „Eremitage" vor, und um ein Uhr begab ſich Klaus Heinrich in ſeiner Chaiſe zum Familienfrühſtück bei dem Fürſten und der Fürſtin zu Ried-Hohenried, unterwegs vom Publikum ungewöhnlich beifällig begrüßt. Die Grimmburger waren vollzählig verſammelt in dem zierlichen Palais an der Albrechtsſtraße. Auch der Großherzog kam im Gehrock, grüßte alle mit dem ſchmalen Haupt, indem er mit der Unterlippe leicht an der oberen ſog, und trank Milch mit Mineralwaſſer vermiſcht zu den Speiſen.

Faſt unmittelbar nach beendetem Frühſtück zog er ſich zurück. Prinz Lambert war ohne ſeine Gemahlin erſchienen. Der alte Ballettfreund war gefärbt, ausgehöhlt, ſchlottricht und beſaß eine Grabesſtimme. Er wurde von den Verwandten bis zu einem gewiſſen Grade überſehen.

Unter Tafel drehte ſich das Geſpräch eine Weile um höfiſche Angelegenheiten, dann um das Gedeihen der kleinen Prinzeſſin Philippine und ſpäter faſt ausſchließlich um die großgewerblichen Unternehmungen des Fürſten Philipp. Der zarte kleine Herr erzählte von ſeinen Brauereien, Fabriken und Mühlen und namentlich von ſeinen Torfſtechereien, er ſchilderte Verbeſſerungen in den Betrieben, ſprach in Ziffern von Anlagen und Erträgniſſen, und ſeine Wangen röteten ſich, während die Verwandten ſeiner Frau ihm mit neugierigen, wohlwollenden oder ſpöttiſchen Mienen lauſchten.

Als in dem großen Blumenſalon der Kaffee genommen wurde, trat die Fürſtin mit ihrem vergoldeten Täßchen an ihren Bruder heran und ſagte: „Du haſt uns aber vernachläſſigt in letzter Zeit, Klaus Heinrich.“

Ditlindens herzförmiges Geſicht mit den Grimmburger Wangenknochen war nicht ganz ſo durchſichtig mehr, es hatte ein wenig mehr Farbe gewonnen ſeit der Geburt ihres Töchterchens, und ihr Haupt ſchien weniger ſchwer an der Laſt ihrer aſchblonden Flechten zu tragen.

„Habe ich euch vernachläſſigt?“ fragte er. „Ja, verzeih, Ditlinde, es mag wohl ſein. Aber ich war ſo ſehr in Anſpruch genommen, und dann wußte ich ja, daß auch du es biſt, denn nun haſt du ja nicht mehr nur deine Blumen zu warten.“

„Ja, die Blumen ſind aus der Herrſchaft verdrängt, ſie machen mir nicht viele Gedanken mehr. Es iſt nun ein

ſchöneres Leben und Blühen, das mir zu ſchaffen macht, und ich glaube, ich habe ſo rote Backen davon bekommen wie mein guter Philipp von ſeinem Torf (von dem er während des ganzen Frühſtücks geſprochen hat, was ich nicht loben will, aber es iſt ſeine Leidenſchaft). Und da ich ſo wohlbeſchäftigt und ausgefüllt war, ſo bin ich dir auch nicht gram geweſen, daß du dich nicht ſehen ließeſt und deine eigenen Wege gingſt, wenn ſie mir auch ein bißchen verwunderlich waren ...“

„Kennſt du denn meine Wege, Ditlind?“

„Ja, leider nicht von dir. Aber Jettchen Iſenſchnibbe hat mich auf dem laufenden gehalten — du weißt, ſie iſt ſtets unterrichtet —, und anfangs war ich heftig erſchrocken, das leugne ich nicht. Aber ſchließlich wohnen ſie ja auf ‚Delphinenort‘, und er hat einen Leibarzt, und Philipp meint auch, in ihrer Art ſeien ſie ebenbürtig. Ich glaube, ich habe mich früher abſprechend über ſie geäußert, Klaus Heinrich, habe etwas von ‚Vogel Roch‘ geſagt, wenn ich mich recht erinnere, und einen Scherz mit dem Worte ‚Steuerſubjekt‘ gemacht. Aber wenn du die Leute deiner Freundſchaft wert achteſt, ſo habe ich mich eben geirrt und nehme dieſe Äußerungen natürlich zurück und will verſuchen, fortan anders über ſie zu denken, das verſpreche ich dir ... Du haſt immer gern geſtöbert,“ fuhr ſie fort, als er ihr lächelnd die Hand geküßt hatte, „und ich mußte mit, und mein Kleid (weißt du noch? das rotſamtne), das hatte die Koſten zu tragen. Nun ſtöberſt du allein, und Gott gebe, daß du nichts Häßliches dabei erfährſt, Klaus Heinrich.“

„Ach, Ditlind, ich glaube eigentlich, daß es immer ſchön iſt, was man erfährt, ob gut, ob ſchlimm, aber es iſt gut, was ich erfahre ...“

Um halb fünf Uhr verließ der Prinz aufs neue Schloß „Eremitage“, und zwar auf seinem Dogcart, den er selbst kutschierte, Rücken an Rücken mit einem Lakaien. Es war warm, und Klaus Heinrich trug weiße Beinkleider zum zweireihigen Überrock. Nach beiden Seiten grüßend, fuhr er abermals zur Stadt, genauer zum Alten Schloß, ließ aber das Albrechtstor liegen und nahm seine Einfahrt in den Komplex durch einen Nebentorweg, legte zwei Höfe zurück und hielt in demjenigen mit dem Rosenstock.

Alles war still und steinern hier; die Treppentürme mit ihren schrägen Fenstern, schmiedeeisernen Balustraden und schönen Skulpturen ragten in den Ecken empor, und in Licht und Schatten stand das verschiedenartige Bauwerk umher, teils grau und verwittert, teils neueren Ansehens, mit Giebeln und kastenartigen Ausladungen, mit offenen Loggien, Einblicken durch weite Bogenfenster in gewölbte Hallen und gedrungenen Säulengängen. In der Mitte aber, in seinem umgitterten Beet, stand der Rosenstock und blühte, so sehr hatte das Jahr ihn begünstigt.

Klaus Heinrich gab die Zügel dem Diener, ging hin und betrachtete die dunkelroten Rosen. Sie waren außerordentlich schön — voll und sammetähnlich, edel gebildet und wahre Kunstwerke der Natur. Mehrere waren schon ganz erschlossen.

„Bitte, rufen Sie Hesekiel“, sagte Klaus Heinrich zu einem schnurrbärtigen Türhüter, der, die Hand am Dreispitz, herangetreten war.

Hesekiel kam, der Hüter des Rosenstocks. Es war ein Greis von siebzig Jahren, in einer Gärtnerschürze, mit Triefaugen und gebeugtem Rücken.

„Haben Sie eine Schere bei sich, Hesekiel?“ fragte Klaus Heinrich laut. „Ich möchte eine Rose haben.“ Und Hese-

kiel zog eine Gartenschere aus der beutelartigen Tasche seiner Schürze.

„Die hier," sagte Klaus Heinrich, „das ist die schönste." Und mit zitternden Händen durchschnitt der Alte den dornigen Stengel.

„Ich will sie besprengen, Königliche Hoheit", sagte er und begab sich mit schlürfenden Schritten in einen Winkel des Hofes zum Wasserhahn. Schimmernde Tropfen hafteten, als er zurückkehrte, auf den Blättern der Rose wie auf dem Gefieder von Wasservögeln.

„Danke, Hesekiel", sagte Klaus Heinrich und nahm die Rose. „Immer bei Kräften? Hier!" Und er gab dem Greise ein Geldstück und bestieg den Dogcart, fuhr, die Rose neben sich auf dem Sitz, über die Höfe und kehrte nach der Meinung aller, die ihn sahen, vom Alten Schloß, wo er wahrscheinlich eine Unterredung mit dem Großherzog gehabt hatte, nach „Eremitage" zurück.

Er fuhr aber von dort durch den Stadtgarten nach „Delphinenort". Der Himmel hatte sich verdunkelt, große Tropfen fielen schon auf die Blätter nieder, und in der Ferne donnerte es.

Die Damen saßen beim Tee, als Klaus Heinrich, von dem bauchigen Butler geführt, in der Galerie erschien und die Stufen zum Gartensalon hinabschritt. Herr Spoelmann war, wie gewöhnlich in letzter Zeit, nicht anwesend. Er lag mit Breiumschlägen. Perceval, der in schneckenförmiger Pose neben Immas Stuhle lag, schlug mehrmals grüßend mit dem Schweif auf den Teppich. Die Vergoldung der Möbel war stumpf, denn hinter der Glastür lag der Park im Wetterschatten.

Klaus Heinrich tauschte einen Händedruck mit der Tochter des Hauses und küßte der Gräfin die Hand, indem er

sie gleichzeitig sanft aus der höfischen Verbeugung emporhob, in die sie ihrer Gewohnheit nach versunken war. „Da ist es nun Sommer", sagte er zu Imma Spoelmann und bot ihr die Rose. Er hatte ihr noch niemals Blumen gebracht.

„Welche Ritterlichkeit!" sagte sie. „Danke, Prinz! Und sie ist schön!" fuhr sie in aufrichtiger Bewunderung fort (während sie sonst nie etwas lobte) und umfing das herrliche Blumenhaupt, dessen traurige Blätter an den Rändern köstlich gerollt waren, mit ihren schmalen und schmucklosen Händen. „Gibt es so schöne Rosen hier? Woher haben Sie sie?" Und sie neigte durstig ihr schwarzbleiches Köpfchen darüber.

Ihre Augen waren voller Schrecken, als sie es wieder hob. —

„Sie duftet nicht!" sagte sie, und ein Ausdruck von Ekel erschien um ihren Mund. „Warten Sie ... Doch, sie riecht nach Moder!" sagte sie. „Was bringen Sie mir, Prinz?" Und ihre übergroßen schwarzen Augen in dem perlblassen Gesichtchen schienen vor fragendem Entsetzen zu glühen.

„Ja," sagte er, „verzeihen Sie, das ist unsere Art von Rosen. Sie ist von dem Stock in einem der Höfe des Alten Schlosses. Haben Sie niemals davon gehört? Es hat seine Bewandtnis damit. Das Volk sagt, daß sie eines Tages aufs lieblichste zu duften beginnen werden."

Sie schien ihm nicht zuzuhören. „Es ist, als hätte sie keine Seele", sagte sie und betrachtete die Rose. „Aber sie ist vollkommen schön, das muß man ihr lassen ... Nun, das ist ein fragwürdiges Naturspiel, Prinz. Aber haben Sie jedenfalls Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Und wenn sie aus dem Schloß Ihrer Väter stammt, so muß man ihr Reverenz erweisen."

Sie ſtellte die Roſe in ein Waſſerglas neben ihr Gedeck. Ein Schwanverbrämter brachte dem Prinzen Taſſe und Teller. Und ſie plauderten beim Tee über den verwunſchenen Roſenſtock und dann über gewohnte Gegenſtände, über das Hoftheater, über ihre Pferde, über allerlei nichtige Streitfragen, in welchen Imma Spoelmann ihm widerſprach, geſchliffene Redensarten in Anführungsſtrichen daherführte, indem ſie ſich über ſie luſtig machte, ihn mattſetzte in erleſener Schriftrede, die ſie mit ihrer gebrochenen Stimme hervorſprudelte, während ſie launiſch ihr Köpfchen dabei drehte. Später wurde ein gewichtiger, in weißes Papier verpackter Ballen gebracht, eine Sendung des Buchbinders für Fräulein Spoelmann, enthaltend eine Anzahl von Werken, die ſie in ſchöne und dauerhafte Gewänder hatte kleiden laſſen. Sie öffnete das Paket, und alle drei ſahen nach, ob der Handwerker gute Arbeit getan habe.

Es waren faſt lauter gelehrte Bücher, entweder ſolche, die inwendig ſo zauberhaft ausſahen wie Imma Spoelmanns Kollegheft, oder ſolche, die ſich mit wiſſenſchaftlicher Seelenkunde, ſcharfſinnigen Zergliederungen der inneren Vorgänge befaßten; und ſie waren aufs koſtbarſte ausgeſtattet, mit Pergament und gepreßtem Leder, mit Golddruck, ausgeſuchten Papieren und ſeidenen Bandzeichen. Imma Spoelmann zeigte ſich leidlich zufrieden mit der Lieferung, aber Klaus Heinrich, der niemals ſo reiche Bände geſehen hatte, war des Lobes voll.

„Nun werden ſie alſo aufgeſtellt?“ fragte er ... „Zu den anderen oben? Sie haben wohl viele Bücher? Und ſind alle ſo ſchön wie dieſe? Laſſen Sie mich zuſehen, wie Sie ſie einreihen! Ich kann nicht fahren, das Wetter ſteht immer noch da und droht meinen weißen Hoſen. Ich weiß überhaupt nicht, wie Sie wohnen auf Delphinenort,

ich war nie in Ihrem Studio. Wollen Sie mir Ihre Bücher zeigen?"

„Das hängt von der Gräfin ab", sagte sie und war damit beschäftigt, die neuen Bände aufeinanderzustapeln. „Gräfin, der Prinz wünscht meine Bücher zu sehen. Darf ich Sie bitten, sich hierzu zu äußern?"

Gräfin Löwenjoul saß in Abwesenheit. Den kleinen Kopf zur Schulter geneigt, betrachtete sie Klaus Heinrich mit einem scharf gekniffenen, ja boshaften Blick und ließ dann ihre Augen zu Imma Spoelmann hinübergleiten, während ihre Miene sich veränderte und ein weicher, mitleidiger und besorgter Ausdruck davon Besitz ergriff. Lächelnd kam sie zu sich und nestelte eine kleine Uhr aus ihrem braunen, enganschließenden Kleide hervor.

„Um sieben Uhr", sagte sie frisch, „erwartet Mister Spoelmann Sie, Imma, damit Sie ihm vorlesen. Sie haben eine halbe Stunde, um den Wunsch Seiner Königlichen Hoheit zu erfüllen."

„Nun, so kommen Sie, Prinz, und besichtigen Sie mein Studio!" sagte Imma. „Auch mögen Sie sich immerhin an der Überführung der Bücher beteiligen, sofern Ihre Hoheit es zuläßt. Ich nehme die Hälfte ..."

Aber Klaus Heinrich nahm alle Bücher. Er umfaßte sie mit beiden Armen, obgleich der linke ihm wenig nütze war, und der Stapel reichte ihm über das Kinn. So, rückwärts gebeugt und behutsam, um nichts zu verlieren, folgte er der führenden Imma hinüber in den nach der Auffahrtsallee gelegenen Flügel, in dessen Hauptgeschoß die Wohnungen Fräulein Spoelmanns und der Gräfin Löwenjoul lagen.

In dem großen und wohnlichen Zimmer, das sie durch eine schwere Tür betraten, ließ er seine Last auf die sechs-

eckige Platte eines Ebenholztiſches nieder, der vor einem maſſigen, mit golddurchwirktem Stoff überkleideten Sofa ſtand. Imma Spoelmanns Studio war nicht in dem geſchichtlichen Stile des Schloſſes, ſondern in neuerem Geſchmack und übrigens ohne alle Zierlichkeit, vielmehr mit großzügigem, herrenhaftem und zweckmäßigem Luxus hergerichtet. Mit edlem Holze getäfelt bis hoch hinauf und geſchmückt mit alten Tonwaren, die rings unter der Decke auf den Geſimſen ſchimmerten, war es ausgeſtattet mit morgenländiſchen Teppichen, einem Kamin mit ſchwarzmarmornem Mantel, auf deſſen Platte ſchöngeformte Vaſen und eine goldene Stutzuhr ſtanden, breiten, bordierten Sammetſtühlen und Vorhängen aus dem gewirkten Stoff des Sofabezuges. Der geräumige Schreibtiſch ſtand vor dem Bogenfenſter, welches die Ausſicht auf das große Brunnenbaſſin vorm Schloſſe bot. Eine Wand war mit Büchern bedeckt, aber die Hauptbibliothek befand ſich in dem anſtoßenden, kleineren und ebenfalls mit Teppichen belegten Raum, in den eine offene Schiebetür Einblick gewährte, und deſſen Wände durchaus und bis zur Decke hinauf mit Bücherborden umſtellt waren.

„Nun, Prinz, dies iſt meine Eremitage", ſagte Imma Spoelmann. „Sie gefällt Ihnen, wie ich hoffe?"

„Doch, ſie iſt herrlich", ſagte er. „Übrigens ſah er ſich gar nicht um, ſondern blickte unverwandt auf ſie, die bei dem ſechseckigen Tiſch an dem Seitenpolſter des Sofas lehnte. Sie trug eines ihrer ſchönen Hauskleider, ein ſommerliches heute, aus einem blütenweißen, gefalteten Stoff, mit offen Ärmeln und einer gelben Stickerei auf der Bruſt. Die Haut ihrer Arme und ihres Halſes erſchien bräunlich wie angerauchter Meerſchaum gegen die Weiße des Kleides, ihre übergroßen und glänzend ernſten Augen in dem ſelt-

ſamen Kindergeſichtchen redeten eine fließende und unaufhaltſame Sprache, und eine glatte Strähne ihres blauſchwarzen Haares fiel ſeitwärts in ihre Stirn. Sie hatte Klaus Heinrichs Roſe in der Hand.

„Doch, ſie iſt herrlich“, ſagte er, der vor ihr ſtand, und wußte nicht, was er meinte. Seine blauen Augen, von den volkstümlichen Wangenknochen bedrängt, waren trüb wie von Schmerz. „Sie haben ſo viele Bücher,“ fügte er hinzu, „wie meine Schweſter Ditlinde Blumen hat.“

„Hat die Fürſtin ſo viele Blumen?“

„Ja, aber neuerdings ſind ſie ihr weniger wert.“

„Nun wollen wir einräumen“, ſagte ſie und griff nach den Büchern.

„Nein, warten Sie“, ſagte er mit ſchwerer Bruſt. „Ich habe Ihnen ſo viel zu ſagen, und unſere Zeit iſt ſo kurz. Sie müſſen wiſſen, daß heute mein Geburtstag iſt — darum kam ich und brachte Ihnen die Roſe“

„Oh,“ ſagte ſie, „das iſt bemerkenswert! Es iſt Ihr Geburtstag heute? Nun, ich bin ſicher, daß Sie alle Glückwünſche mit dem Ihnen eigenen Anſtand entgegengenommen haben Nehmen Sie auch den meinen! Es war hübſch, daß Sie mir heute die Roſe brachten, obgleich ſie ihr Bedenkliches hat...“ Und ſie verſuchte noch einmal mit furchtſamem Ausdruck den Moderduft. „Wie alt werden Sie heute, Prinz?“

„Siebenundzwanzig“, antwortete er. „Vor ſiebenundzwanzig Jahren wurde ich auf der Grimmburg geboren. Ich habe es immer recht ſtreng und einſam ſeitdem gehabt.“

Sie ſchwieg. Und plötzlich ſah er, wie ihr Blick, unter leicht verfinſterten Brauen, an ſeiner Seite ſuchte — ja, obwohl er, ſeiner Übung nach, ein wenig ſchräg vor ihr ſtand und ihr die rechte Schulter zuwandte, konnte er nicht

verhindern, daß ihre Augen ſich mit ſtillem Forſchen auf ſeinen linken Arm, auf die Hand hefteten, die er weit rückwärts in die Hüfte geſtemmt hatte.

„Haben Sie das da ſeit Ihrer Geburt?“ fragte ſie leiſe.

Er erbleichte. Aber mit einem Laut, der wie ein Laut der Erlöſung klang, ſank er vor ihr nieder, indem er die ſeltſame Geſtalt mit beiden Armen umſchlang. Da lag er in ſeinen weißen Hoſen und ſeinem blau und roten Rock mit den Majorsraupen auf den ſchmalen Schultern.

„Kleine Schweſter ...“, ſagte er. „Kleine Schweſter ...“

Sie antwortete mit vorgeſchobenen Lippen: „Haltung, Prinz. Ich bin der Meinung, daß es nicht erlaubt iſt, ſich gehen zu laſſen, ſondern daß man unter allen Umſtänden Haltung bewahren muß.“

Aber hingegeben und mit blinden Augen, das Geſicht zu ihr emporgewandt, ſagte er nichts als: „Imma ... kleine Imma ...“

Da nahm ſie ſeine Hand, die linke, verkümmerte, das Gebrechen, die Hemmung bei ſeinem hohen Beruf, die er von Jugend auf mit Kunſt und Wachſinn zu verbergen gewöhnt war — nahm ſie und küßte ſie.

Die Erfüllung

*****

Ernste Gerüchte liefen über den Gesundheitszustand des Finanzministers Doktor Krippenreuther im Lande um. Man sprach von nervöser Zerrüttung, von einem fortschreitenden Magenübel, auf welches in der Tat die schlaffen und gelben Gesichtszüge Herrn Krippenreuthers zu schließen berechtigten ... Was ist Größe! Der Tagelöhner, der fahrende Strolch beneideten diesen gequälten Würdenträger nicht um seinen Titel, seine Gnadenketten, seinen Rang bei Hofe, sein hervorragendes Amt, zu dem er zähe emporgestrebt war, um sich darin aufzureiben. Sein Rücktritt war wiederholt als unmittelbar bevorstehend gemeldet worden — einzig und allein dem Widerwillen des Großherzogs gegen neue Gesichter sowie der Erwägung, daß ein Personalwechsel zur Zeit nichts bessern könne, sei es, sagte man, zuzuschreiben, daß dieser Rücktritt noch nicht zur Tatsache geworden war. Doktor Krippenreuther hatte seinen Sommerurlaub in einem Höhenkurort verbracht; aber falls er dort oben einige Erholung gefunden, so wurden nach seiner Heimkehr die gesammelten Kräfte rasch wieder verzehrt, denn gleich zu Beginn der parlamentarischen Jahreszeit gab es Zwietracht zwischen dem Minister und der Budgetkommission — schwere Mißhelligkeiten, die gewiß nicht in einem Mangel an Geschmeidigkeit seinerseits, sondern in den Verhältnissen, der heillosen Sachlage begründet waren.

Mitte September eröffnete Albrecht II. unter den hergebrachten Gebräuchen im Alten Schlosse den Landtag. Eine Anrufung Gottes durch den Hofprediger D. Wislizenus in der Schloßkirche war der Zeremonie vorausgegangen; dann begab sich der Großherzog, begleitet von dem Prinzen Klaus Heinrich, in feierlichem Zuge zum Thronsaal, woselbst die Mitglieder der beiden Kammern, die Minister, die Hofchargen und viele andere Herren in Uniform und Bürgerkleid die fürstlichen Brüder mit einem dreifachen Hoch begrüßten, aufgefordert dazu durch den Präsidenten der Ersten Kammer, einen Grafen Prenzlau.

Albrecht hatte dringend gewünscht, seine Rolle bei der förmlichen Handlung an seinen Bruder abzutreten, und nur auf inständige Gegenvorstellungen des Herrn von Knobelsdorff schritt er im Zuge hinter den als Pagen verkleideten Kadetten her. Er schämte sich seiner verschnürten Husarenjacke, seiner prallen Hosen und dieses ganzen Hokuspokus in dem Grade, daß Ärger und Verlegenheit ihm unzweideutig vom Gesichte zu lesen waren. Seine Schulterblätter waren nervös verzogen, als er die Stufen zum Thron emporstieg. Dann stand er vor dem Theaterstuhl unter dem schadhaften Baldachin und sog an der Oberlippe. Auf dem weißen Stehkragen, der weit aus dem silbernen Husarenkragen hervorragte, ruhte sein schmaler, spitzbärtiger, unmilitärischer Kopf, und seine blauen, einsam blickenden Augen sahen niemanden. Das Klirren der Sporen des Flügeladjutanten, der ihm die Handschrift der Thronrede überreichte, klang durch den Saal, in welchem sich Stille verbreitet hatte. Und leise, ein wenig lispelnd und mehrmals von plötzlicher Heiserkeit unterbrochen, verlas der Großherzog, was man ihm aufgesetzt hatte.

Es war das schonungsvollste Schriftstück, das je zu Ge-

hör gekommen, und ſetzte jeder niederſchlagenden Tatſache äußerer Natur einen dem Volke innewohnenden ſittlichen Vorzug entgegen. Es fing damit an, die im Lande vorhandene Tüchtigkeit zu preiſen, und räumte dann ein, daß gleichwohl nicht auf allen Gebieten des Erwerbslebens ein eigentlicher Aufſchwung zu verzeichnen ſei, ſo daß die Einnahmequellen nicht durchweg die wünſchenswerte Ergiebigkeit aufwieſen. Es vermerkte mit Genugtuung, wie der Sinn für das Gemeinwohl und wirtſchaftlicher Opfermut ſich mehr und mehr in der Bevölkerung ausbreiteten, und erklärte dann ohne Schönfärberei, daß „trotz überaus begrüßenswerter Erhöhung der Steuereingänge infolge Zuzugs ſteuerkräftiger Fremder" — womit Herr Spoelmann gemeint war — an eine Herabſetzung der Anſprüche an den eben gewürdigten Opfermut nicht wohl habe gedacht werden können. Selbſt ohnedies, hieß es weiter, hätten ſich im Etatsentwurf nicht alle finanzpolitiſchen Ziele erreichen laſſen, und wenn es zunächſt noch nicht gelungen ſei, die Schuldentilgung auf das angeſtrebte Maß zu bringen, ſo ſehe die Regierung doch in der Fortſetzung einer maßvollen Anlehenspolitik den beſten Ausweg aus den rechneriſchen Verwicklungen. Auf jeden Fall fühle ſie ſich — die Regierung — in aller Ungunſt der Verhältniſſe von dem Vertrauen des Volkes getragen, jenem Glauben an die Zukunft, der ein ſo ſchönes Erbteil unſeres Stammes ſei ... Und ſo bald als tunlich verließ die Thronrede das mißliche Gebiet des Geldwirtſchaftlichen, um ſich minder heiklen Gegenſtänden, dem Kirchen-, Schul- und Rechtsweſen zuzuwenden. Staatsminiſter von Knobelsdorff erklärte im Namen des Monarchen den Landtag für eröffnet. Und die Hochrufe, die Albrecht begleiteten, als er den Saal verließ, hatten einen trotzig verzweifelten Nachdruck.

Da die Witterung noch sommerlich war, kehrte er sofort nach Hollerbrunn zurück, von wo er notgedrungen zur Stadt gekommen war. Er hatte das seine getan, und was übrigblieb, war Sache Herrn Krippenreuthers und des Landtags. Es kam, wie gesagt, sogleich zu Streitigkeiten, und zwar wegen mehrerer Punkte auf einmal: der Vermögenssteuer, der Fleischsteuer und des Beamtengehaltstarifs.

Da nämlich die Volksvertretung für nichts in der Welt zur Bewilligung neuer Steuern zu bewegen gewesen wäre, so war Doktor Krippenreuthers grübelnder Geist darauf verfallen, die bisher gebräuchlich gewesenen Extrasteuern in eine Vermögenssteuer umzuwandeln, die, den Steuerfuß auf dreizehneinhalb vom Hundert angesetzt, einen Mehrertrag von rund einer Million ergeben würde. Wie bitter notwendig, ja, wie unzulänglich ein solcher Mehrertrag war, erhellte denn auch aus dem Hauptvoranschlag für das neue Etatsjahr, welcher, der Übernahme neuer Lasten auf die Staatskasse ungeachtet, mit einem Fehlbetrag abschloß, der das Herz jedes wirtschaftlich Einsichtigen mußte erbeben machen. Da aber klar war, daß fast allein die Städte durch die Vermögenssteuer würden belastet werden, so kehrte sich gegen den Steuerfuß von dreizehneinhalb die volle Entrüstung der städtischen Vertreter, und zum mindesten forderten sie als Entgelt die Abschaffung der Fleischsteuer, die sie volksfeindlich und vorsintflutlich nannten. Hinzu kam, daß die Kommission mit Unnachgiebigkeit auf der längst versprochenen und immer hinausgeschobenen Aufbesserung der Beamtenbesoldung bestand — wobei nicht zu leugnen war, daß die Gehälter der Verwaltungsbeamten, Geistlichen und Lehrer des Großherzogtums in der Tat zum Erbarmen aufforderten. Allein Dr. Krippenreuther

konnte nicht Gold machen — „ich habe nicht Gold machen gelernt", sagte er wörtlich —, und so wenig er sich in der Lage sah, auf die Fleischsteuer zu verzichten, so wenig wußte er Rat gegen den Notstand der Beamten. Ihm blieb nichts übrig, als auf seine dreizehneinhalb vom Hundert zu trotzen, obwohl er am besten wußte, daß man durch ihre Bewilligung nicht wesentlich würde gefördert sein. Denn die Lage war ernst, und schwermütige Geister gaben ihr trübere Bezeichnungen.

Über die Ernteergebnisse der letzten Jahre enthielt die „Zeitschrift des Großherzoglichen Statistischen Bureaus" erschreckende Angaben. Die Landwirtschaft hatte eine Reihe von Mißjahren zu verzeichnen. Wetterunbilden, Hagel, Dürre und übermäßiger Regen hatten die Bauern getroffen; ein außerordentlich schneearmer und kalter Winter hatte die Saaten erfrieren gemacht; und die Kritiker behaupteten, wenn auch ziemlich unbewiesenerweise, daß die Fällungen bereits das Klima beeinträchtigt hätten. Jedenfalls war laut zahlenmäßiger Nachweisung der Gesamtertrag an Körnern im beunruhigendsten Grade zurückgegangen. Die Beschaffenheit des Strohs, das übrigens in ungenügenden Mengen vorhanden war, ließ der amtlichen Redewendung nach zu wünschen übrig; die Ziffern der Kartoffelernte standen weit hinter dem Durchschnittsertrag von Jahrzehnten zurück, zu schweigen davon, daß nicht weniger als zehn vom Hundert dieser Früchte erkrankt waren; den künstlichen Futterbau angehend, so zählten die letzten beiden Jahre, sowohl in bezug auf die Menge als auch auf die Beschaffenheit des Ertrages an Klee und Luzerne, zu den ungünstigsten der ganzen Erhebungsperiode, und weder mit der Ernte an Winterraps noch mit derjenigen an Heu und Grummet stand es besser. Der Niedergang der landwirt-

ſchaftlichen Verhältniſſe fand kraſſen Ausdruck in der Zunahme der Zwangsveräußerungen, deren Ziffer in dieſem Berichtsjahr entſetzlich emporſchnellte. Aber der Mißwuchs zog Steuerausfälle nach ſich, die, wenn ſie anderswo ſchmerzlich empfunden worden wären, bei uns verhängnisvoll wirken mußten.

Die Forſten? Es war nichts daraus erwirtſchaftet worden. Ein Unheil kam zum andern; Schädlinge, Nonnen hatten die Wälder mehrmals heimgeſucht — und daran, daß durch die Überhauungen der Wald überhaupt in ſeinem Kapitalwerte erſchüttert war, braucht nicht erinnert zu werden.

Die Silberbergwerke? Sie waren lange erträgnislos geweſen. Zerſtörende Naturmächte hatten den Betrieb unterbrochen, und da die Wiederherſtellung große Koſten verurſacht haben würde, auch die Ergebniſſe niemals ſo recht den Aufwendungen hatten entſprechen wollen, ſo hatte man ſich genötigt geſehen, die vorläufige Auflaſſung der Werke zu verfügen, obgleich dadurch viele Arbeiter brotlos gemacht und ganze Gegenden geſchädigt wurden.

Genug! Wie es in dieſer Zeit der Prüfung um die ordentlichen Einnahmen des Staates ſtand, iſt hiermit gekennzeichnet. Die ſchleichende Kriſe, das von einem Wirtſchaftsjahr in das andere geſchleppte Defizit war durch Notſtand, durch die Feindſeligkeit der Elemente und Steuerausfall brennend, war ſchreiend geworden, und bei der ratloſen Umſchau nach Heilmitteln — nach Linderungsmitteln offenbarte ſich dem blödeſten Blick der ganze Jammer unſerer Finanzgebarung. An die Bewilligung neuer Abgaben war nicht einmal zu denken. Steueruntüchtig von Natur, war das Land in dieſem Augenblick erſchöpft, ſeine Steuerkraft erlahmt, und die Krittler behaupteten, daß auf

dem Lande der Anblick unterernährter Gestalten immer häufiger werde, woran erstens die empörenden Verzehrungssteuern und zweitens die unmittelbaren Steuerlasten die Schuld trügen, welche bekanntlich den Viehbesitzer zwängen, alle Vollmilch zu Gelde zu machen. Was aber jenes andere, minder sittliche, doch verlockend bequeme Hilfsmittel gegen Geldmangel betrifft, welches die Finanzwissenschaft kennt, nämlich die Anleihe, so war die Stunde gekommen, wo eine mißbräuchliche und leichtfertige Ausnutzung dieses Mittels sich bitter zu rächen begann.

Nachdem man die Schuldentilgung eine Weile auf ungeschickte und verlustbringende Weise betrieben, hatte man sie unter Albrecht II. so gut wie ganz unterlassen, hatte die klaffenden Löcher im Etat mit neuen Anleihen und Schatzscheinen notdürftig gestopft und sah sich erbleichend einer schwebenden und kurzfristigen fundierten Schuld gegenüber, deren Höhe zur Kopfzahl der Einwohnerschaft in skandalösem Verhältnis stand. Doktor Krippenreuther war nicht vor den Praktiken zurückgeschreckt, die in solchem Falle dem Staat zu Gebote stehen. Er hatte sich hoher Kapitalverbindlichkeiten entschlagen, hatte zur Zwangskonversion gegriffen und, nicht ohne gleichzeitige Herabsetzung des Zinsfußes, kurzfristige Schulden über die Köpfe der Gläubiger hinweg in ewige Rentenschulden umgewandelt. Aber die Renten wollten gezahlt sein, und während diese Zahlungsverpflichtungen unsere Volkswirtschaft unerträglich belasteten, wurde durch den Tiefstand des Kurses bei jeder neuen Ausgabe von Schuldverschreibungen der Kapitalerlös für die Staatskasse geringer. Mehr noch: die wirtschaftliche Krise im Großherzogtum bewirkte, daß die auswärtigen Gläubiger ihre Forderungen hastig zu veräußern suchten, was wiederum Kurssturz und verstärkten

Geldabfluß zur Folge hatte, und Bankbrüche in der Geſchäftswelt waren an der Tagesordnung.

Mit einem Worte: unſer Kredit war erſchüttert, unſere Papiere ſtanden tief unter dem Nennwerte, und wenn der Landtag eine neue Anleihe vielleicht auch lieber als neue Steuern bewilligt hätte, ſo waren die Bedingungen, die dem Lande auferlegt worden wären, doch ſolcher Art, daß die Begebung ſchwierig, wenn nicht unmöglich erſchien. Denn zu allem Unglück kam dies, daß man gerade damals unter dem Druck jener allgemeinen wirtſchaftlichen Mißſtimmung, jener Geldteuerung ſtand, die noch in jedermanns Erinnerung iſt.

Was tun, um feſten Boden zu gewinnen? Wohin ſich wenden, um den Geldhunger zu ſtillen, der uns verzehrte? Die Veräußerung der zur Zeit erträgnisloſen Silberbergwerke und die Verwendung des Erlöſes zur Tilgung hochverzinslicher Schulden war längſt erwogen worden. Jedoch durch den Verkauf, der, wie die Dinge lagen, notwendig ungünſtig ausfallen mußte, wäre nicht nur das in den Werken angelegte Kapital faſt ganz verlorengegangen, ſondern der Staat hätte ſich auch der Gewinne begeben, die dennoch vielleicht über kurz oder lang einmal daraus würden zu erlangen ſein — und ſchließlich war nicht von heute auf morgen ein Käufer zu finden. Einen Augenblick — es war ein Augenblick ſeeliſcher Hinfälligkeit — kam ſelbſt der Verkauf von Staatsforſten in Betracht. Aber hier darf geſagt werden, daß immerhin genug geſunder Sinn im Lande vorhanden war, um zu verhindern, daß unſere Wälder der Privatinduſtrie überantwortet würden.

Um nichts zu verſchweigen: noch andere Verkaufsgerüchte kamen auf, Gerüchte, die darauf ſchließen ließen,

daß die Verlegenheit nicht vor Stätten haltmachte, welche das ehrerbietige Volk ſich gern als allen Unbilden der Zeit entrückt gedacht hätte. Der „Eilbote", nicht gewohnt, ſeinem Zartgefühl eine Information zu opfern, brachte zuerſt die Nachricht, daß zwei im offenen Lande gelegene Schlöſſer des Großherzogs, „Zeitvertreib" und „Favorita", dem Verkauf unterſtellt ſeien. In Erwägung, daß beide Beſitztümer für Wohnzwecke der allerhöchſten Familie nicht mehr in Betracht kämen und jährlich ſteigende Zuſchüſſe erforderten, habe die Verwaltung der Kronfideikommißgüter die zuſtändigen Stellen angewieſen, die Veräußerung in die Wege zu leiten Was bedeutete das? Offenbar ſtand es anders damit als mit dem Verkauf von „Delphinenort", der die Folge eines ganz außerordentlichen und überaus günſtigen Angebots und außerdem eine Handlung der Staatsklugheit geweſen war. Leute, die abgehärtet genug waren, um Dinge namhaft zu machen, vor deren Nennung ein feineres Empfinden zurückbebt, ſprachen es aus, daß die Hoffinanzdirektion von unruhig gewordenen Gläubigern rückſichtslos bedrängt werde und, wenn ſie ſolche Verkäufe empfehle, einem unerbittlichen Zwang unterliege.

Wohin war es gekommen? In welche Hände würden die Schlöſſer gelangen? Gerade die Beſtgeſinnten, die ſo fragten, waren geneigt, eine weitere Nachricht, die von überklugen Alleswiſſern ausgeſpengt wurde, als tröſtlich zu empfinden und zu glauben: Daß nämlich abermals niemand anders als Samuel Spoelmann der Käufer ſei — eine völlig grundloſe und aus der Luft entſtandene Meldung, die aber erkennen läßt, welche Rolle in der Vorſtellungswelt des Volkes der einſame und leidende kleine Mann ſpielte, der ſich in ſeiner Mitte fürſtlich niedergelaſſen hatte.

Dort hauſte er, mit ſeinem Leibarzt, ſeiner elektriſch betriebenen Orgel und ſeiner Gläſerſammlung, hinter den Säulen, den Bogenfenſtern und gemeßten Laubgewinden des Luſtſchloſſes, das ſein Wink aus dem Verfalle hatte erſtehen laſſen. Man ſah ihn faſt nie; er lag mit Breiumſchlägen. Aber man ſah ſeine Tochter, dies fremdartige, mit launiſchem Mienenſpiel auf königlicher Höhe lebende Weſen, das eine Gräfin zur Geſellſchaft hatte, der Algebra oblag und frei und zornig mitten durch die Wachtmannſchaft gegangen war — man ſah ſie, und an ihrer Seite ſah man zuweilen den Prinzen Klaus Heinrich.

Es war eine von Raoul Überbeins ſtarken Redensarten geweſen, als er erklärt hatte, daß das Publikum bei dieſem Anblick „den Atem anhalte"; aber in der Sache hatte er recht, und man kann ſagen, daß niemals die Bevölkerung unſerer Reſidenz — und zwar in ihrer ganzen Zuſammenſetzung — einen geſellſchaftlichen oder öffentlichen Vorgang mit ſo leidenſchaftlichem, ſo alles andere hintanſetzendem Eifer verfolgt hatte, wie Klaus Heinrichs Verkehr auf „Delphinenort". Der Prinz ſelbſt handelte bis zu einem gewiſſen Punkte — nämlich bis zu einer gewiſſen Unterredung mit Seiner Exzellenz dem Staatsminiſter von Knobelsdorff — blind, ohne Rückſicht auf die Mitwelt und inneren Trieben gehorchend; aber ſein Lehrer konnte ihn mit Fug ob der Meinung, als könnten ſeine Schritte der Welt verborgen bleiben, in ſeiner väterlichen Art verſpotten, denn ſei es nun, daß die beiderſeitige Dienerſchaft nicht reinen Mund hielt oder daß unmittelbare Beobachtungen von ſeiten des Publikums vorlagen, jedenfalls war Klaus Heinrich niemals mit Fräulein Spoelmann zuſammengetroffen, niemals ſeit jener erſten Begegnung im Dorotheen-Spital, ohne daß es bemerkt und beſprochen worden

wäre. Bemerkt? Nein, erſpäht, eräugt und gierig aufgegriffen! Beſprochen? Vielmehr mit Sturzbächen von Gerede überſchüttet! Dieſer Verkehr bildete den Geſprächsgegenſtand der Hofgeſellſchaft, der Salons, der Wohn- und Schlafzimmer, der Barbierſtuben, Wirtshäuſer, Handwerkſtätten und Geſindekammern, der Droſchkenkutſcher an den Halteſtellen und der Mägde unter den Haustoren, er beſchäftigte gleichermaßen die männlichen und weiblichen Köpfe, wenn auch natürlich mit den Abweichungen, die in der unterſchiedlichen Betrachtungsweiſe der Geſchlechter begründet liegen, die unerhört einmütige Teilnahme daran wirkte ausgleichend, zuſammenfaſſend, ſie überbrückte die geſellſchaftlichen Klüfte, und es konnte geſchehen, daß der Trambahnſchaffner ſich auf der Plattform an den feingekleideten Fahrgaſt mit der Frage wandte, ob er ſchon wiſſe, daß geſtern nachmittag der Prinz wieder eine Stunde auf „Delphinenort“ geweſen ſei.

Aber das ſowohl an und für ſich Bemerkenswerte wie auch für die Zukunft Entſcheidende bei alldem war, daß man keinen Augenblick den Eindruck gewann, als läge ein Ärgernis in der Luft und als handle es ſich bei all der Zungenbewegung um die gemeine Luſt an anſtößigen Vorgängen in hohen Sphären — ſondern daß vom erſten Anbeginn, bevor noch irgendein Hintergedanke aufzukommen Zeit gehabt hatte, die tauſendſtimmige Erörterung bei aller Erregtheit durchaus im Sinne der Billigung und des Einverſtändniſſes geführt wurde, ja, daß der Prinz, wenn er früher darauf verfallen wäre, ſich nach der öffentlichen Meinung umzutun, ſogleich die glückliche Gewißheit von der unbedingten Volkstümlichkeit ſeines Handelns erhalten hätte. Als er nämlich, ſeinem Lehrer gegenüber, Fräulein Spoelmann eine „Prinzeſſin“ genannt hatte, da hatte er,

wie es ihm übrigens wohl anstand, genau im Geiste des Volkes gesprochen — jenes Volkes, das überall das Ungemeine und Traumhafte mit dichterischem Sinn zu erfassen weiß Ja, für das Volk war das schwarzbleiche, kostbare und eigentümlich liebliche Wesen von schillernder Blutzusammensetzung, das von den Gegenfüßlern zu uns gekommen war, um sein vereinzeltes und beispielloses Leben bei uns zu führen — für das Volk war es ein Fürsten- oder Feenkind aus Fabelland, eine Prinzessin in des Wortes sonderbarster Bedeutung Aber alles, sowohl ihr eigenes Gehaben als auch das Verhalten der Welt zu ihr, trug dazu bei, sie auch im gewohnten Sinne des Wortes als Prinzessin erscheinen zu lassen Wohnte sie nicht mit ihrer gräflichen Ehrendame in einem Schloß, wie es sich gehörte? Fuhr sie nicht in ihrem prachtvollen Kraftwagen oder mit ihrem Viergespann an den mildtätigen Anstalten, dem Blinden-, dem Waisen-, dem Diakonissenhause, der Volksküche und der Milchküche vor, um sie zu allgemeiner Erhebung und eigener Belehrung zu besichtigen, völlig nach fürstlicher Art? Hatte sie nicht sowohl für die Überschwemmten wie für die Abgebrannten aus ihrer „Privatschatulle", wie der „Eilbote" sich bezeichnend ausdrückte, Unterstützungssummen gespendet, die genau denen des Großherzogs gleichkamen (sie nicht übertrafen, was allgemein beifällig vermerkt wurde)? Berichteten nicht fast jeden Tag die Journale gleich unter den Hofnachrichten über Herrn Spoelmanns wechselnden Gesundheitszustand — ob die Koliken ihn ans Bett fesselten oder ob er den morgendlichen Besuch des Quellengartens wieder aufgenommen habe? Gehörten die weißen Livreen seiner Bedienten nicht zum hauptstädtischen Straßenbilde wie die braunen der großherzoglichen Lakaien? Ließen nicht die Fremden mit ihren Handbüchern sich nach

Delphinenort hinausfahren, um sich in den Anblick der Spoelmannschen Residenz zu versenken — manche, bevor sie das Alte Schloß gesehen? Waren nicht beide Schlösser, das Alte und Delphinenort, nahezu gleichermaßen Hochsitze und Mittelpunkte der Stadt? In welche Gesellschaft gehörte das aller Gemeinschaft und Gleichartigkeit entrückte Menschenkind, das als Samuel Spoelmanns Tochter geboren war? Wem sollte es sich anschließen, mit wem Verkehr pflegen? Nichts war weniger befremdend, nichts einleuchtender und natürlicher, als Klaus Heinrich an ihrer Seite zu sehen. Und auch alle diejenigen, die des Anblicks nicht wirklich teilhaft geworden waren, genossen ihn im Geiste und vertieften sich darein: die schlanke, festlich vertraute Gestalt des Prinzen neben der Tochter und Erbin des ungeheuerlichen kleinen Fremden, der krank und ärgerlich an einem Vermögen trug, welches sich ungefähr doppelt so hoch belief wie unsere sämtlichen Staatsschulden!

Da geschah es, daß eine Erinnerung, eine wunderliche Wortfügung vom öffentlichen Bewußtsein Besitz ergriff ... niemand kann sagen, wer zuerst darauf hinwies, darauf zurückwies — das steht nicht fest Vielleicht war es eine Frau, vielleicht ein Kind mit gläubigen Augen, dem man es irgendwann zum Einschlafen erzählt — Gott weiß es. Aber eine gespenstische Gestalt belebte sich in der Einbildungskraft des Volkes: der Schatten eines alten Zigeunerweibes, das, grauzottig und krumm, die Augen nach innen gekehrt, seinen Stock durch den Sand führte und dessen Gemurmel aufgezeichnet und von Geschlecht zu Geschlecht überliefert worden war ... „Das größte Glück?" Durch einen Fürsten „mit einer Hand" sollte es dem Lande zuteil werden. Mehr werde er, hieß es, mit seiner einen dem Lande geben, als andere mit zweien nicht vermöchten ...

Mit einer? Aber war alles ganz in Ordnung an Klaus Heinrichs ſchlanker Feſtgeſtalt? War nicht, wenn man ſich beſann, eine Schwäche, ein Fehler an ſeiner Perſon, wovon man, wenn man ihn grüßte, abzuſehen gewöhnt war, aus Scheu zum erſten und zweitens, weil er es einem mit liebenswerter Kunſt erleichterte, davon abzuſehen? Man ſah ihn im Wagen, wie er über dem Säbelgriff den linken Unterarm mit dem rechten bedeckte. Man ſah ihn unter einem Baldachin, auf einer mit Fahnentüchern behangenen Tribüne ſich darſtellen, ein wenig nach links gewandt, die Linke auf eine gewiſſe Art in die Hüfte geſtützt. Sein linker Arm war zu kurz, die Hand verkümmert, man wußte es und kannte ſogar verſchiedene Erklärungen für die Entſtehung dieſes Gebrechens, ohne daß Ehrfurcht und Abſtand doch erlaubt hätten, es klar zu ſehen oder es auch nur eigentlich zuzugeben. Aber nun ſah man es. Niemals wird feſtgeſtellt werden können, wer zuerſt flüſternd daran erinnerte und es mit der Prophezeiung in Verbindung brachte — ein Kind, eine Magd oder ein Greis an der Schwelle des Jenſeits. Aber was feſtſteht, iſt, daß es im Volke geſchah, daß das Volk gewiſſe Gedanken und Hoffnungen — nicht zuletzt ſeine Auffaſſung der Perſon Fräulein Spoelmanns — den gebildeten Ständen bis hinauf zu den ausſchlaggebenden Stellen erſt aufdrängte und von unten her gewaltig eingab: daß der unbefangene, von Vorurteilen nicht gehemmte Glaube des Volkes allem Späteren die breite und feſte Grundlage bot. „Mit einer Hand?“ fragte es, und „Das größte Glück?“ Es ſah Klaus Heinrich im Geiſte neben Imma Spoelmann die Linke in die Hüfte ſtützen, und, noch unfähig, zu Ende zu denken, was es dachte, erbebte es bei ſeinem halben Gedanken.

Damals ſchwebte alles in der Luft, und niemand dachte etwas zu Ende — und auch nicht die nächſtbeteiligten und handelnden Perſonen, denn zwiſchen Klaus Heinrich und Imma Spoelmann lagen die Dinge ja ſonderbar, und ihr Sinnen konnte — auch ſeines — vorderhand auf kein handgreifliches Ziel gerichtet ſein. In der Tat hatte jener wortkarge Vorgang am Nachmittag von des Prinzen Geburtstag (als Fräulein Spoelmann ihm ihre Bücher gezeigt hatte) an ihren Beziehungen ſehr wenig, ja gar nichts geändert, und wenn auch Klaus Heinrich damals in jenem wallenden und hitzig entzückten Zuſtand, der jungen Leuten bei ſolchen Gelegenheiten eigen iſt, nach „Eremitage“ zurückgekehrt war, wohl gar in der Meinung befangen, daß etwas Entſcheidendes ſich ereignet habe, ſo wurde er doch bald belehrt, daß ſein Werben um das, was er als ſein Glück erkannt hatte, nun erſt eigentlich begann. Dieſes Werben aber konnte, wie geſagt, noch gar keinem ſachlichen Enderfolg, einem bürgerlichen Verſprechen oder ähnlichem gelten — das lag zunächſt außerhalb des Bereiches des Denkbaren, und überdies lebte man, um dergleichen ins Auge zu faſſen, in allzu großer Abgeſchiedenheit von der praktiſchen Welt. Ja, worum Klaus Heinrich fortan mit Blick und Worten bat, war nicht ſowohl, daß Fräulein Spoelmann die Empfindungen, die er ihr entgegenbrachte, erwidern — ſondern daß ſie ſich überhaupt entſchließen möge, an die Wirklichkeit und Lebendigkeit dieſer Empfindungen zu glauben. Denn das tat ſie nicht.

Er ließ zwei Wochen verſtreichen, ehe er wieder auf „Delphinenort“ vorſprach, und lebte während dieſer Zeit in ſeinem Innern von dem, was geſchehen. Es ſchien ihm nicht eilig, dieſes Geſchehnis durch Neues veralten zu machen, und außerdem nahmen ihn in dieſen Tagen meh-

rere Repräſentationspflichten in Anſpruch, unter anderen das Feſtſchießen des Zimmerſtutzen-Schützenverbandes, deſſen erklärter Schirmherr er war, und an deſſen Stiftungsfeſt er ſich alljährlich beteiligte, indem er, in grüner Tracht, als lebe und webe er im Schützenweſen, von den Vereinsmitgliedern mit begeiſtertem Schützengruß empfangen, an den Schießſtänden vorfuhr und mit den verklärten Herren des Vorſtandes, ganz gegen Appetit, einen Imbiß einnahm, um endlich in anmutig kundiger Haltung mehrere Schüſſe in der Richtung verſchiedener Scheiben abzugeben. Als er ſich hierauf — es war Mitte Juni — wieder um die Teeſtunde bei Spoelmanns einſtellte, verhielt Imma ſich äußerſt ſpöttiſch, und ihre Ausdrucksweiſe war ungewöhnlich ſchriftmäßig und redensartlich. Auch Herr Spoelmann war jenes Mal zugegen, und obgleich ſeine Anweſenheit das von Klaus Heinrich erſehnte Alleinſein mit der Tochter des Hauſes hintanhielt, ſo half ſie dem Prinzen doch auf unerwartete Weiſe über den Kummer, der Immas Schärfe ihm machte, hinweg; denn Samuel Spoelmann war gütig, faſt weich gegen ihn.

Man nahm den Tee auf der Terraſſe, in neuartig geformten Korbſtühlen ſitzend, zart angeweht von den Düften des Blumengartens. Der Schloßherr lag unter einer grünſeidenen, mit Papageien durchwebten und mit Pelz gefütterten Decke ausgeſtreckt am Tiſche auf einem mit ſeidenen Kiſſen ausgeſtatteten Ruhebett aus Rohrgeflecht. Er war außer Bett, um die linde Luft zu genießen, aber ſeine Wangen waren heute nicht hitzig, ſondern gelblichbleich und ſeine Auglein getrübt; ſein Kinn war ſpitz, ſeine gerade hervorſpringende Naſe erſchien länger als ſonſt, und ſeine Stimmung nicht von der gewohnten Ärgerlichkeit, ſondern eher wehmütig, was nicht als gutes Zeichen genommen

werden konnte. Zu ſeinen Häupten ſaß lang und milde lächelnd Doktor Watercloose.

„Na, junger Prinz ...“ ſagte Herr Spoelmann müde, und auf die Frage nach ſeinem Befinden antwortete er nur mit einem ſchwachen Knarren. Imma, in ſchillerndem Hauskleide mit hoher Taille und grünſamtenem Jäckchen, goß Waſſer aus dem elektriſch geheizten Keſſel in die Kanne. Sie beglückwünſchte den Prinzen mit vorgeſchobenen Lippen zu ſeinem perſönlichen Erfolge auf der Schützenwieſe. Sie habe, ſagte ſie und wandte ihr Köpfchen hin und her, „aus der Tagespreſſe mit tiefer Genugtuung Kenntnis davon genommen“ und die Schilderung ſeines Auftretens als Schütze auch der Gräfin vorgeleſen. Dieſe ſaß gerade aufgerichtet in ihrem engen braunen Kleid am Tiſche und handhabte ihr Löffelchen mit vornehmen Bewegungen, ohne ſich irgendwie gehen zu laſſen. Der heute ſprach, war Herr Spoelmann Er tat es, wie geſagt, auf eine ſanfte, ja wehmütige Weiſe, die das Ergebnis ſeiner Schmerzen war.

Er erzählte einen Vorfall, ein Erlebnis, das um Jahre zurücklag, mit dem er aber offenbar nicht fertig wurde, und das ihn in Tagen ſchlechter Geſundheit immer aufs neue ſchmerzlich beſchäftigte — erzählte die kurze und einfache Geſchichte zweimal hintereinander und kränkte ſich beim zweiten Male noch bitterer als beim erſten. Damals hatte er eine ſeiner Stiftungen machen wollen — keine vom erſten Range, aber doch eine ſtattliche —, hatte einer großen menſchenfreundlichen Anſtalt der Vereinigten Staaten handſchriftlich zu wiſſen gegeben, daß er ihr zur Förderung ihrer guten Beſtrebungen eine Million in Eiſenbahnpapieren zuzuwenden wünſche, in ſicheren Papieren der Südpacifiſchen Eiſenbahngeſellſchaft, ſagte Herr Spoelmann

und ſchlug ſich in die flache Hand, um die Papiere anſchaulich zu machen. Was aber hatte die menſchenfreundliche Anſtalt getan? Sie hatte die Schenkung ausgeſchlagen, ſie zurückgewieſen, die Annahme verweigert — und zwar mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, daß ſie es vorziehe, auf eine Unterſtützung mit fragwürdig und gewalttätig erworbenem Gut Verzicht zu leiſten. Das hatte ſie getan. Herrn Spoelmanns Lippen zitterten, als er es erzählte, ſowohl das erſte wie das zweite Mal, und voller Verlangen nach Troſt und Mißbilligung ſah er ſich mit ſeinen kleinen, nahe beiſammenliegenden, metalliſchen Rundaugen am Teetiſch um.

„Das war nicht menſchenfreundlich von der menſchenfreundlichen Anſtalt", ſagte Klaus Heinrich. „Nein, das war es nicht." Und ſein Kopfſchütteln war ſo entſchieden, ſein Unwille und ſein Mitgefühl ſo deutlich, daß Herr Spoelmann ſich ein wenig erheiterte und erklärte, heute ſei es hübſch draußen, und die Blumen drunten dufteten gut. Ja, er nahm alsbald Gelegenheit, ſich dem jungen Gaſt erkenntlich zu zeigen und ihm ſein Wohlwollen auf die ausdrucksvollſte Art zu bekunden. Klaus Heinrich nämlich hatte ſich bei dem warmen Wetter, das dieſen Sommer mit jäh abkühlenden Gewittern und Hagelſchlägen wechſelte, eine Erkältung zugezogen, ſein Hals war geſchwollen, er ſpürte Stechen beim Schlucken, und da ſein hoher Beruf und eine gewiſſe Zärtlichkeit in der Überwachung ſeiner zur Darſtellung beſtimmten Perſon ihn notwendig ein wenig weichlich gemacht hatten, ſo konnte er nicht umhin, davon zu ſprechen und ſich über ſeine Halsſchmerzen zu beklagen. „Dann müſſen Sie feuchte Umſchläge machen", ſagte Herr Spoelmann. „Haben Sie Guttaperchapapier?" Aber Klaus Heinrich hatte keines. Da warf Herr Spoel-

mann die Papageiendecke von ſich, ſtand auf und ging ins Innere des Schloſſes. Er antwortete auf keine Frage, ließ ſich nicht aufhalten und ging. Man fragte einander in ſeiner Abweſenheit, was er im Sinn haben könne, und Doktor Watercloose, wohl in der Befürchtung, daß ein Schmerzensanfall ſeinen Patienten vertrieben habe, folgte ihm auf dem Fuße. Aber als Herr Spoelmann zurückkehrte, hatte er in der Hand ein Stück Guttaperchapapier, an deſſen Vorhandenſein von früherher in irgendeiner Schublade er ſich erinnert hatte, ein ſchon etwas brüchiges Stück, das er dem Prinzen einhändigte, indem er ihn ausführlich darüber belehrte, wie er es zu verwenden habe, um Nutzen daraus zu ziehen. Klaus Heinrich dankte ihm freudig, und Herr Spoelmann ſtreckte ſich befriedigt wieder aus. Er blieb diesmal da, und als der Tee getrunken war, veranlaßte er ſogar einen gemeinſamen Rundgang um den Park, wobei die Anordnung die war, daß Herr Spoelmann in ſeinen weichen Schuhen zwiſchen Imma und Klaus Heinrich wandelte, während die Gräfin Löwenjoul mit Doktor Watercloose in einigem Abſtande folgten. Als der Prinz für heute Abſchied nahm, ſagte Imma Spoelmann noch etwas ſcharf Geſetztes über ſeinen Hals und die feuchten Umſchläge, beſchwor ihn mit verſtecktem Spotte, ſich zu pflegen und ſeine geheiligte Perſon doch ja in ſorgſame Acht zu nehmen. Aber obgleich Klaus Heinrich ihr nichts Angemeſſenes zu erwidern wußte — was ſie übrigens ja nicht erwartete und verlangte —, ſo beſtieg er doch ziemlich frohgemut ſeinen Dogcart; denn das Stückchen brüchiger Guttapercha in der rückwärtigen Taſche ſeines Uniformrockes erſchien ihm, ohne daß er ſich klare Rechenſchaft über dieſe Auffaſſung ablegte, als ein Unterpfand glücklicher Zukunft.

Dort hauſte er, mit ſeinem Leibarzt, ſeiner elektriſch betriebenen Orgel und ſeiner Gläſerſammlung, hinter den Säulen, den Bogenfenſtern und gemetzten Laubgewinden des Luſtſchloſſes, das ſein Wink aus dem Verfalle hatte erſtehen laſſen. Man ſah ihn faſt nie; er lag mit Breiumſchlägen. Aber man ſah ſeine Tochter, dies fremdartige, mit launiſchem Mienenſpiel auf königlicher Höhe lebende Weſen, das eine Gräfin zur Geſellſchaft hatte, der Algebra oblag und frei und zornig mitten durch die Wachtmannſchaft gegangen war — man ſah ſie, und an ihrer Seite ſah man zuweilen den Prinzen Klaus Heinrich.

Es war eine von Raoul Überbeins ſtarken Redensarten geweſen, als er erklärt hatte, daß das Publikum bei dieſem Anblick „den Atem anhalte“; aber in der Sache hatte er recht, und man kann ſagen, daß niemals die Bevölkerung unſerer Reſidenz — und zwar in ihrer ganzen Zuſammenſetzung — einen geſellſchaftlichen oder öffentlichen Vorgang mit ſo leidenſchaftlichem, ſo alles andere hintanſetzendem Eifer verfolgt hatte, wie Klaus Heinrichs Verkehr auf „Delphinenort“. Der Prinz ſelbſt handelte bis zu einem gewiſſen Punkte — nämlich bis zu einer gewiſſen Unterredung mit Seiner Exzellenz dem Staatsminiſter von Knobelsdorff — blind, ohne Rückſicht auf die Mitwelt und inneren Trieben gehorchend; aber ſein Lehrer konnte ihn mit Fug ob der Meinung, als könnten ſeine Schritte der Welt verborgen bleiben, in ſeiner väterlichen Art verſpotten, denn ſei es nun, daß die beiderſeitige Dienerſchaft nicht reinen Mund hielt oder daß unmittelbare Beobachtungen von ſeiten des Publikums vorlagen, jedenfalls war Klaus Heinrich niemals mit Fräulein Spoelmann zuſammengetroffen, niemals ſeit jener erſten Begegnung im Dorotheen-Spital, ohne daß es bemerkt und beſprochen worden

wäre. Bemerkt? Nein, erspäht, eräugt und gierig aufgegriffen! Besprochen? Vielmehr mit Sturzbächen von Gerede überschüttet! Dieser Verkehr bildete den Gesprächsgegenstand der Hofgesellschaft, der Salons, der Wohn- und Schlafzimmer, der Barbierstuben, Wirtshäuser, Handwerkstätten und Gesindekammern, der Droschkenkutscher an den Haltestellen und der Mägde unter den Haustoren, er beschäftigte gleichermaßen die männlichen und weiblichen Köpfe, wenn auch natürlich mit den Abweichungen, die in der unterschiedlichen Betrachtungsweise der Geschlechter begründet liegen, die unerhört einmütige Teilnahme daran wirkte ausgleichend, zusammenfassend, sie überbrückte die gesellschaftlichen Klüfte, und es konnte geschehen, daß der Trambahnschaffner sich auf der Plattform an den feingekleideten Fahrgast mit der Frage wandte, ob er schon wisse, daß gestern nachmittag der Prinz wieder eine Stunde auf „Delphinenort" gewesen sei.

Aber das sowohl an und für sich Bemerkenswerte wie auch für die Zukunft Entscheidende bei alldem war, daß man keinen Augenblick den Eindruck gewann, als läge ein Ärgernis in der Luft und als handle es sich bei all der Zungenbewegung um die gemeine Lust an anstößigen Vorgängen in hohen Sphären — sondern daß vom ersten Anbeginn, bevor noch irgendein Hintergedanke aufzukommen Zeit gehabt hatte, die tausendstimmige Erörterung bei aller Erregtheit durchaus im Sinne der Billigung und des Einverständnisses geführt wurde, ja, daß der Prinz, wenn er früher darauf verfallen wäre, sich nach der öffentlichen Meinung umzutun, sogleich die glückliche Gewißheit von der unbedingten Volkstümlichkeit seines Handelns erhalten hätte. Als er nämlich, seinem Lehrer gegenüber, Fräulein Spoelmann eine „Prinzessin" genannt hatte, da hatte er,

wie es ihm übrigens wohl anstand, genau im Geiste des Volkes gesprochen — jenes Volkes, das überall das Ungemeine und Traumhafte mit dichterischem Sinn zu erfassen weiß Ja, für das Volk war das schwarzbleiche, kostbare und eigentümlich liebliche Wesen von schillernder Blutzusammensetzung, das von den Gegenfüßlern zu uns gekommen war, um sein vereinzeltes und beispielloses Leben bei uns zu führen — für das Volk war es ein Fürsten- oder Feenkind aus Fabelland, eine Prinzessin in des Wortes sonderbarster Bedeutung. Aber alles, sowohl ihr eigenes Gehaben als auch das Verhalten der Welt zu ihr, trug dazu bei, sie auch im gewohnten Sinne des Wortes als Prinzessin erscheinen zu lassen Wohnte sie nicht mit ihrer gräflichen Ehrendame in einem Schloß, wie es sich gehörte? Fuhr sie nicht in ihrem prachtvollen Kraftwagen oder mit ihrem Viergespann an den mildtätigen Anstalten, dem Blinden-, dem Waisen-, dem Diakonissenhause, der Volksküche und der Milchküche vor, um sie zu allgemeiner Erhebung und eigener Belehrung zu besichtigen, völlig nach fürstlicher Art? Hatte sie nicht sowohl für die Überschwemmten wie für die Abgebrannten aus ihrer „Privatschatulle", wie der „Eilbote" sich bezeichnend ausdrückte, Unterstützungssummen gespendet, die genau denen des Großherzogs gleichkamen (sie nicht übertrafen, was allgemein beifällig vermerkt wurde)? Berichteten nicht fast jeden Tag die Journale gleich unter den Hofnachrichten über Herrn Spoelmanns wechselnden Gesundheitszustand — ob die Koliken ihn ans Bett fesselten oder ob er den morgendlichen Besuch des Quellengartens wieder aufgenommen habe? Gehörten die weißen Livreen seiner Bedienten nicht zum hauptstädtischen Straßenbilde wie die braunen der großherzoglichen Lakaien? Ließen nicht die Fremden mit ihren Handbüchern sich nach

Delphinenort hinausfahren, um ſich in den Anblick der Spoelmannſchen Reſidenz zu verſenken — manche, bevor ſie das Alte Schloß geſehen? Waren nicht beide Schlöſſer, das Alte und Delphinenort, nahezu gleichermaßen Hochſitze und Mittelpunkte der Stadt? In welche Geſellſchaft gehörte das aller Gemeinſchaft und Gleichartigkeit entrückte Menſchenkind, das als Samuel Spoelmanns Tochter geboren war? Wem ſollte es ſich anſchließen, mit wem Verkehr pflegen? Nichts war weniger befremdend, nichts einleuchtender und natürlicher, als Klaus Heinrich an ihrer Seite zu ſehen. Und auch alle diejenigen, die des Anblicks nicht wirklich teilhaft geworden waren, genoſſen ihn im Geiſte und vertieften ſich darein: die ſchlanke, feſtlich vertraute Geſtalt des Prinzen neben der Tochter und Erbin des ungeheuerlichen kleinen Fremden, der krank und ärgerlich an einem Vermögen trug, welches ſich ungefähr doppelt ſo hoch belief wie unſere ſämtlichen Staatsſchulden!

Da geſchah es, daß eine Erinnerung, eine wunderliche Wortfügung vom öffentlichen Bewußtſein Beſitz ergriff ... niemand kann ſagen, wer zuerſt darauf hinwies, darauf zurückwies — das ſteht nicht feſt. Vielleicht war es eine Frau, vielleicht ein Kind mit gläubigen Augen, dem man es irgendwann zum Einſchlafen erzählt — Gott weiß es. Aber eine geſpenſtiſche Geſtalt belebte ſich in der Einbildungskraft des Volkes: der Schatten eines alten Zigeunerweibes, das, grauzottig und krumm, die Augen nach innen gekehrt, ſeinen Stock durch den Sand führte und deſſen Gemurmel aufgezeichnet und von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert worden war ... „Das größte Glück?“ Durch einen Fürſten „mit einer Hand“ ſollte es dem Lande zuteil werden. Mehr werde er, hieß es, mit ſeiner einen dem Lande geben, als andere mit zweien nicht vermöchten ...

Mit einer? Aber war alles ganz in Ordnung an Klaus Heinrichs ſchlanker Feſtgeſtalt? War nicht, wenn man ſich beſann, eine Schwäche, ein Fehler an ſeiner Perſon, wovon man, wenn man ihn grüßte, abzuſehen gewöhnt war, aus Scheu zum erſten und zweitens, weil er es einem mit liebenswerter Kunſt erleichterte, davon abzuſehen? Man ſah ihn im Wagen, wie er über dem Säbelgriff den linken Unterarm mit dem rechten bedeckte. Man ſah ihn unter einem Baldachin, auf einer mit Fahnentüchern behangenen Tribüne ſich darſtellen, ein wenig nach links gewandt, die Linke auf eine gewiſſe Art in die Hüfte geſtützt. Sein linker Arm war zu kurz, die Hand verkümmert, man wußte es und kannte ſogar verſchiedene Erklärungen für die Entſtehung dieſes Gebrechens, ohne daß Ehrfurcht und Abſtand doch erlaubt hätten, es klar zu ſehen oder es auch nur eigentlich zuzugeben. Aber nun ſah man es. Niemals wird feſtgeſtellt werden können, wer zuerſt flüſternd daran erinnerte und es mit der Prophezeiung in Verbindung brachte — ein Kind, eine Magd oder ein Greis an der Schwelle des Jenſeits. Aber was feſtſteht, iſt, daß es im Volke geſchah, daß das Volk gewiſſe Gedanken und Hoffnungen — nicht zuletzt ſeine Auffaſſung der Perſon Fräulein Spoelmanns — den gebildeten Ständen bis hinauf zu den ausſchlaggebenden Stellen erſt aufdrängte und von unten her gewaltig eingab: daß der unbefangene, von Vorurteilen nicht gehemmte Glaube des Volkes allem Späteren die breite und feſte Grundlage bot. „Mit einer Hand?“ fragte es, und „Das größte Glück?“ Es ſah Klaus Heinrich im Geiſte neben Imma Spoelmann die Linke in die Hüfte ſtützen, und, noch unfähig, zu Ende zu denken, was es dachte, erbebte es bei ſeinem halben Gedanken.

Damals ſchwebte alles in der Luft, und niemand dachte etwas zu Ende — und auch nicht die nächſtbeteiligten und handelnden Perſonen, denn zwiſchen Klaus Heinrich und Imma Spoelmann lagen die Dinge ja ſonderbar, und ihr Sinnen konnte — auch ſeines — vorderhand auf kein handgreifliches Ziel gerichtet ſein. In der Tat hatte jener wortkarge Vorgang am Nachmittag von des Prinzen Geburtstag (als Fräulein Spoelmann ihm ihre Bücher gezeigt hatte) an ihren Beziehungen ſehr wenig, ja gar nichts geändert, und wenn auch Klaus Heinrich damals in jenem wallenden und hitzig entzückten Zuſtand, der jungen Leuten bei ſolchen Gelegenheiten eigen iſt, nach „Eremitage" zurückgekehrt war, wohl gar in der Meinung befangen, daß etwas Entſcheidendes ſich ereignet habe, ſo wurde er doch bald belehrt, daß ſein Werben um das, was er als ſein Glück erkannt hatte, nun erſt eigentlich begann. Dieſes Werben aber konnte, wie geſagt, noch gar keinem ſachlichen Enderfolg, einem bürgerlichen Verſprechen oder ähnlichem gelten — das lag zunächſt außerhalb des Bereiches des Denkbaren, und überdies lebte man, um dergleichen ins Auge zu faſſen, in allzu großer Abgeſchiedenheit von der praktiſchen Welt. Ja, worum Klaus Heinrich fortan mit Blick und Worten bat, war nicht ſowohl, daß Fräulein Spoelmann die Empfindungen, die er ihr entgegenbrachte, erwidern — ſondern daß ſie ſich überhaupt entſchließen möge, an die Wirklichkeit und Lebendigkeit dieſer Empfindungen zu glauben. Denn das tat ſie nicht.

Er ließ zwei Wochen verſtreichen, ehe er wieder auf „Delphinenort" vorſprach, und lebte während dieſer Zeit in ſeinem Innern von dem, was geſchehen. Es ſchien ihm nicht eilig, dieſes Geſchehnis durch Neues veralten zu machen, und außerdem nahmen ihn in dieſen Tagen meh-

rere Repräſentationspflichten in Anſpruch, unter anderen das Feſtſchießen des Zimmerſtutzen-Schützenverbandes, deſſen erklärter Schirmherr er war, und an deſſen Stiftungsfeſt er ſich alljährlich beteiligte, indem er, in grüner Tracht, als lebe und webe er im Schützenweſen, von den Vereinsmitgliedern mit begeiſtertem Schützengruß empfangen, an den Schießſtänden vorfuhr und mit den verklärten Herren des Vorſtandes, ganz gegen Appetit, einen Imbiß einnahm, um endlich in anmutig kundiger Haltung mehrere Schüſſe in der Richtung verſchiedener Scheiben abzugeben. Als er ſich hierauf — es war Mitte Juni — wieder um die Teeſtunde bei Spoelmanns einſtellte, verhielt Imma ſich äußerſt ſpöttiſch, und ihre Ausdrucksweiſe war ungewöhnlich ſchriftmäßig und redensartlich. Auch Herr Spoelmann war jenes Mal zugegen, und obgleich ſeine Anweſenheit das von Klaus Heinrich erſehnte Alleinſein mit der Tochter des Hauſes hintanhielt, ſo half ſie dem Prinzen doch auf unerwartete Weiſe über den Kummer, der Immas Schärfe ihm machte, hinweg; denn Samuel Spoelmann war gütig, faſt weich gegen ihn.

Man nahm den Tee auf der Terraſſe, in neuartig geformten Korbſtühlen ſitzend, zart angeweht von den Düften des Blumengartens. Der Schloßherr lag unter einer grünſeidenen, mit Papageien durchwebten und mit Pelz gefütterten Decke ausgeſtreckt am Tiſche auf einem mit ſeidenen Kiſſen ausgeſtatteten Ruhebett aus Rohrgeflecht. Er war außer Bett, um die linde Luft zu genießen, aber ſeine Wangen waren heute nicht hitzig, ſondern gelblichbleich und ſeine Augleim getrübt; ſein Kinn war ſpitz, ſeine gerade hervorſpringende Naſe erſchien länger als ſonſt, und ſeine Stimmung nicht von der gewohnten Ärgerlichkeit, ſondern eher wehmütig, was nicht als gutes Zeichen genommen

werden konnte. Zu seinen Häupten saß lang und milde lächelnd Doktor Watercloose.

„Na, junger Prinz ...“ sagte Herr Spoelmann müde, und auf die Frage nach seinem Befinden antwortete er nur mit einem schwachen Knarren. Imma, in schillerndem Hauskleide mit hoher Taille und grünsamtenem Jäckchen, goß Wasser aus dem elektrisch geheizten Kessel in die Kanne. Sie beglückwünschte den Prinzen mit vorgeschobenen Lippen zu seinem persönlichen Erfolge auf der Schützenwiese. Sie habe, sagte sie und wandte ihr Köpfchen hin und her, „aus der Tagespresse mit tiefer Genugtuung Kenntnis davon genommen“ und die Schilderung seines Auftretens als Schütze auch der Gräfin vorgelesen. Diese saß gerade aufgerichtet in ihrem engen braunen Kleid am Tische und handhabte ihr Löffelchen mit vornehmen Bewegungen, ohne sich irgendwie gehen zu lassen. Der heute sprach, war Herr Spoelmann Er tat es, wie gesagt, auf eine sanfte, ja wehmütige Weise, die das Ergebnis seiner Schmerzen war.

Er erzählte einen Vorfall, ein Erlebnis, das um Jahre zurücklag, mit dem er aber offenbar nicht fertig wurde, und das ihn in Tagen schlechter Gesundheit immer aufs neue schmerzlich beschäftigte — erzählte die kurze und einfache Geschichte zweimal hintereinander und kränkte sich beim zweiten Male noch bitterer als beim ersten. Damals hatte er eine seiner Stiftungen machen wollen — keine vom ersten Range, aber doch eine stattliche —, hatte einer großen menschenfreundlichen Anstalt der Vereinigten Staaten handschriftlich zu wissen gegeben, daß er ihr zur Förderung ihrer guten Bestrebungen eine Million in Eisenbahnpapieren zuzuwenden wünsche, in sicheren Papieren der Südpacifischen Eisenbahngesellschaft, sagte Herr Spoelmann

und ſchlug ſich in die flache Hand, um die Papiere anſchaulich zu machen. Was aber hatte die menſchenfreundliche Anſtalt getan? Sie hatte die Schenkung ausgeſchlagen, ſie zurückgewieſen, die Annahme verweigert — und zwar mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, daß ſie es vorziehe, auf eine Unterſtützung mit fragwürdig und gewalttätig erworbenem Gut Verzicht zu leiſten. Das hatte ſie getan. Herrn Spoelmanns Lippen zitterten, als er es erzählte, ſowohl das erſte wie das zweite Mal, und voller Verlangen nach Troſt und Mißbilligung ſah er ſich mit ſeinen kleinen, nahe beiſammenliegenden, metalliſchen Rundaugen am Teetiſch um.

„Das war nicht menſchenfreundlich von der menſchenfreundlichen Anſtalt", ſagte Klaus Heinrich. „Nein, das war es nicht." Und ſein Kopfſchütteln war ſo entſchieden, ſein Unwille und ſein Mitgefühl ſo deutlich, daß Herr Spoelmann ſich ein wenig erheiterte und erklärte, heute ſei es hübſch draußen, und die Blumen drunten dufteten gut. Ja, er nahm alsbald Gelegenheit, ſich dem jungen Gaſt erkenntlich zu zeigen und ihm ſein Wohlwollen auf die ausdrucksvollſte Art zu bekunden. Klaus Heinrich nämlich hatte ſich bei dem warmen Wetter, das dieſen Sommer mit jäh abkühlenden Gewittern und Hagelſchlägen wechſelte, eine Erkältung zugezogen, ſein Hals war geſchwollen, er ſpürte Stechen beim Schlucken, und da ſein hoher Beruf und eine gewiſſe Zärtlichkeit in der Überwachung ſeiner zur Darſtellung beſtimmten Perſon ihn notwendig ein wenig weichlich gemacht hatten, ſo konnte er nicht umhin, davon zu ſprechen und ſich über ſeine Halsſchmerzen zu beklagen. „Dann müſſen Sie feuchte Umſchläge machen", ſagte Herr Spoelmann. „Haben Sie Guttaperchapapier?" Aber Klaus Heinrich hatte keines. Da warf Herr Spoel-

mann die Papageiendecke von sich, stand auf und ging ins Innere des Schlosses. Er antwortete auf keine Frage, ließ sich nicht aufhalten und ging. Man fragte einander in seiner Abwesenheit, was er im Sinn haben könne, und Doktor Watercloose, wohl in der Befürchtung, daß ein Schmerzensanfall seinen Patienten vertrieben habe, folgte ihm auf dem Fuße. Aber als Herr Spoelmann zurückkehrte, hatte er in der Hand ein Stück Guttaperchapapier, an dessen Vorhandensein von früherher in irgendeiner Schublade er sich erinnert hatte, ein schon etwas brüchiges Stück, das er dem Prinzen einhändigte, indem er ihn ausführlich darüber belehrte, wie er es zu verwenden habe, um Nutzen daraus zu ziehen. Klaus Heinrich dankte ihm freudig, und Herr Spoelmann streckte sich befriedigt wieder aus. Er blieb diesmal da, und als der Tee getrunken war, veranlaßte er sogar einen gemeinsamen Rundgang um den Park, wobei die Anordnung die war, daß Herr Spoelmann in seinen weichen Schuhen zwischen Imma und Klaus Heinrich wandelte, während die Gräfin Löwenjoul mit Doktor Watercloose in einigem Abstande folgten. Als der Prinz für heute Abschied nahm, sagte Imma Spoelmann noch etwas scharf Gesetztes über seinen Hals und die feuchten Umschläge, beschwor ihn mit verstecktem Spotte, sich zu pflegen und seine geheiligte Person doch ja in sorgsame Acht zu nehmen. Aber obgleich Klaus Heinrich ihr nichts Angemessenes zu erwidern wußte — was sie übrigens ja nicht erwartete und verlangte —, so bestieg er doch ziemlich frohgemut seinen Dogcart; denn das Stückchen brüchiger Guttapercha in der rückwärtigen Tasche seines Uniformrockes erschien ihm, ohne daß er sich klare Rechenschaft über diese Auffassung ablegte, als ein Unterpfand glücklicher Zukunft.

Mochte dem nun aber wie immer ſein, ſo blieb es dabei, daß ſein Kampf erſt eigentlich begann. Es war der Kampf um Imma Spoelmanns Glauben, der Kampf darum, daß ſie ihm in dem Grade vertrauen möge, um des Entſchluſſes fähig zu ſein, ſich aus der froſtigen und reinen Sphäre, darin ſie zu ſpielen gewohnt war, aus dem Reiche der Algebra und der Sprachverſpottung mit ihm hinabzuwagen in die fremde Zone, jene wärmere, dunſtigere und fruchtbarere, welche er ihr zeigte. Denn ihre Scheu vor dieſem Entſchluſſe war gewaltig groß.

Das nächſte Mal war er allein mit ihr oder ſo gut wie allein, das heißt zu dritt mit der Gräfin Löwenjoul. Es war ein kühler, bedeckter Morgen nach einer nächtlichen Wetterkriſe. Sie ritten die Wieſenböſchung entlang, Klaus Heinrich in langen Stiefeln, die Krücke der Reitpeitſche zwiſchen die Knöpfe ſeines grauen Mantels gehängt. Die Schleuſe droben bei der hölzernen Brücke war geſchloſſen, das Bett des Waſſerarmes lag leer und ſteinig. Perceval, deſſen erſte Lärmwut geſtillt war, ſetzte federnd darüber hin und her oder trabte, nach Hundeart ſchief laufend, den Pferden voran. Die Gräfin, auf Iſabeau, hielt lächelnd ihren kleinen Kopf zur Seite geneigt. Klaus Heinrich ſagte: „Ich denke Tag und Nacht an etwas, was wohl ein Traum geweſen ſein muß. Ich liege nachts und höre Florian drüben im Stalle ſchnauben, ſo ſtill iſt es. Dann denke ich beſtimmt, daß es kein Traum war. Aber wenn ich Sie ſehe wie heute und neulich am Teetiſch, dann kann ich es doch unmöglich für etwas Beſſeres halten."

Sie antwortete: „Das bedarf der Erläuterung, hoher Prinz."

„Haben Sie mir vor neunzehn Tagen Ihre Bücher gezeigt, Fräulein Imma — oder nicht?"

„Vor neunzehn Tagen? Da muß ich rechnen. Nein, laſſen Sie ſehen, es ſind achtzehn Tage und ein halber, wenn mich nicht alles täuſcht ..."

„Sie haben mir alſo Ihre Bücher gezeigt?"

„Das trifft unbedingt zu, Prinz. Und ich wiege mich in der Hoffnung, daß ſie Ihnen gefallen haben."

„Ach, Imma, Sie müſſen nicht ſo ſprechen, nicht jetzt und nicht zu mir! Mir iſt ſo ernſt ums Herz, und ich habe Ihnen noch ſo vieles zu ſagen, wozu ich vor neunzehn Tagen nicht gekommen bin, als Sie mir Ihre Bücher zeigten ... Ihre vielen Bücher. Ich möchte da anknüpfen, wo wir damals aufgehört haben und das Dazwiſchenliegende vergeſſen ſein laſſen ..."

„Um Gottes willen, Prinz, laſſen Sie lieber das andere vergeſſen ſein! Worauf kommen Sie zurück?! Woran erinnern Sie ſich und mich?! Ich dächte, Sie hätten Grund, über dieſe Dinge das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten. Sich in dem Grade gehen zu laſſen! In dem Grade die Haltung zu verlieren! ..."

„Wenn Sie wüßten, Imma, wie unausſprechlich wohl es mir tat, die Haltung zu verlieren!"

„Ich bedanke mich! Das iſt beleidigend, wiſſen Sie das? Ich beſtehe darauf, daß Sie auch mir gegenüber die Haltung wahren, die Sie der ganzen Welt gegenüber an den Tag legen. Ich bin nicht dazu da, daß Sie ſich bei mir von Ihrem prinzlichen Daſein erholen."

„Was für ein Mißverſtändnis, Imma! Aber ich weiß wohl, daß Sie mich mit Abſicht mißverſtehen und nur im Scherz, und das zeigt mir, daß Sie mir nicht glauben und nicht ernſt nehmen, was ich ſage ..."

„Nein, Prinz, das iſt in der Tat zuviel verlangt! Haben Sie mir nicht von Ihrem Leben erzählt? Sie ſind zum

Schein zur Schule gegangen, Sie ſind zum Schein auf der Univerſität geweſen, Sie haben zum Schein als Soldat gedient und tragen noch immer zum Scheine die Uniform; Sie erteilen zum Schein Audienzen und ſpielen zum Schein den Schützen, und der Himmel weiß, was noch alles; Sie ſind zum Schein auf die Welt gekommen, und nun ſoll ich Ihnen plötzlich glauben, daß es Ihnen mit irgend etwas ernſt iſt?"

Während ſie dies ſagte, traten ihm Tränen in die Augen; ſo ſehr taten ihm ihre Worte weh. Er antwortete leiſe: „Sie haben recht, Emma, es iſt viel Unwahrheit in meinem Leben. Aber ich habe es ja nicht gemacht oder gewählt, müſſen Sie bedenken, ſondern habe meine Pflicht getan, wie ſie mir ſtreng und genau zur Erbauung der Leute vorgeſchrieben war. Und nicht genug, daß es ſchwer war und voller Verbote und Entbehrungen, ſo ſoll es ſich nun auch rächen, dadurch, daß Sie mir nicht glauben."

„Sie ſind ſtolz", ſagte ſie, „auf Ihren Beruf und Ihr Leben, Prinz, ich weiß das wohl, und ich kann nicht einmal wünſchen, daß Sie ſich ſelber die Treue brechen."

„Oh," rief er aus, „laſſen Sie das meine Sorge ſein, das mit der Treue zu mir, und machen Sie ſich keineswegs Gedanken darüber! Ich habe Erfahrungen, ich bin mir untreu geweſen und habe das Verbot zu umgehen geſucht, und es hat mit Schande geendet. Aber ſeit ich Sie kenne, weiß ich, weiß ich zum erſtenmal, daß ich zum erſtenmal ohne Reue und Schaden daran, was man meinen hohen Beruf nennt, mich gehen laſſen darf wie irgendeiner, obwohl Doktor Überbein ſagt, und ſogar auf lateiniſch, daß das nicht gegeben werde ..."

„Sehen Sie wohl, was Ihr Freund da geſagt hat!"

„Haben Sie ihn nicht ſelbſt einen unſeligen Menſchen

genannt, der ein ſchlechtes Ende nehmen werde? Er iſt ein edler Charakter, ich ſchätze ihn hoch und verdanke ihm viele Aufklärungen über mich und die Dinge. Aber in letzter Zeit habe ich oftmals über ihn nachgedacht, und als Sie damals ſo über ihn geurteilt hatten, da habe ich mich mehrere Stunden lang mit Ihrem Urteil beſchäftigt und mußte Ihnen recht geben. Denn ich will Ihnen ſagen, Imma, welche Bewandtnis es mit Doktor Überbein hat. Er lebt in Feindſchaft mit dem Glücke — das iſt es."

„Das dünkt mich eine anſtändige Feindſchaft", ſagte Imma Spoelmann.

„Anſtändig," antwortete er, „aber unſelig, wie Sie ſelber geſagt haben, und obendrein ſündhaft — denn es iſt Sünde gegen etwas, was herrlicher iſt als ſeine ſtrenge Anſtändigkeit, das weiß ich nun, und zu dieſer Sünde hat er auch mich erziehen wollen, in aller Väterlichkeit. Aber nun bin ich ſeiner Erziehung entwachſen, in dieſem Punkte bin ich es. Ich bin nun ſelbſtändig und weiß es beſſer, und wenn ich Überbein auch nicht überzeugt habe — Sie werde ich überzeugen, Imma, ſei es heut oder ſpäter ..."

„Ja, Prinz, das muß ich geſtehen! Sie wiſſen zu überzeugen, Ihr Eifer reißt unwiderſtehlich mit ſich fort! Neunzehn Tage, ſagten Sie nicht ſo? Ich halte achtzehn und einen halben für richtig, aber das läuft auf dasſelbe hinaus. In dieſer Zeit haben Sie einmal geruht, auf Delphinenort zu erſcheinen ... vor vier Tagen ..."

Er ſah ihr erſchrocken ins Geſicht.

„Aber, Imma, Sie müſſen Geduld mit mir haben und etwas Nachſicht ... Bedenken Sie doch, ich bin noch ungelenk ... es iſt fremder Boden! Ich weiß nicht, wie es kam ... Ich glaube, ich wollte uns Zeit laſſen. Und dann traten verſchiedene Anforderungen an mich heran ..."

„Natürlich, Sie mußten zum Schein nach der Scheibe schießen, ich habe es geleſen. Wie gewöhnlich hatten Sie einen bedeutenden Erfolg zu verzeichnen. Sie ſtanden da koſtümiert und ließen ſich von einer ganzen Wieſe voll Menſchen lieben ..."

„Halt, Imma, o bitte, keinen Galopp! ... Es iſt unmöglich, ein Wort zu ſprechen ... Lieben, ſagen Sie. Aber was iſt das für eine Liebe? Eine Wieſenliebe, eine ungefähre, oberflächliche Liebe, eine Liebe von weitem, die nichts bedeutet — eine Liebe in Gala und ganz ohne Vertraulichkeit! Nein, Sie brauchen durchaus nicht böſe zu ſein, daß ich ſie mir gefallen laſſe, denn nicht ich habe gut davon, ſondern einzig die Leute, die erhoben werden dadurch, und das iſt ihr Verlangen. Aber ich habe auch mein Verlangen, Imma, und Sie ſind es, an die ich mich damit wende ..."

„Womit kann ich Ihnen dienen, Prinz?"

„Ach, Sie wiſſen es wohl! Es iſt Vertrauen, Imma — könnten Sie nicht ein wenig Vertrauen zu mir haben?"

Sie ſah ihn an, und ſo dunkel eindringlich wie jetzt hatten ihre übergroßen Augen noch niemals geforſcht. Aber wie inſtändig auch die ſtumme Bitte war, mit der er an ihr hing, ſo wandte ſie ſich doch ab und ſagte mit verſchloſſener Miene: „Nein, Prinz Klaus Heinrich, das kann ich nicht."

Er ſtieß einen Laut des Kummers aus, und ſeine Stimme zitterte, als er fragte: „Und warum können Sie nicht?"

Sie antwortete. „Weil Sie mich daran hindern."

„Aber wie hindere ich Sie? Bitte, ſagen Sie mir's!"

Und immer mit verſchloſſenem Ausdruck, die Augen auf ihren weißen Zügel geſenkt und leicht geſchaukelt vom Schritt ihres Pferdes, erwiderte ſie: „Durch alles, durch

Ihr Verhalten, durch Ihre Art und Weise, durch Ihre ganze erlauchte Persönlichkeit Wissen Sie wohl noch, wie Sie die arme Gräfin gehindert haben, sich gehen zu lassen, und sie gezwungen haben, klar und nüchtern zu sein, obgleich ihr doch ausdrücklich auf Grund ihrer übermäßigen Erfahrungen die Wohltat der Verwirrung und Wunderlichkeit gewährt worden ist — und daß ich Ihnen gesagt habe, ich wüßte sehr wohl, wie Sie es angefangen hätten, sie zu ernüchtern? Ja, ich weiß es wohl, denn auch mich hindern Sie, mich gehen zu lassen, auch mich ernüchtern Sie, immerwährend, durch alles, durch Ihre Worte, durch Ihren Blick, durch Ihre Art zu sitzen und zu stehen, und es ist ganz unmöglich, Vertrauen zu Ihnen zu haben. Ich habe Gelegenheit gehabt, Sie im Verkehr mit anderen Leuten zu beobachten, aber ob es nun Doktor Sammet im Dorotheen-Hospital oder Herr Stavenüter im Fasanteriegarten war, es war immer dasselbe, und immer habe ich Kälte und Angst dabei empfunden. Sie halten sich aufrecht und stellen Fragen, aber nicht aus Teilnahme, es ist Ihnen nicht um den Inhalt der Frage zu tun, nein, um gar nichts ist es Ihnen zu tun, und nichts liegt Ihnen am Herzen. Ich habe es oft gesehen — Sie sprechen, Sie äußern eine Meinung, aber Sie könnten ganz ebensogut eine andere äußern, denn in Wirklichkeit haben Sie keine Meinung und keinen Glauben, und auf nichts kommt es Ihnen an als auf Ihre Prinzenhaltung. Sie sagen zuweilen, Ihr Beruf sei nicht leicht, aber da Sie mich herausgefordert haben, so will ich Ihnen bemerken, daß er Ihnen leichter fallen würde, wenn Sie eine Meinung und einen Glauben hätten, Prinz — das ist meine Meinung und mein Glaube Wie könnte man Vertrauen zu Ihnen haben. Nein, es ist nicht Vertrauen, was Sie einflößen,

ſondern Kälte und Befangenheit, und wenn ich mir auch Mühe gäbe, Ihnen näherzukommen, ſo würde mich dieſe Art von Befangenheit und Unbeholfenheit daran hindern — jetzt habe ich geantwortet."

Er hatte ihr mit ſchmerzlicher Spannung zugehört, hatte mehrmals in ihr bleiches Geſichtchen geblickt, während ſie ſprach, und dann wieder, wie ſie die Augen auf den Zügel geſenkt.

„Haben Sie Dank, Imma," antwortete er nun, „daß Sie ſo ernſt geſprochen haben — denn Sie wiſſen wohl, daß Sie nicht immer ſo tun, ſondern meiſtens nur ſpottweiſe reden und auf Ihre Art die Dinge ſo wenig ernſt nehmen, wie ich auf die meine."

„Wie ſoll man anders, als ſpöttiſch, zu Ihnen reden, Prinz!"

„Und zuweilen ſind Sie ſogar hart und grauſam, wie zum Beiſpiel gegen die Schweſter-Oberin im Dorotheen-Spital, die Sie ſo ſehr in Verwirrung ſetzten."

„Oh, ich weiß wohl, daß ich ebenfalls meine Fehler habe und jemanden nötig hätte, der mir hülfe, ſie abzulegen."

„Der will ich ſein, Imma, wir wollen einander helfen . ."

„Ich glaube nicht, daß wir einander helfen können, Prinz."

„Doch, wir können es. Haben Sie nicht eben ſchon ernſt und ganz ohne Spott geredet? Was aber mich betrifft, ſo haben Sie ja ſchon nicht mehr recht, wenn Sie ſagen, daß es mir um gar nichts zu tun ſei und nichts mir am Herzen liege; denn um Sie, Imma, um Sie iſt es mir zu tun, Sie liegen mir am Herzen, und da es mir ſo unausſprechlich ernſt mit der Sache iſt, ſo kann es nicht fehlen, daß ich endlich Ihr Vertrauen gewinne. Wüßten Sie, wie gerne ich das gehört habe, was Sie von Mühe-

geben und Näherkommen sagten! Ja, geben Sie sich ein wenig Mühe und lassen Sie sich niemals mehr von jener Art von Unbeholfenheit, oder was es ist, verwirren, die Sie mir gegenüber so leicht empfinden! Ach, ich weiß ja, weiß es so schrecklich gut, wie sehr ich schuld daran bin! Aber lachen Sie mich aus und sich selbst, wenn ich Ihnen ein solches Gefühl erwecke und halten Sie zu mir! Wollen Sie mir versprechen, daß Sie sich ein wenig Mühe geben werden?"

Aber Imma Spoelmann versprach nichts, sondern bestand nun endlich auf ihrem Galopp, und noch manche Unterredung blieb ohne Ergebnis wie diese.

Zuweilen, wenn Klaus Heinrich auf „Delphinenort" den Tee genommen hatte, erging man sich im Park, der Prinz, Fräulein Spoelmann, die Gräfin und Perceval. Der edle Collie hielt sich mit gesammelter Miene an Immas Seite und Gräfin Löwenjoul zwei oder drei Schritte hinter den jungen Herrschaften. Denn bald, nachdem man die Promenade angetreten, hatte sie sich einen Augenblick verweilt, um mit gekrümmten und gespreizten Fingern an einem Strauche zu nesteln, und den Abstand, welcher sich dadurch hergestellt, hatte sie nicht ganz wieder ausgeglichen. So gingen Klaus Heinrich und Imma vor ihr her und unterhandelten; war aber eine gewisse Runde zurückgelegt, so machten sie kehrt, so daß sie nun also die Gräfin zwei oder drei Schritte vor sich hatten, und dann unterstützte Klaus Heinrich wohl seine rednerischen Bemühungen, indem er behutsam und ohne hinzublicken Imma Spoelmanns schmale, schmucklose Hand von ihrer Seite nahm und sie mit seinen beiden umfing, auch mit der linken, an die er nicht dachte und die keine Hemmung mehr war wie beim Repräsentieren — während er eindringlich fragte, ob

ſie ſich Mühe gäbe und Fortſchritte gemacht habe im Vertrauen zu ihm. Nur ungern hörte er etwa, daß ſie ſtudiert, der Algebra obgelegen und in den kühlen Gegenden geſpielt habe ſeit dem letzten Zuſammenſein, und bat ſie herzlich, jetzt ihre Bücher beiſeitezulaſſen, welche ſie nur zerſtreuen und der Sache abwendig machen könnten, der jetzt alle ihre Gedankenkräfte gewidmet ſein müßten. Er ſprach auch von ſich, von jener Ernüchterung und Befangenheit, die ſein Weſen ihrer Ausſage nach einflößte, ſuchte ſie zu erklären und ſo zu entkräften. Er ſprach von dem kalten, ſtrengen und armen Daſein, das er bis dahin geführt, ſchilderte ihr, wie alle ſtets dageweſen ſeien, um eben dazuſein und zu ſchauen, indes es ſein hoher Beruf geweſen, ſich zu zeigen und geſchaut zu werden, was das weitaus Schwerere war, und mühte ſich ab, ſie recht erkennen zu laſſen, daß eine Heilung von dem, wodurch er die arme Gräfin am Schwatzen gehindert habe und ſie ſelbſt zu ſeinem Kummer befremde — daß ſeine Heilung allein durch ſie, nur eben einzig durch ſie zu bewirken und gänzlich in ihre Hand gegeben ſei. Sie ſah ihn an, ihre übergroßen Augen ſchimmerten in dunklem Forſchen, und man ſah wohl, daß ſie kämpfte, auch ſie. Aber dann ſchüttelte ſie den Kopf oder beendete das Geſpräch, indem ſie mit vorgeſchobenen Lippen eine Redensart anführte, über die ſie ſich luſtig machte, unfähig, das Ja, um das er flehte, dieſe unbeſtimmte und, wie die Dinge lagen, eigentlich zu nichts verpflichtende Hingabe über ſich zu gewinnen.

Sie hinderte ihn nicht, einmal oder zweimal in der Woche zu kommen, hinderte ihn nicht zu ſprechen, ihr mit Bitten und Beteuerungen anzuliegen und dann und wann ihre Hand zwiſchen den ſeinen zu halten. Allein ſie dul-

dete nur, sie blieb unbewegt, ihre Entschließungsangst, diese Scheu, ihr kühles und spöttisches Reich zu verlassen und sich zu ihm bekennen, schien unüberwindlich, und es fehlte nicht, daß sie erschöpft und verzagt in die Worte ausbrach: „Ach, Prinz, wir hätten einander niemals kennenlernen sollen — das wäre das beste gewesen! Dann würden Sie nach wie vor geruhig Ihrem hohen Berufe nachgehen, und auch ich hätte meinen Frieden, und keines quälte den andern!" Es kostete Mühe, sie zum Widerruf zu bestimmen, ihr das Zugeständnis abzugewinnen, daß sie es nicht unbedingt bedauere, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Aber auf diese Weise verging die Zeit. Der Sommer neigte sich, frühe Nachtfröste lösten die Blätter noch grün von den Bäumen, Hatmes, Florians und Isabeaus Hufe raschelten im roten und goldenen Laub, wenn man spazierenritt, der Herbst kam mit Nebeln und herben Düften — und niemand hätte ein Ende, eine irgend entscheidende Wendung der seltsam schwebenden Sache abzusehen vermocht.

Das Verdienst, die Dinge auf den Boden der Wirklichkeit gestellt, den Geschehnissen die Richtung zu einem glückseligen Ausgang gegeben zu haben, wird immer dem hochgestellten Manne zugesprochen werden müssen, der bis dahin eine gewisse Zurückhaltung beobachtet hatte, im richtigen Augenblick aber mit behutsam fester Hand in die Ereignisse eingriff. Es war Exzellenz von Knobelsdorff, Minister des Innern, des Äußeren und des Großherzoglichen Hauses.

Oberlehrer Doktor Überbein hatte recht gehabt mit seiner Behauptung, daß der Konseilpräsident sich über Klaus Heinrichs persönliche und leidenschaftliche Schritte Bericht erstatten lasse. Mehr noch: der alte Herr, wohl bedient

durch intelligente und ſpürgewandte Unterbeamte, befand ſich genau auf dem laufenden über die öffentliche Meinung, über die Rolle, die Samuel Spoelmann und ſeine Tochter in der Einbildungskraft des Volkes ſpielten, den königlichen Rang, den ſie in ſeiner Vorſtellung einnahmen, über die gewaltige und abergläubige Spannung, mit der die Bevölkerung den Verkehr zwiſchen den Schlöſſern „Eremitage“ und „Delphinenort“ verfolgte, über die Volkstümlichkeit dieſes Verkehrs, mit einem Wort, wie ſie für jeden, der ſehen wollte, nicht nur in der Reſidenz, ſondern im ganzen Lande in Gerede und Gerüchten zutage trat. Ein bezeichnender Zwiſchenfall genügte, um Herrn von Knobelsdorff ſeiner Sache ſicher zu machen.

Anfang Oktober nämlich — der Landtag war ſeit vierzehn Tagen eröffnet, und die Mißhelligkeiten mit der Budgetkommiſſion waren in vollem Gange — erkrankte Imma Spoelmann, und zwar, wie es anfangs hieß, ſehr ſchwer. Es ſtellte ſich heraus, daß das unvorſichtige Fräulein — Gott wußte, in welcher Laune oder Stimmung — auf einem Spazierritt, den ſie mit ihrer Ehrendame unternommen, auf ihrer weißen Fatme gegen den heftigen Nordoſtwind, der ging, einen Dauergalopp von beinahe einer halben Stunde ertrotzt und eine Lungenerweiterung heimgebracht hatte, an der ſie ſchier zu erſticken drohte. Die Nachricht war nach wenigen Stunden in Umlauf. Es hieß, das junge Mädchen ſchwebe in Lebensgefahr, was, wie ſich zum Glücke bald erwies, eine maßloſe Übertreibung war. Allein wenn einem Mitgliede des Hauſes Grimmburg, wenn dem Großherzog ſelbſt ein ernſter Unfall zugeſtoßen wäre, ſo hätte die Beſtürzung, das allgemeine Mitgefühl nicht größer ſein können. Man ſprach von nichts anderem. In den geringeren Stadtgegenden, zum Beiſpiel in der Nähe

des Dorotheen-Kinderspitals, standen gegen Abend die Frauen vor ihren Haustüren, preßten die flachen Hände gegen den Busen und keuchten, um einander deutlich zu machen, wie es sei, wenn einem der Atem fehle. Die Abendblätter brachten über den Zustand Fräulein Spoelmanns eingehende und medizinisch sachkundige Mitteilungen, die von Hand zu Hand gereicht, an den Familien- und Stammtischen verlesen, auf den Trambahnwagen erörtert wurden. Man hatte den Berichterstatter des „Eilboten" per Droschke nach „Delphinenort" jagen sehen, woselbst er in der Vorhalle mit dem Mosaikfußboden von dem Spoelmannschen Butler abgefertigt worden war und englisch mit ihm gesprochen hatte, obgleich es ihm nicht leicht wurde. Übrigens war der Presse der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie die Sache aufbauschte und unnötige Besorgnisse unterhielt. Es konnte schlechterdings von keiner ernsten Gefahr die Rede sein. Sechs Tage Bettruhe unter der Pflege des Spoelmannschen Leibarztes genügten, um die Gefäßerweiterung zu beheben und des Fräuleins Lunge vollständig wiederherzustellen. Aber diese sechs Tage genügten auch, um die Bedeutung, welche die Spoelmanns und insonderheit Fräulein Immas Person in unserer Öffentlichkeit gewonnen hatten, klar zutage treten zu lassen. Allmorgendlich fanden sich die Abgesandten der Journale, Beauftragte der allgemeinen Wißbegier, in der Mosaikhalle von „Delphinenort" zusammen, um den knappen Tagesbericht des Butlers entgegenzunehmen, den sie dann in jener breiten Verarbeitung, welche das Publikum verlangte, in ihren Blättern anrichteten. Man las von duftenden Grüßen und Genesungswünschen, die in „Delphinenort" eingetroffen seien, übersandt von verschiedenen wohltätigen Anstalten, die Imma Spoelmann besucht und mit

reichen Stiftungen unterſtützt hatte (und Witzbolde merkten an, daß eigentlich die großherzogliche Steuerbehörde Gelegenheit hätte nehmen müſſen, auf ähnliche Art ihre Huldigung darzubringen). Man las auch — und ließ die Zeitung ſinken, um einander anzublicken — von einer „prachtvollen" Blumenſpende, die Prinz Klaus Heinrich nebſt ſeiner Karte habe übermitteln laſſen — (während die Wahrheit war, daß der Prinz nicht einmal, ſondern täglich, ſolange Fräulein Spoelmann das Bett hütete, Blumen nach „Delphinenort" ſandte, was aber, um allzu große Erſchütterungen zu vermeiden, von den Wiſſenden verſchwiegen wurde). Man las ferner, daß die allbeliebte junge Patientin zum erſten Male das Bett verlaſſen habe, und endlich wurde gemeldet, daß ihre erſte Ausfahrt unmittelbar bevorſtehe. Dieſe Ausfahrt jedoch, die acht Tage nach des Fräuleins Erkrankung an einem ſonnigen Herbſtvormittag ſtattfand, ſollte zu einer Gefühlsäußerung von ſeiten der Bevölkerung Veranlaſſung geben, die von Leuten mit ſtrengem Selbſtbewußtſein ſogar als zu weitgehend bezeichnet wurde. Um das rieſige, olivenfarben lackierte und mit ziegelroten Lederpolſtern ausgeſtattete Spoelmannſche Automobil nämlich, das, mit einem jungen Chauffeur von angelſächſiſchem Geſichtsſchnitt und blaſſer, geſammelter Miene auf dem Bock, vor dem Hauptportal von „Delphinenort" wartete, hatte ſich eine größere Menſchenanſammlung gebildet, und als Fräulein Spoelmann mit der Gräfin Löwenjoul und gefolgt von einem deckentragenden Lakaien ins Freie trat, brachen tatſächlich, mit Mützenſchwenken und Tüchermehen, Hochrufe aus, die ſich wiederholten und andauerten, bis das Kraftfahrzeug ſich unter dem Toſen der Hupe den Weg durch das Gedränge gebahnt und die Manifeſtanten im Benzinbrodem zurückgelaſſen hatte. Zuzugeben

iſt, daß die Gruppe der Schreier aus jenen nicht ſehr würdigen Elementen beſtand, die ſich bei ſolchen Gelegenheiten zuſammenzufinden pflegen: aus halbwüchſigen Burſchen, einigen Frauen mit Marktkörben, ein paar Schulkindern, Gaffern, Tagedieben und Beſchäftigungsloſen verſchiedener Art. Aber was iſt das Volk und wie muß es ſich zuſammenſetzen, um maßgebend zu ſein? Ferner iſt eine Behauptung nicht ganz mit Stillſchweigen zu übergehen, die ſpäter von höhniſchen Charakteren verbreitet wurde und wonach unter der Volksmenge um das Automobil ein im Solde des Herrn von Knobelsdorff ſtehender Agent, Mitglied der geheimen Polizei, ſich befunden hätte, der die Hochrufe angeſtimmt und mit Fleiß unterhalten habe. Man kann das dahinſtellen und den Verklemerern bedeutender Vorgänge ihre Genugtuung gönnen Geringſten Falles, das heißt, wenn die Angabe jener Leute zutraf, hatte es ſich um die mechaniſche Auslöſung von Empfindungen gehandelt, die eben lebendig vorhanden ſein mußten, um ausgelöſt werden zu können. Jedenfalls verfehlte dieſer Auftritt, der natürlich in der Tagespreſſe ausführlich geſchildert wurde, auf niemanden ſeine Wirkung, und für Perſonen mit einigem Scharfblick für den Zuſammenhang der Dinge unterlag es keinem Zweifel, daß eine weitere Nachricht, die wenige Tage darauf die Gemüter beſchäftigte, zu all dieſen Erſcheinungen und Anzeigen in tiefer Beziehung ſtehen müſſe.

Die Meldung lautete dahin, daß Seine Königliche Hoheit Prinz Klaus Heinrich Seine Exzellenz den Herrn Staatsminiſter von Knobelsdorff auf Schloß „Eremitage“ in einer Audienz empfangen habe, die ohne Unterbrechung von drei Uhr nachmittags bis ſieben Uhr abends gedauert habe. Geſchlagene vier Stunden lang! Um was hatte es

ſich gehandelt? Um den nächſten Hofball doch nicht? Nun, es war unter anderem auch von dem Hofball die Rede geweſen.

Herr von Knobelsdorff hatte ſeine Bitte um eine vertrauliche Unterredung dem Prinzen gelegentlich der Hofjagd vorgetragen, die am zehnten Oktober bei Schloß „Jägerpreis“ in den weſtlichen Waldungen abgehalten worden und an welcher Klaus Heinrich, gleich ſeinen rotköpfigen Vettern, in grüner Uniform, Kerbhut und Stulpenſtiefeln, behängt mit Feldſtecher, Hirſchfänger, Jagdmeſſer, Patronengürtel und Piſtolentaſche, ſich beteiligt hatte. Herr von Braunbart-Schellendorf war zu Rate gezogen und die Beſprechung auf die dritte Nachmittagsſtunde des zwölften Oktobertages angeſetzt worden. Übrigens hatte Klaus Heinrich ſich erboten, ſeinerſeits den alten Herrn in deſſen Amtswohnung aufzuſuchen, aber Herr von Knobelsdorff hatte es vorgezogen, nach „Eremitage“ zu kommen, und kam pünktlich, empfangen mit all der Verbindlichkeit und Wärme, die Klaus Heinrich gegenüber dem betagten Ratgeber ſeines Vaters und Bruders durch die Form als geboten erachtete. Jener nüchterne kleine Salon, in welchem die drei ſchönen Empirefauteuils in Mahagoni mit der bläulichen Lyraſtickerei auf gelbem Grunde ſtanden, war der Schauplatz der Unterhaltung.

Wiewohl den Siebzig nicht mehr fern, war Exzellenz von Knobelsdorff rüſtig in körperlichem wie in geiſtigem Betracht. Sein Gehrock zeigte nicht eine Greiſenfalte, ſondern umſpannte prall und beſtens ausgefüllt den gedrungenen und freundlich gepolſterten Körper eines Mannes von glücklicher Gemütsart. Sein voll erhaltenes, in der Mitte glattgeſcheiteltes Haupthaar war von reinem Weiß wie der geſtutzte Schnurrbart, ſein Kinn durch einen Ein-

ſchnitt, der als Grübchen gelten konnte, ſympathiſch geſpalten. Die fächerförmig angeordneten Fältchen an ſeinen äußeren Augenwinkeln trieben ihr Spiel wie vorzeiten; ja, ſie hatten mit den Jahren noch kleine Abzweigungen und Nebenlinien erhalten, ſo, daß dies vielfache und rege Runzelwerk ſeinen blauen Augen den beſtändigen Ausdruck launiger Verſchlagenheit verlieh. — Klaus Heinrich war Herrn von Knobelsdorff zugetan, ohne daß ein näheres Verhältnis zwiſchen ihnen beſtanden hätte. Der Staatsminiſter hatte zwar des Prinzen Lebensgang überwacht und geleitet, hatte anfänglich den Schulrat Dröge zu ſeinem erſten Lehrer beſtimmt, dann das Faſanenkonvikt für ihn ins Leben gerufen, ihn ſpäter mit Doktor Überbein auf die Univerſität geſchickt, auch ſeinen ſcheinbaren militäriſchen Dienſt geregelt und ihm ſogar Schloß „Eremitage" zur Wohnung beſtimmt — aber alles nur unmittelbar und bei ſeltener perſönlicher Berührung; ja, wenn Herr von Knobelsdorff in jenen Erziehungsjahren mit Klaus Heinrich zuſammengetroffen war, ſo hatte er ſich wohl gar nach des Prinzen Entſchließungen und Zukunftsplänen untertänigſt erkundigt, als wüßte er nichts davon, und vielleicht war es gerade dieſe von beiden Seiten ſtandhaft aufrechterhaltene Fiktion, die den Verkehr durchaus in den Schranken des Förmlichen gehalten hatte.

Herr von Knobelsdorff, der in bequemer und dennoch ehrerbietiger Haltung die Führung des Geſprächs übernommen hatte, während Klaus Heinrich die Abſichten dieſes Beſuches zu erraten ſuchte, plauderte zunächſt von der vorgeſtrigen Hofjagd, tat einen behaglichen Rückblick auf die Strecke und erwähnte dann von ungefähr ſeines vortrefflichen Kollegen von den Finanzen, Dr. Krippenreuthers, der ebenfalls an dem Jagen teilgenommen und deſſen

ſchlechtes Ausſehen er beklagte. Herr Krippenreuther habe bei „Jägerpreis“ wahrhaftig nichts als Fehlſchüſſe getan. „Ja, Sorgen machen die Hand nicht ſicher“, bemerkte Herr von Knobelsdorff und legte ſo dem Prinzen das Stichwort zu einer knappen Kennzeichnung dieſer Sorgen in den Mund. Er ſprach von dem „nicht unerheblichen“ Fehlbetrag des Hauptvoranſchlages, von des Miniſters Mißhelligkeiten mit der Budgetkommiſſion, der neuen Vermögensſteuer, dem Steuerfuß von dreizehneinhalb und dem wütenden Widerſtande der ſtädtiſchen Vertreter, von der vorſintflutlichen Fleiſchſteuer und dem Hungerſchrei der Beamten; und Klaus Heinrich, anfänglich befremdet von ſoviel Sachlichkeit, hörte ihm mit ernſtem und eifrigem Kopfnicken zu.

Die beiden Herren, der alte und der junge, ſaßen nebeneinander auf einer ſchmächtigen und ein wenig harten Sofabank mit gelbem Tuchbezug und kranzförmigen Meſſingbeſchlägen, die, hinter dem Rundtiſch, der ſchmalen Glastür gegenüberſtand, die auf die Terraſſe führte und hinter welcher der halbentblätterte Park mit dem Ententeich im Herbſtnebel verſchwamm. Der niedrige, ſchlichtweiße Kachelofen, in dem ein Feuer kniſterte, verbreitete in dem ſtreng und karg möblierten Zimmer eine linde Wärme, und Klaus Heinrich, nicht völlig imſtande, den politiſchen Ausführungen zu folgen, doch ſtolz und glücklich, von dem erfahrenen Würdenträger ſo ernſt unterhalten zu werden, fühlte ſich mehr und mehr von einer dankbaren, vertrauensvollen Stimmung umfangen. Herr von Knobelsdorff ſprach angenehm über die unangenehmſten Dinge, ſeine Stimme war wohltuend, das Gefüge ſeiner Rede gewandt und einſchmeichelnd — und plötzlich ward Klaus Heinrich gewahr, daß er das wirtſchaftliche Gebiet verlaſſen hatte und von den

Sorgen Doktor Krippenreuthers auf ſein eigenes, Klaus Heinrichs, Befinden übergegangen war. Täuſchte ſich Herr von Knobelsdorff? Seine Augen fingen an, ihn zuweilen im Stiche zu laſſen. Aber ihm wollte ſcheinen, als ſei auch das Ausſehen Seiner Königlichen Hoheit ſchon beſſer, ſchon friſcher, ſchon heiterer geweſen. Eine Müdigkeit, ein Zug von Kummer ſei unverkennbar ... Herr von Knobelsdorff fürchte zudringlich zu erſcheinen; aber er müſſe hoffen, daß dieſen Anzeichen keine ernſtliche Beſchwerde des Körpers oder Gemütes zugrunde liege?

Klaus Heinrich ſchaute in den Nebel hinaus. Noch war ſein Blick verſchloſſen; aber obgleich er in unnachläſſig geſammelter und gegenwärtiger Haltung wie immer, die Füße gekreuzt, die rechte Hand über der linken, den Oberkörper Herrn von Knobelsdorff zugewandt auf dem harten Sofa ſaß, ſo ſpannte ſeine innere Haltung ſich doch ab in dieſer Stunde, und ermattet wie er war von ſeinen ſeltſam zarten und ergebnisloſen Kämpfen, fehlte nicht viel, daß ſeine Augen ſich mit Tränen gefüllt hätten. Er war ſo ſehr allein und unberaten. Doktor Überbein hielt ſich neuerdings fern von „Eremitage“ ... Klaus Heinrich ſagte noch: „Ach, Exzellenz, das würde zu weit führen.“

Aber Herr von Knobelsdorff antwortete: „Zu weit? Nein, fürchten Königliche Hoheit nicht allzu ausführlich ſein zu müſſen. Ich bekenne, daß ich über Euerer Königlichen Hoheit Erlebniſſe unterrichteter bin, als ich mir eben den Anſchein gab. Königliche Hoheit werden mir, abgeſehen von jenen Feinheiten und Einzelheiten, die das Gerücht nicht aufzunehmen vermag, kaum etwas Neues mitzuteilen haben. Aber wenn es Euerer Königlichen Hoheit wohltun könnte, einem alten Diener, der Sie auf ſeinen Armen getragen, Ihr Herz auszuſchütten ... vielleicht, daß

ich nicht ganz und gar unfähig wäre, Euerer Königlichen Hoheit mit Rat und Tat zur Seite zu ſtehen."

Da geſchah's, daß alles in Klaus Heinrichs Bruſt ſich löſte und ſich als Bekenntnis gewaltig ergoß, daß er Herrn von Knobelsdorff das Ganze erzählte. Er erzählte, wie man erzählt, wenn das Herz einem voll iſt und alles auf einmal ſich über die Lippen drängt: nicht gerade ſehr planmäßig, nicht ſehr der Reihe nach und bei Unweſentlichkeiten über Gebühr verweilend, aber höchſt eindringlich und mit jener Körperlichkeit, die das Erzeugnis leidenſchaftlicher Anſchauung iſt. Er fing in der Mitte an, ſprang unverſehens zum Anfang, haſtete dem Ende zu (das nicht vorhanden war), überſtürzte ſich und rannte ſich mehr als einmal verzweifelt feſt. Aber Herrn von Knobelsdorffs Vorkenntniſſe erleichterten ihm die Überſicht, ſie ſetzten ihn inſtand, durch förderliche Zwiſchenfragen das Schiffchen wieder flottzumachen — und endlich lag das Bild von Klaus Heinrichs Erlebniſſen mit allen ſeinen Perſonen und Vorgängen, mit den Geſtalten Samuel Spoelmanns, der verwirrten Gräfin Löwenjoul, ja ſelbſt des edlen Collies Perceval und namentlich derjenigen Imma Spoelmanns in all ihrer Schwierigkeit, vollendet und lückenlos zur Beratung vor. Sogar des Stückes Guttaperchapapier war ausführlich Erwähnung getan, denn Herr von Knobelsdorff ſchien Gewicht darauf zu legen, und nichts war ausgelaſſen zwiſchen jenem ſo eindrucksvollen Auftritt bei der Ablöſung der Schloßwache und den letzten innigen und quälenden Kämpfen zu Pferd und zu Fuß. Klaus Heinrich war ſtark erhitzt, als er fertig war, und ſeine ſtahlblauen, von den volkstümlichen Wangenknochen bedrängten Augen ſtanden in Tränen. Er hatte die Sofabank verlaſſen, wodurch er Herrn von Knobelsdorff gezwungen hatte, ſich

ebenfalls zu erheben, und wollte der Wärme wegen durchaus die Glastür zu der kleinen Veranda öffnen, was aber Herr von Knobelsdorff mit dem Hinweis auf die große Erkältungsgefahr verhinderte. Er richtete die untertänigste Bitte an den Prinzen, sich wieder zu setzen, da Seine Königliche Hoheit sich der Notwendigkeit einer ruhigen Erörterung der Sachlage nicht verschließen könne. Und beide ließen sich wieder auf das wenig schwellende Polster nieder.

Herr von Knobelsdorff überlegte eine Weile, und sein Gesicht war so ernst, wie es mit seinem gespaltenen Kinn und seinen spielenden Augenfältchen nur immer zu sein vermochte. Sein Schweigen brechend, dankte er zunächst dem Prinzen bewegten Herzens für die hohe Ehre, die er ihm durch sein Vertrauen erwiesen habe. Und unmittelbar im Anschluß hieran war es, daß Herr von Knobelsdorff, unter Betonung jedes einzelnen Wortes, die Erklärung abgab: Welche Stellungnahme der Prinz nun auch immer in dieser Angelegenheit von ihm, dem Herrn von Knobelsdorff, gewärtigt habe, so sei er, Herr von Knobelsdorff, jedenfalls nicht der Mann, den Wünschen und Hoffnungen des Prinzen entgegen zu sein, vielmehr durchaus gemeint, Seiner Königlichen Hoheit die Wege zu dem ersehnten Ziel nach besten Kräften zu ebnen.

Langes Stillschweigen. Klaus Heinrich blickte Herrn von Knobelsdorff entgeistert in die Augen mit den strahlenartig angeordneten Fältchen. Er hatte also Wünsche und Hoffnungen? Es gab also ein Ziel? Er wußte nicht, was er hörte. Er sagte: „Exzellenz sind so freundlich ..."

Da fügte Herr von Knobelsdorff seiner großen Erklärung etwas von einer Bedingung hinzu und sagte: Unter einer Bedingung freilich nur dürfe er, als erster Beamter

des Staats, seinen bescheidenen Einfluß im Sinne Seiner Königlichen Hoheit geltend machen ...

Unter einer Bedingung?

„Unter der Bedingung, daß Euere Königliche Hoheit nicht in eigennütziger und unbedeutender Weise nur auf Ihr eigenes Glück Bedacht nehmen, sondern, wie Ihr hoher Beruf es von Ihnen fordert, Ihr persönliches Schicksal aus dem Gesichtspunkt des großen Ganzen betrachten."

Klaus Heinrich schwieg, und seine Augen waren schwer von Nachdenken.

„Genehmigen Königliche Hoheit," fuhr Herr von Knobelsdorff nach einer Pause fort, „daß wir diese delikate und noch ganz unübersehbare Angelegenheit auf eine Weile verlassen und uns allgemeineren Gegenständen zuwenden! Dies ist eine Stunde des Vertrauens und der gegenseitigen Verständigung .. ich bitte ehrerbietigst, sie nutzen zu dürfen. Königliche Hoheit sind durch Ihre erhabene Bestimmung dem rauhen Getriebe der Wirklichkeit entrückt, durch schöne Vorkehrungen davon geschieden. Ich werde nicht vergessen, daß dieses Getriebe nicht — oder doch nur mittelbar — Euerer Königlichen Hoheit Sache ist. Dennoch scheint mir der Augenblick gekommen, Euerer Königlichen Hoheit wenigstens ein gewisses Gebiet dieser rauhen Welt, ganz um seiner selbst willen, zu unmittelbarer Anschauung und Einsicht nahezubringen. Ich bitte im voraus um gnädigste Verzeihung, wenn ich Euere Königliche Hoheit durch meine Informationen innerlich hart berühren sollte ..."

„Bitte, sprechen Sie, Exzellenz!" sagte Klaus Heinrich nicht ohne Bestürzung. Unwillkürlich setzte er sich zurecht, wie man sich im Stuhle des Zahnarztes zurechtsetzt und seine Natur gegen einen schmerzhaften Eingriff sammelt ...

„Ungeteilte Aufmerksamkeit ist erforderlich", sagte Herr

von Knobelsdorff beinahe ſtreng. Und nun erfolgte, anknüpfend an die Mißhelligkeiten mit der Budgetkommiſſion, jener Vortrag, jene klare, gründliche und ungeſchminkte, mit Ziffern und eingeſchobenen Erläuterungen der Grundverhältniſſe und Fachausdrücke wohlausgeſtattete Belehrung und Unterrichtsſtunde über die wirtſchaftliche Lage des Landes, des Staates, die dem Prinzen unſer ganzes Leidweſen in unerbittlicher Deutlichkeit vor Augen rückte. Selbſtverſtändlich waren dieſe Dinge ihm nicht vollkommen neu und fremd; vielmehr hatten ſie ihm ja, ſeitdem er repräſentierte, als Anlaß und Stoff zu jenen förmlichen Fragen gedient, die er an Bürgermeiſter, Ackerbürger, hohe Beamte zu richten pflegte und worauf er Antworten entgegennahm, die um ihrer ſelbſt und nicht um der Dinge willen gegeben wurden, auch wohl von dem Lächeln begleitet waren, das er von klein auf kannte und welches „Du Reiner, Du Feiner!“ beſagte. Aber noch nie war all das in dieſer maſſigen und nackten Sachlichkeit auf ihn eingedrungen, um in vollem Ernſt ſeine Denkkraft in Anſpruch zu nehmen. Herr von Knobelsdorff begnügte ſich keineswegs mit Klaus Heinrichs gewohntem, eifrig ermunterndem Nicken; er nahm es genau, er überhörte den jungen Mann, er ließ ſich ganze Erläuterungen wiederholen, er hielt ihn unnachſichtig im Banne des Gegenſtändlichen, und es war wie ein Zeigefinger, der, faltig von trockener Haut, an dem einzelnen Punkte haftete und nicht eher von der Stelle rückte, als bis man den Ausweis wirklichen Verſtändniſſes erbracht hatte.

Herr von Knobelsdorff begann bei den Grundlagen und ſprach von dem Lande und ſeinen wenig entwickelten Verhältniſſen in bezug auf Handel und Induſtrie, von dem Volk, Klaus Heinrichs Volk, dieſem ſinnigen und biederen,

geſunden und rückſtändigen Menſchenſchlage. Er ſprach von den mangelhaften Staatseinnahmen, den ſchlecht rentierenden Eiſenbahnen, den unzulänglichen Kohlenlagern. Er kam auf die Forſt-, Jagd- und Triftverwaltung, er ſprach vom Walde, von den Überfällungen, der übermäßigen Streuentnahme, den Krüppelbeſtänden, der geſunkenen Forſtrente. Dann ging er des näheren auf unſere Geldwirtſchaft ein, erörterte die natürliche Steueruntüchtigkeit des Volkes, kennzeichnete die verwahrloſte Finanzgebarung früherer Perioden. Und hierauf rückte die Ziffer der Staatsſchulden an, die zu wiederholen Herr von Knobelsdorff den Prinzen mehrmals nötigte. Es waren ſechshundert Millionen. Der Unterricht erſtreckte ſich weiter auf das Obligationenweſen, auf Zins- und Rückzahlungsbedingungen, er kehrte zu Doktor Krippenreuthers gegenwärtiger Bedrängnis zurück und ſchilderte die ſchwere Ungunſt des Augenblicks. An der Hand der „Zeitſchrift des Statiſtiſchen Bureaus", die er plötzlich aus der Taſche zog, machte Herr von Knobelsdorff ſeinen Schüler mit den Ernteergebniſſen der letzten Jahre bekannt, zählte die Unbilden auf, die den Mißwuchs gezeitigt hatten, bezeichnete die Steuerausfälle, die er mit ſich brachte, und erwähnte ſogar der unterernährten Geſtalten auf dem Lande. Dann ging er zur Lage des Geldmarktes im großen über, verbreitete ſich über die Geldteuerung, die allgemeine wirtſchaftliche Verſtimmung. Und Klaus Heinrich erfuhr von dem Tiefſtand des Kurſes, der Unruhe der Gläubiger, dem Geldabfluß, den Bankbrüchen; er ſah unſern Kredit erſchüttert, unſere Papiere entwertet und begriff vollkommen, daß die Begebung einer neuen Anleihe beinahe unmöglich war.

Die Dämmerung fiel ein, es war weit über fünf Uhr, als Herr von Knobelsdorff ſeinen volkswirtſchaftlichen

Vortrag endigte. Um dieſe Zeit pflegte Klaus Heinrich ſeinen Tee zu nehmen, aber er dachte nur ganz vorübergehend daran, und von außen wagte niemand eine Unterredung zu ſtören, deren Wichtigkeit ſich in ihrer Zeitdauer zu erkennen gab. Klaus Heinrich lauſchte, lauſchte. Er wußte noch kaum, wie ſehr erſchüttert er war. Aber wie unterfing man ſich eigentlich, ihm all das zu ſagen? Nicht ein einziges Mal hatte man ihn „Königliche Hoheit" genannt während dieſes Unterrichts, hatte ihm gewiſſermaßen Gewalt angetan und ſeine Reinheit und Feinheit gröblich verletzt. Und doch war es gut, es erwärmte innerlich, das alles zu hören und ſich um der Sache willen darein vertiefen zu müſſen... Er vergaß, Licht machen zu laſſen, ſo ſehr war ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen.

„Dieſe Umſtände", ſchloß Herr von Knobelsdorff, „waren es etwa, die ich im Sinne hatte, als ich Euere Königliche Hoheit aufforderte, Ihr perſönliches Wünſchen und Trachten ſtets im Lichte des Allgemeinen zu ſehen. Königliche Hoheit werden aus dieſer Stunde und dem Inhalt, den ich ihr geben durfte, Nutzen ziehen, ich zweifle nicht daran. Und in dieſer Zuverſicht laſſen Königliche Hoheit mich wieder auf Ihre engeren Angelegenheiten zurückkommen."

Herr von Knobelsdorff wartete, bis Klaus Heinrich mit der Hand ein Zeichen ſeiner Zuſtimmung gegeben hatte, und fuhr dann fort: „Wenn dieſer Sache irgendwelche Zukunft beſchieden ſein ſoll, ſo iſt es erforderlich, daß ſie ſich nun zu einer neuen Entwicklungsſtufe erhebt. Sie ſtagniert, ſie ſteht formlos und ausſichtslos wie der Nebel draußen. Das iſt unleidlich. Man muß ihr Geſtalt geben, muß ſie verdichten, muß ſie auch für die Augen der Welt beſtimmter umreißen..."

„Ganz ſo! Ganz ſo! Ihr Geſtalt geben ... ſie verdichten ... Das iſt es! Das iſt unbedingt notwendig!“ beſtätigte Klaus Heinrich außer ſich, wobei er neuerdings das Sofa verließ und im Zimmer hin und her zu gehen begann: „Aber wie? Sagen Exzellenz mir um Gottes willen, wie!“

„Der nächſte äußere Fortſchritt“, ſagte Herr von Knobelsdorff und blieb ſitzen — ſo ungewöhnlich war die Stunde —, „muß dieſer ſein, daß man die Spoelmanns bei Hofe ſieht.“

Klaus Heinrich blieb ſtehen.

„Nie,“ ſagte er, „niemals, wie ich Herrn Spoelmann kenne, wird er zu bewegen ſein, zu Hofe zu gehen!“

„Was nicht ausſchließt,“ antwortete Herr von Knobelsdorff, „daß ſein Fräulein Tochter uns dieſes Vergnügen machen wird. Wir ſind nicht allzuweit mehr vom Hofball entfernt — in Ihrer Hand liegt es, Königliche Hoheit, Fräulein Spoelmann zur Teilnahme daran zu beſtimmen. Ihre Geſellſchaftsdame iſt Gräfin ... ſie ſoll nicht ohne Eigenheiten ſein, aber ſie iſt Gräfin, und das erleichtert die Sache. Wenn ich Euerer Königlichen Hoheit verſichere, daß der Hof es nicht an Entgegenkommen fehlen laſſen wird, ſo ſpreche ich im Einverſtändnis mit dem Herrn Oberzeremonienmeiſter von Bühl zu Bühl ..“

Und nun behandelte das Geſpräch noch drei Viertelſtunden lang Placementfragen und die zeremoniellen Bedingungen, unter denen die Einführung, die Vorſtellung, würde zu vollziehen ſein. Unerläßlich blieb die Kartenabgabe bei der Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin Katharina, einer verwitweten Gräfin Trümmerhauff, die bei den Feſtlichkeiten im Alten Schloſſe der Damenwelt vorſtand. Was aber den Akt der Vorſtellung ſelbſt betraf, ſo hatte Herr von Knobelsdorff Zugeſtändniſſe zu erwirken verſtanden,

die einen gefliſſentlichen, ja herausfordernden Charakter trugen. Es gab keinen amerikaniſchen Geſchäftsträger am Orte — kein Grund dafür, erklärte Herr von Knobelsdorff, die Damen durch den erſtbeſten Kammerherrn präſentieren zu laſſen: nein, der Oberzeremonienmeiſter ſelbſt bitte um die Ehre, ſie dem Großherzog vorſtellen zu dürfen. Wann? An welchem Punkte der vorgeſchriebenen Reihenfolge? Nun, zweifellos, ungewöhnliche Umſtände erforderten ein Übriges. Zuerſt alſo, an erſter Stelle, v o r allen Neueingeladenen der verſchiedenen Hofrangklaſſen — Klaus Heinrich möge das Fräulein dieſer außerordentlichen Maßregel verſichern. Es werde Gerede geben, Aufſehen bei Hofe und in der Stadt. Aber gleichviel und um ſo beſſer. Aufſehen war keineswegs unerwünſcht, Aufſehen war nützlich, war notwendig ...

Herr von Knobelsdorff ging. Es war ſo dunkel geworden, als er ſich verabſchiedete, daß man einander kaum noch ſah. Klaus Heinrich, der deſſen erſt jetzt gewahr wurde, entſchuldigte ſich in einiger Verwirrung, aber Herr von Knobelsdorff erklärte es für ganz unweſentlich, in welcher Beleuchtung eine ſolche Unterredung ſtattfinde. Er nahm Klaus Heinrichs Hand, die dieſer ihm bot, und umfaßte ſie mit ſeinen beiden „Nie," ſagte er warm — und dies waren ſeine letzten Worte, bevor er ſich zurückzog —, „nie war das Glück eines Fürſten von dem ſeines Landes unzertrennlicher. Bei allem, was Euere Königliche Hoheit erwägen und tun, wollen Sie ſich gegenwärtig halten, daß Euerer Königlichen Hoheit Glück durch Schickſalsfügung zur Bedingung der öffentlichen Wohlfahrt geworden iſt, daß aber auch Euere Königliche Hoheit Ihrerſeits in der Wohlfahrt des Landes die unerläßliche Bedingung und Rechtfertigung Ihres Glücks zu erkennen haben."

Heftig bewegt und noch außerstande, die Gedanken zu ordnen, die ihn tausendfältig bestürmten, blieb Klaus Heinrich in seinen enthaltsamen Empireſtuben zurück.

Er verbrachte eine unruhvolle Nacht und machte am nächsten Vormittag trotz unsichtigen und schleimigen Wetters einen einsamen, ausgedehnten Spazierritt. Herr von Knobelsdorff hatte klar und reichlich geredet, hatte Tatsachen gegeben und entgegengenommen; aber zur Verschmelzung, Gestaltung und inneren Verarbeitung dieses vielfachen Rohstoffes hatte er nur kurze, spruchartige Anleitungen gegeben, und es war schwere Gedankenarbeit, die Klaus Heinrich zu leisten hatte, während er nächtlicherweile wach lag und später, als er auf Florian spazierenritt.

Nach „Eremitage“ zurückgekehrt, tat er etwas Merkwürdiges Er schrieb mit Bleistift auf ein Blättchen Papier eine Order, eine gewisse Bestellung, und schickte den Kammerlakaien Neumann damit zur Stadt, zur Akademischen Buchhandlung in der Universitätsstraße. Was Neumann, schwer schleppend, zurückbrachte, war ein Ballen Bücher, die Klaus Heinrich in seinem Arbeitszimmer ausbreiten ließ, und mit deren Lektüre er sofort begann.

Es waren Werke von nüchternem und schulbuchmäßigem Aussehen, mit Glanzpapierbacken, unschön geschmückten Lederrücken und rauhem Papier, auf welchem der Inhalt peinlich nach Abschnitten, Hauptabteilungen, Unterabteilungen und Paragraphen angeordnet war. Ihre Titel waren nicht heiter. Es waren Lehr- und Handbücher der Finanzwissenschaft, Ab- und Grundrisse der Staatswirtschaft, systematische Darstellungen der politischen Ökonomie. Und mit diesen Schriften schloß der Prinz sich in seinem Kabinett ein und gab Weisung, daß er auf keinen Fall gestört zu werden wünsche.

Der Herbſt war wäſſerig, und Klaus Heinrich fühlte ſich wenig verſucht, die Eremitage zu verlaſſen. Am Sonnabend fuhr er ins Alte Schloß, um Freiaudienzen zu gewähren; ſonſt war er dieſe Woche lang Herr ſeiner Zeit, und er wußte Gebrauch davon zu machen. Angetan mit ſeiner Litewka, ſaß er in der Wärme des niedrigen Kachelofens an ſeinem kleinen, altmodiſchen und wenig benutzten Sekretär und las, die Schläfen in den Händen, in ſeinen Finanzbüchern. Er las von den Staatsausgaben, und worin ſie nur immer beſtanden, von den Einnahmen, und woher ſie glücklichenfalls floſſen; er durchpflügte das ganze Steuerweſen in allen ſeinen Kapiteln; er vergrub ſich in die Lehre vom Finanzplan und Budget, von der Bilanz, dem Überſchuß und namentlich dem Defizit, er verweilte am längſten und gründlichſten bei der Staatsſchuld und ihren Arten, bei der Anleihe, dem Verhältnis von Zins und Kapital und der Tilgung — und zuweilen erhob er den Kopf vom Buche und träumte lächelnd von dem, was er geleſen, als ſei es die bunteſte Poeſie.

Übrigens fand er, daß es nicht ſchwer war, das alles zu begreifen, wenn man es darauf anlegte. Nein, dieſe ganze ernſte Wirklichkeit, an der er nun teilnahm, dies ſimple und plumpe Intereſſengefüge, dies Lehrgebäude platt folgerichtiger Bedürfniſſe und Notwendigkeiten, das zahlloſe gewöhnlich geborene junge Leute in ihre lebensluſtigen Köpfe zu nehmen hatten, um ihre Examina darüber abzulegen — es war bei weitem ſo ſchwer nicht beherrſchbar, wie er in ſeiner Höhe geglaubt hatte. Repräſentieren, fand er, war ſchwerer. Und viel, viel heikler und ſchwieriger waren ſeine Kämpfe mit Imma Spoelmann, zu Pferd und zu Fuß. Doch machte es ihn warm und froh, ſein Studium, und er fühlte, daß er rote Backen bekam

vor Eifer wie ſein Schwager zu Ried-Hohenried von ſeinem Torf.

Nachdem er ſo den Tatſachen, die er von Herrn von Knobelsdorff empfangen, eine allgemeine und akademiſche Grundlage gegeben und auch ſonſt im Knüpfen von inneren Beziehungen und im Abwägen von Möglichkeiten eine bedeutende Gedankenarbeit verrichtet hatte, ſtellte er ſich wieder um die Teeſtunde auf „Delphinenort“ ein. Die Glühbirnen der löwenfüßigen Schaftkandelaber und der großen Kriſtallluſter brannten im Gartenſalon. Die Damen waren allein.

Nach den erſten Fragen und Antworten über Herrn Spoelmanns Befinden und Jnmas überſtandene Unpäßlichkeit — Klaus Heinrich machte ihr lebhafte Vorwürfe über ihr ſeltſames Ungeſtüm, worauf ſie mit vorgeſchobenen Lippen erwiderte, daß ſie, ſoviel ihr bekannt, ihr eigener Herr ſei und mit ihrer Geſundheit nach Belieben ſchalten könne — kam das Geſpräch auf den Herbſt, auf die naſſe Witterung, die das Reiten verbiete, auf die vorgerückte Jahreszeit, den nahen Winter, und Klaus Heinrich erwähnte von ungefähr des Hofballes, wobei es ihm einfiel, zu fragen, ob denn die Damen — wenn leider Herr Spoelmann ſchon durch ſeinen Geſundheitszuſtand verhindert ſein würde — nicht Luſt hätten, ſich diesmal daran zu beteiligen. Als aber Jnma erwiderte: Nein, wirklich, die Abſicht einer Kränkung liege ihr fern, aber dazu habe ſie ſchlechterdings nicht die geringſte Luſt, drang er nicht in ſie, ſondern ſtellte die Frage vorläufig gelaſſen zurück.

Was er getrieben habe die letzten Tage? — Oh, er ſei beſchäftigt geweſen, er könne ſagen, daß es Arbeit die Hülle und Fülle gegeben habe. — Arbeit? Ohne Zweifel meine er die Hofjagd bei „Jägerpreis“. — Nun, die Hofjagd ... Nein, er ſei wirklichen Studien nachgegangen, die er übri-

gens keineswegs ſchon abgeſchloſſen habe; vielmehr ſtecke er noch tief in der betreffenden Materie ... Und Klaus Heinrich begann von ſeinen unſchönen Büchern, ſeinen finanzwiſſenſchaftlichen Einſichten zu erzählen, und mit ſolcher Freude und Hochachtung ſprach er von dieſer Diſziplin, daß Imma Spoelmann ihn mit großen Augen betrachtete. Als ſie ihn aber — was auf faſt ſchüchterne Weiſe geſchah — über den Anlaß und Beweggrund zu ſeiner Beſchäftigung befragte, antwortete er, daß es lebendige, nur allzu brennende Tagesfragen ſeien, die ihn darauf hingeleitet hätten: Verhältniſſe und Umſtände, die ſich leider für ein heiteres Teegeſpräch recht wenig eigneten. Dieſe Redewendung kränkte Imma Spoelmann ganz offenkundig. Auf welche Beobachtungen — fragte ſie ſcharf und wandte ihr Köpfchen hin und her — ſich eigentlich ſeine Überzeugung gründe, daß ſie ausſchließlich oder auch nur vorzugsweiſe heiteren Geſprächen zugänglich ſei? Und ſie befahl ihm mehr, als ſie bat, ſich gefälligſt über die brennenden Tagesfragen zu äußern.

Da zeigte Klaus Heinrich, was er bei Herrn von Knobelsdorff gelernt hatte, und ſprach über das Land und die Lage. Er wußte Beſcheid in jedem Punkte, worauf der faltige Zeigefinger geruht hatte, er ſprach von den natürlichen und den verſchuldeten, den allgemeinen und den engeren, den hingeſchleppten und den verſchärfend hinzugetretenen Übelſtänden, er betonte namentlich die Ziffer der Staatsſchulden und den Druck, den ſie auf unſre Volkswirtſchaft ausübten — es waren ſechshundert Millionen —, und er vergaß nicht einmal der unterernährten Geſtalten auf dem Lande.

Er ſprach nicht zuſammenhängend; Imma Spoelmann unterbrach ihn mit Fragen und half ihm mit Fragen vor-

wärts, ſie nahm es genau und ließ ſich erläutern, was ſie nicht gleich verſtand. In ihrem offenärmeligen Hauskleid aus ziegelfarbener Rohſeide mit breiter Bruſtſtickerei, eine altſpaniſche Ehrenkette um den kindlichen Hals, ſaß ſie, über den Teetiſch gebückt, der von Kriſtall und Silber und köſtlichem Porzellane ſchimmerte, einen Ellenbogen aufgeſtützt, das Kinn in die ſchmuckloſe und zartgliedrige Hand vergraben, und lauſchte mit ganzer Seele, indes ihre Augen, ſo übergroß, ſo dunkel glänzend, in ſeiner Miene forſchten. Aber während er ſprach, von Imma mit Mund und Augen befragt, ſich mühte, ſich ereiferte und ſich ganz ſeinem Gegenſtand hingab, fühlte Gräfin Löwenſoul ſich nicht länger zu nüchterner Klarheit angehalten durch ſeine Gegenwart, ſondern ließ ſich gehen und erlaubte ſich die Wohltat des Irreſchwatzens. An allem Elend, erklärte ſie mit vornehmen Bewegungen und ſeltſam gekniffenem Blicke, auch an der Mißernte, der Schuldenlaſt und der Geldteuerung, ſeien die ſchamloſen Weiber ſchuld, von welchen es überall wimmele, und die leider auch den Weg durch den Fußboden zu finden wüßten, wie denn vergangene Nacht die Frau eines Feldwebels aus der Leibfüſilierkaſerne ihr die Bruſt zerkratzt und ſie mit abſcheulichen Gebärden gemartert habe. Hierauf erwähnte ſie ihre Schlöſſer in Burgund, in die es von oben hineinregnete, und ging ſo weit, zu erzählen, daß ſie einen Feldzug gegen die Türken als Leutnant mitgemacht habe, wobei ſie die einzige geweſen ſei, die „nicht den Kopf verloren habe“. Imma Spoelmann und Klaus Heinrich gaben hie und da ein ein gutes Wort, verſprachen gern, ſie vorderhand Frau Meier zu nennen und ließen ſich übrigens von ihren Zwiſchenreden nicht ſtören.

Sie hatten beide heiße Gesichter, als Klaus Heinrich alles gesagt hatte, was er wußte — ja, auch auf dem Imma Spoelmanns, sonst von der Blässe der Perlen, war ein Hauch von Röte zu bemerken. Sie schwiegen dann, und auch die Gräfin verstummte, den kleinen Kopf auf die Schulter geneigt, gekniffenen Blickes ins Leere äugend. Klaus Heinrich spielte auf dem blitzend weißen und scharf gefalteten Tischtuch mit dem Stengel einer Orchidee, die in einem Spitzgläschen neben seinem Gedeck gestanden hatte; aber sobald er den Kopf erhob, begegnete er Imma Spoelmanns Augen, die übergroß, flammend und unverwandt, über den Tisch hinweg eine dunkelfließende Sprache führten.

„Es war hübsch heute", sagte sie mit ihrer gebrochenen Stimme, als er für diesmal Abschied nahm — und er fühlte, wie ihre schmale, zartknochige Hand die seine mit kräftigem Druck umspannte. „Wenn Euere Hoheit wieder einmal unser unwürdiges Haus beehren, sollten Sie mir das eine oder andere von den guten Büchern bringen, die Sie sich angeschafft haben." — Sie konnte es nicht ganz lassen, zu spotten, aber sie bat ihn um seine Finanzbücher, und er brachte sie ihr.

Er brachte ihr zwei davon, die er für die lehrreichsten und übersichtlichsten hielt, brachte sie einige Tage später in seinem Coupé durch den feuchten Stadtgarten, und sie wußte ihm Dank dafür. Sobald sie den Tee genommen, zogen sie sich in einen Winkel des Salons zurück, woselbst sie, während die Gräfin in Abwesenheit am Teetisch verharrte, in thronartigen Armstühlen an einem vergoldeten Tischchen sitzend, über das erste Blatt eines Lehrbuches namens „Finanzwissenschaft" gebeugt, ihr gemeinsames Studium begannen. Selbst die Vorworte zur ersten und

zur sechsten Auflage lasen sie mit, abwechselnd mit leiser Stimme jeder einen Satz; denn Jmma Spoelmann hielt dafür, daß man methodisch zu Werke gehen und mit dem Anfange beginnen müsse.

Klaus Heinrich, wohlvorbereitet wie er war, machte den Führer durch die Paragraphen, und niemand hätte behender und hellsinniger zu folgen vermocht als Jmma.

„Es ist leicht!“ sagte sie und sah lachend auf. „Mich nimmt wunder, daß es im Grunde so einfach ist. Algebra ist viel schwerer, Prinz ...“

Aber da sie die Sache so gründlich betrieben, kamen sie demnach nicht weit in einer Nachmittagsstunde und machten ein Zeichen ins Buch, wo sie das nächste Mal fortfahren würden.

Das geschah; und fortan waren des Prinzen Besuche auf „Delphinenort“ von dem sachlichsten Jnhalt erfüllt. Jmmer, wenn Herr Spoelmann nicht am Teetisch erschienen war oder, sobald er seinen Krankenzwieback eingetaucht, sich mit Doktor Watercloose zurückgezogen hatte, richteten Jmma und Klaus Heinrich sich mit ihren Büchern an dem goldenen Tischchen ein, um sich, Kopf an Kopf, in die Geldwirtschaftskunde zu vertiefen. Aber im Vorwärtsschreiten verglichen sie die abgezogene Lehre mit der Wirklichkeit, wandten, was sie lasen, auf die Verhältnisse des Landes an, wie Klaus Heinrich sie dargelegt hatte, und studierten mit Nutzen, obgleich es nicht selten geschah, daß ihr Forschen von Betrachtungen persönlicher Art unterbrochen wurde.

„Dann kann also die Emission“, sagte Jmma, „auf direktem oder indirektem Wege erfolgen — ja, das leuchtet ein. Entweder der Staat wendet sich geradeswegs an die Kapitalisten und eröffnet die Subskription ... Jhre Hand

iſt doppelt ſo breit wie meine", ſagte ſie — „ſehen Sie, Prinz!" Und nun ſchauten ſie lächelnd und glücklich betroffen von dem einfachen Anblick ihre Hände an, ſeine rechte und ihre linke, die nebeneinander auf der goldenen Tiſchplatte lagen. „Oder", fuhr Imma fort, „die Anleihe wird durch Negotiation begeben, und es iſt irgendein großes Bankhaus oder Konſortium von ſolchen, an das der Staat ſeine Schuldſcheine ..." „Warten Sie!" ſagte er leiſe. „Warten Sie, Imma, und beantworten Sie mir eine Frage! Laſſen Sie auch die Hauptſache nicht außer acht? Geben Sie ſich auch Mühe, und machen Sie Fortſchritte? Wie iſt es mit der Ernüchterung und Befangenheit, liebe kleine Imma? Haben Sie nun ein bißchen Vertrauen zu mir?" Seine Lippen fragten es nahe ihrem Haar, dem ein koſtbarer Duft entſtrömte, und ſie hielt ihr ſchwarzbleiches Kindergeſichtchen ſtill dabei über das Buch gebeugt, wenn ſie auch ſeine Frage nicht unumwunden beantwortete. „Aber muß es ein Bankhaus oder Konſortium ſein?" überlegte ſie. „Es ſteht nichts davon da, aber mir ſcheint, daß es das praktiſchen Falles nicht notwendig zu ſein braucht ..."

Sie ſprach ernſthaft und ohne Anführungszeichen in dieſer Zeit, denn auch ſie hatte ja, für ihr Teil, die Gedankenarbeit zu bewältigen, welche Klaus Heinrich nach der Unterredung mit Herrn von Knobelsdorff verrichtet hatte. Und als er einige Wochen ſpäter auf ſeine Frage zurückkam, ob ſie nicht Luſt habe, den Hofball zu beſuchen, und ihr die zeremoniellen Bedingungen mitteilte, die für dieſen Fall bewilligt waren, da geſchah es, daß ſie ihm antwortete, ja, ſie habe Luſt und wolle morgen mit der Gräfin Löwenjoul bei der verwitweten Gräfin Trümmerhauff vorfahren, um ihre Karten abzugeben.

Dieſes Jahr fand der Hofball früher ſtatt als ſonſt: ſchon Ende November — eine Maßnahme, die, wie man hörte, auf Wünſche innerhalb des Großherzoglichen Hauſes zurückzuführen war. Herr von Bühl zu Bühl beklagte bitter dieſe Überſtürzung, welche ihn und ſeine Unterbeamten zwänge, die Vorbereitungen zu der wichtigſten höfiſchen Feſtlichkeit über das Knie zu brechen, namentlich die Ausbeſſerungen, deren die Feſträume des Alten Schloſſes ſo dringend bedürftig waren. Aber der Wunſch des betreffenden Mitgliedes der Allerhöchſten Familie hatte die Unterſtützung des Herrn von Knobelsdorff gehabt, und der Hofmarſchall mußte ſich fügen. So aber kam es, daß die Gemüter kaum Zeit hatten, ſich auf das, was eigentlich an dem Abend Ereignis war, und wogegen der ungewöhnliche Zeitpunkt gleich nichts erſchien, genügend vorzubereiten: ja, als der „Eilbote“ die Kunde von der Kartenabgabe und Einladung in fetten Lettern verbreitete — nicht ohne in etwas kleinerem Druck, doch in warmen Worten ſeinem Vergnügen darüber Ausdruck zu geben und Spoelmanns Tochter bei Hofe willkommen zu heißen —, da ſtand der bedeutende Abend ſchon vor der Tür, und ehe die Zungen ſich recht in Bewegung geſetzt, war alles vollendete Wirklichkeit.

Nie hatte mehr Neid auf den fünfhundert begnadeten Perſonen geruht, deren Namen auf der Hofball-Liſte ſtanden, nie hatte der Bürger am Morgen mit größeren Augen den Bericht des „Eilboten“ verſchlungen, dieſe glitzernden Spalten, die alljährlich von einem durch den Trunk entarteten Adeligen abgefaßt wurden und ſo üppig zu leſen waren, daß man glaubte, Einblick in das Feenreich zu tun, während in Wahrheit das Ballfeſt im Alten Schloß ohne Überſchwang und ſelbſt nüchtern verlief. Aber der Bericht

reichte nur bis zum Souper, mit Einſchluß der franzöſiſchen Speiſenfolge, und alles, was ſpäter kam, ſowie überhaupt alle Zartheiten und Unwägbarkeiten des großen Vorgangs blieben notwendig mündlicher Überlieferung vorbehalten.

Die Damen hatten ſich, in einem koloſſalen olivenfarbenen Automobil vor dem Albrechtstor anbremſend, ziemlich pünktlich im Alten Schloß eingefunden, wenn auch ſo pünktlich nicht, daß Herr von Bühl zu Bühl nicht Zeit gehabt hätte, ſich zu ängſtigen. Von ſiebeneinviertel Uhr an war er, in großer Uniform, mit Orden bedeckt bis zum Unterleib, mit ſpiegelndem braunen Toupet und den goldenen Zwicker auf der Naſe, in der Mitte des mit Rüſtungen umſtellten Ritterſaales, woſelbſt ſich das Großherzogliche Haus und der große Dienſt verſammelten, von einem Fuß auf den andern getreten und hatte mehrmals einen Kammerjunker in den Ballſaal hinübergeſandt, um zu erfahren, ob Fräulein Spoelmann noch nicht erſchienen ſei. Er erwog unerhörte Möglichkeiten. Wenn dieſe Königin von Saba zu ſpät kam — und was konnte man nicht von ihr gewärtigen, die mitten durch die Wachtmannſchaft geſchritten war! —, ſo mußte ſich der Eintritt des großherzoglichen Korteges verzögern, ſo mußte der Hof auf ſie warten, denn ſie ſollte ja nun einmal unbedingt zuerſt vorgeſtellt werden, und es war ein Ding der Unmöglichkeit, daß ſie nach dem Großherzog im Ballſaale eintraf... Aber gottlob! eine knappe Minute vor ſiebeneinhalb Uhr war ſie mit ihrer Gräfin gekommen (und die Bewegung war groß geweſen, als die empfangenden Kammerherren ſie zunächſt den Diplomaten und alſo vor dem Adel, den Palaſtdamen, den Miniſtern, den Generalen, den Kammerpräſidenten und aller Welt in die Hofgeſellſchaft eingereiht

hatten) — Flügeladjutant von Platow hatte den Großherzog aus ſeinen Zimmern geholt, im Rittersaal hatte Albrecht, als Huſar gekleidet, mit niedergeſchlagenen Augen die Mitglieder ſeines Hauſes begrüßt, hatte ſeiner Tante Katharina den Arm geboten, und dann, nachdem Herr von Bühl in der geöffneten Flügeltür dreimal ſeinen Stab gegen das Parkett geſtoßen, hatte ſich der Einzug des Hofes in den Ballſaal vollzogen.

Augenzeugen verſicherten ſpäter, daß die allgemeine Unaufmerkſamkeit während des Rundgangs der höchſten Herrſchaften die Grenze des Anſtößigen erreicht habe. Wohin Albrecht mit ſeiner würdevoll ſchreitenden Tante gerade gekommen war, da war ohne die rechte Sammlung ein haſtiges Neigen und Wogen entſtanden, aber ſonſt waren alle Geſichter nur einem Punkte des Saales zugewandt, alle Augen mit brennender Neugier auf eben dieſen Punkt gerichtet geweſen ... Die dort ſtand, hatte Feinde im Saal gehabt, zumindeſt unter den Frauen, den weiblichen Trümmerhauffs, Prenzlaus, Wehrzahns und Platows, die hier ihre Fächer regten, und ſcharfe und kalte Damenblicke hatten ſie gemuſtert. Aber war nun ihre Stellung ſchon zu befeſtigt, als daß die Kritik ſich hervorgewagt hätte, oder hatte ihre Perſönlichkeit an und für ſich den heimlichen Widerſtand überwunden — nur eine Stimme hatte geherrſcht, und es war die geweſen, daß Jumma Spoelmann ſchön ſei wie Bergkönigs Töchterlein. Die Reſidenz wußte am nächſten Morgen ihre Toilette auswendig, der Schreiber im Miniſterium, der Dienſtmann an der Straßenecke. Es war ein Gewand aus blaßgrünem Chinakrepp geweſen, mit ſilberner Stickerei und einem Bruſtſtück aus alter Silberſpitze von Fabelwert. Ein krönleinartiger Kopfſchmuck aus Diamanten hatte farbig in ihrem

blauſchwarzen Haar gefunkelt, das eine Neigung zeigte, ihr in glatten Strähnen in die Stirn zu fallen, und eine lang herabhängende Kette aus demſelben Edelgeſtein war doppelt und dreifach um ihren bräunlichen Hals geſchlungen geweſen. Klein und kindlich, doch von einer wunderſam ernſten und klugen Kindlichkeit der Erſcheinung, mit ihrem bleichen Geſichtchen und ihren übergroßen und ſeltſam eindringlich redenden Augen, ſo hatte ſie an ihrem Ehrenplatz zur Seite der Gräfin Löwenjoul geſtanden, die braun wie immer, doch diesmal in Atlas, gekleidet geweſen war. Mit einer gewiſſen ſpröden Pagenanmut hatte ſie, als das Kortege zu ihr gelangt war, die höfiſche Verbeugung angedeutet, ohne ſie auszuführen; aber als Prinz Klaus Heinrich, das zitronengelbe Band und die flache Kette des Hausordens zur Beſtändigkeit über dem Waffenrock, den Silberſtern vom Grimmburger Greifen auf der Bruſt und jene blutleere Couſine am Arme führend, die nichts als „jä“ zu ſagen vermochte, gleich hinter dem Großherzoge an ihr vorübergeſchritten war, da hatte ſie mit geſchloſſenen Lippen gelächelt und hatte ihm zugenickt wie ein Kamerad — wobei es denn doch wie ein Zucken durch die Verſammlung gegangen war ...

Dann, nach der Begrüßung der Diplomaten durch die höchſten Herrſchaften, hatten die Vorſtellungen begonnen — begonnen mit Imma Spoelmann, obgleich ſich unter den neueingeladenen Damen zwei Komteſſen Hundskeel und ein Freifräulein von Schulenburg-Treſſen befunden hatten. Schwänzelnd und mit falſchen Zähnen lächelnd hatte Herr von Bühl Spoelmanns Tochter ſeinem Herrn präſentiert. Und indem er mit der kurzen, gerundeten Unterlippe leicht an der oberen geſogen, hatte Albrecht auf ihre ſpröde Pagenverneigung niedergeblickt, aus der ſie ſich erhoben

hatte, um aus redenden Augen den leidenden Husarenoberſten in ſeinem ſtillen Hochmut mit dunklem Forſchen zu betrachten. Der Großherzog hatte mehrere Fragen an ſie gerichtet, während er es ſonſt ohne Ausnahme bei einer bewenden ließ, hatte ſich nach ihres Vaters Befinden, nach der Wirkung der Ditlindenquelle erkundigt, und wie es ihr ſelbſt auf die Dauer bei uns gefalle, worauf ſie mit vorgeſchobenen Lippen und das ſchwarzbleiche Köpfchen hin und her wendend mit ihrer gebrochenen Stimme geantwortet hatte. Hierauf, nach einer Pauſe, welche vielleicht eine Pauſe des inneren Kampfes geweſen, hatte Albrecht ihr ſein Vergnügen zum Ausdruck gebracht, ſie bei Hofe zu ſehen; und dann hatte auch Gräfin Löwenjoul, mit einem ſeitwärts entgleitenden Blick, ihre Kniebeugung vollführen dürfen.

Dieſer Auftritt, Imma Spoelmann vor Albrecht, blieb lange der Lieblingsgegenſtand des Geſprächs, und obgleich er ohne Sonderlichkeiten verlaufen war, wie er verlaufen mußte, ſo ſollen ſein Reiz und ſeine Bedeutung nicht geſchmälert werden. Der Höhepunkt des Abends war er nicht. Das war in den Augen vieler die Quadrille d'honneur, für manche auch das Souper — in Wirklichkeit aber ein geheimes Zwiegeſpräch zwiſchen den beiden Hauptperſonen des Stückes, ein kurzer, unbelauſchter Wortwechſel, deſſen Inhalt und ſachlichen Enderfolg die Öffentlichkeit freilich nur zu ahnen vermochte — der Abſchluß gewiſſer zarter Kämpfe zu Pferd und zu Fuß ...

Die Ehrenquadrille angehend, ſo gab es am nächſten Tage Perſonen, die behaupteten, Fräulein Spoelmann habe ſie mitgetanzt, und zwar an der Seite des Prinzen Klaus Heinrich. Nur der erſte Teil dieſer Ausſage traf zu. Das Fräulein hatte an dem feierlichen Reigen teilgenom-

men, aber geführt vom englischen Geschäftsträger und dem Prinzen Klaus Heinrich gegenüber. Immerhin war das stark, und noch stärker war, daß die Mehrzahl der Festgäste es nicht einmal als unerhört, sondern im Gegenteil beinahe als selbstverständlich empfunden hatte. Ja, Imma Spoelmanns Stellung war befestigt, die volkstümliche Auffassung ihrer Person — das Volk erfuhr es am nächsten Tage — war herrschend gewesen im Hofballsaal, und übrigens hatte Herr von Knobelsdorff Sorge getragen, daß diese Auffassung mit aller Augenfälligkeit, die er für wünschenswert hielt, zum Ausdruck gelangte. Nicht mit Rücksicht und nicht mit Auszeichnung: nein, zeremoniös war Imma Spoelmann behandelt worden, und das mit planmäßiger, absichtsvoller Betonung Die beiden dienstuenden Zeremonienmeister, Kämmerer ihrem Range nach, hatten ihr mit Auswahl die Tänzer zugeführt, und wenn sie ihren Platz, dicht neben dem flachen, rot ausgeschlagenen Podium, wo die Großherzogliche Familie auf Damastsesseln saß, mit einem Kavalier verlassen hatte, um zu tanzen, so war die Balleitung geschäftig gewesen, wie dies beim Tanz der Prinzessinnen geschah, ihr freien Raum unter dem mittleren Lüster zu schaffen und sie vor jedem Zusammenstoß zu behüten — was übrigens leichte Arbeit gewesen war, denn ohnedies hatte sich, wenn sie tanzte, ein schützender Kreis von Neugier um sie geschlossen.

Man berichtete, daß, als Prinz Klaus Heinrich Fräulein Spoelmann zum erstenmal aufgefordert habe, ein heftiges Ausatmen, ein förmliches Zischen der „Erregung" im Saale hörbar gewesen sei, und daß die Vortänzer zu tun gehabt hätten, den Ball in Gang zu erhalten und zu verhindern, daß alles in gieriger Schaulust die Tanzenden umstehe Namentlich die Damen hatten das einsame Paar

wärts, ſie nahm es genau und ließ ſich erläutern, was ſie nicht gleich verſtand. In ihrem offenärmeligen Hauskleid aus ziegelfarbener Rohſeide mit breiter Bruſtſtickerei, eine altſpaniſche Ehrenkette um den kindlichen Hals, ſaß ſie, über den Teetiſch gebückt, der von Kriſtall und Silber und köſtlichem Porzellane ſchimmerte, einen Ellenbogen aufgeſtützt, das Kinn in die ſchmuckloſe und zartgliedrige Hand vergraben, und lauſchte mit ganzer Seele, indes ihre Augen, ſo übergroß, ſo dunkel glänzend, in ſeiner Miene forſchten. Aber während er ſprach, von Imma mit Mund und Augen befragt, ſich mühte, ſich ereiferte und ſich ganz ſeinem Gegenſtand hingab, fühlte Gräfin Löwenſoul ſich nicht länger zu nüchterner Klarheit angehalten durch ſeine Gegenwart, ſondern ließ ſich gehen und erlaubte ſich die Wohltat des Irreſchwatzens. An allem Elend, erklärte ſie mit vornehmen Bewegungen und ſeltſam gekniffenem Blicke, auch an der Mißernte, der Schuldenlaſt und der Geldteuerung, ſeien die ſchamloſen Weiber ſchuld, von welchen es überall wimmele, und die leider auch den Weg durch den Fußboden zu finden wüßten, wie denn vergangene Nacht die Frau eines Feldwebels aus der Leibfüſilierkaſerne ihr die Bruſt zerkratzt und ſie mit abſcheulichen Gebärden gemartert habe. Hierauf erwähnte ſie ihre Schlöſſer in Burgund, in die es von oben hineinregnete, und ging ſo weit, zu erzählen, daß ſie einen Feldzug gegen die Türken als Leutnant mitgemacht habe, wobei ſie die einzige geweſen ſei, die „nicht den Kopf verloren habe“. Imma Spoelmann und Klaus Heinrich gaben hie und da ein ein gutes Wort, verſprachen gern, ſie vorderhand Frau Meier zu nennen und ließen ſich übrigens von ihren Zwiſchenreden nicht ſtören.

Sie hatten beide heiße Geſichter, als Klaus Heinrich alles geſagt hatte, was er wußte — ja, auch auf dem Imma Spoelmanns, ſonſt von der Bläſſe der Perlen, war ein Hauch von Röte zu bemerken. Sie ſchwiegen dann, und auch die Gräfin verſtummte, den kleinen Kopf auf die Schulter geneigt, gekniffenen Blickes ins Leere äugend. Klaus Heinrich ſpielte auf dem blitzend weißen und ſcharf gefalteten Tiſchtuch mit dem Stengel einer Orchidee, die in einem Spitzgläschen neben ſeinem Gedeck geſtanden hatte; aber ſobald er den Kopf erhob, begegnete er Imma Spoelmanns Augen, die übergroß, flammend und unverwandt, über den Tiſch hinweg eine dunkelfließende Sprache führten.

„Es war hübſch heute“, ſagte ſie mit ihrer gebrochenen Stimme, als er für diesmal Abſchied nahm — und er fühlte, wie ihre ſchmale, zartknochige Hand die ſeine mit kräftigem Druck umſpannte. „Wenn Euere Hoheit wieder einmal unſer unwürdiges Haus beehren, ſollten Sie mir das eine oder andere von den guten Büchern bringen, die Sie ſich angeſchafft haben.“ — Sie konnte es nicht ganz laſſen, zu ſpotten, aber ſie bat ihn um ſeine Finanzbücher, und er brachte ſie ihr.

Er brachte ihr zwei davon, die er für die lehrreichſten und überſichtlichſten hielt, brachte ſie einige Tage ſpäter in ſeinem Coupé durch den feuchten Stadtgarten, und ſie wußte ihm Dank dafür. Sobald ſie den Tee genommen, zogen ſie ſich in einen Winkel des Salons zurück, woſelbſt ſie, während die Gräfin in Abweſenheit am Teetiſch verharrte, in thronartigen Armſtühlen an einem vergoldeten Tiſchchen ſitzend, über das erſte Blatt eines Lehrbuches namens „Finanzwiſſenſchaft“ gebeugt, ihr gemeinſames Studium begannen. Selbſt die Vorworte zur erſten und

zur sechsten Auflage lasen sie mit, abwechselnd mit leiser Stimme jeder einen Satz; denn Imma Spoelmann hielt dafür, daß man methodisch zu Werke gehen und mit dem Anfang beginnen müsse.

Klaus Heinrich, wohlvorbereitet wie er war, machte den Führer durch die Paragraphen, und niemand hätte behender und hellsinniger zu folgen vermocht als Imma.

„Es ist leicht!" sagte sie und sah lachend auf. „Mich nimmt wunder, daß es im Grunde so einfach ist. Algebra ist viel schwerer, Prinz ..."

Aber da sie die Sache so gründlich betrieben, kamen sie demnach nicht weit in einer Nachmittagsstunde und machten ein Zeichen ins Buch, wo sie das nächste Mal fortfahren würden.

Das geschah; und fortan waren des Prinzen Besuche auf „Delphinenort" von dem sachlichsten Inhalt erfüllt. Immer, wenn Herr Spoelmann nicht am Teetisch erschienen war oder, sobald er seinen Krankenzwieback eingetaucht, sich mit Doktor Watercloose zurückgezogen hatte, richteten Imma und Klaus Heinrich sich mit ihren Büchern an dem goldenen Tischchen ein, um sich, Kopf an Kopf, in die Geldwirtschaftskunde zu vertiefen. Aber im Vorwärtsschreiten verglichen sie die abgezogene Lehre mit der Wirklichkeit, wandten, was sie lasen, auf die Verhältnisse des Landes an, wie Klaus Heinrich sie dargelegt hatte, und studierten mit Nutzen, obgleich es nicht selten geschah, daß ihr Forschen von Betrachtungen persönlicher Art unterbrochen wurde.

„Dann kann also die Emission", sagte Imma, „auf direktem oder indirektem Wege erfolgen — ja, das leuchtet ein. Entweder der Staat wendet sich geradeswegs an die Kapitalisten und eröffnet die Subskription ... Ihre Hand

iſt doppelt ſo breit wie meine", ſagte ſie — „ſehen Sie, Prinz!" Und nun ſchauten ſie lächelnd und glücklich betroffen von dem einfachen Anblick ihre Hände an, ſeine rechte und ihre linke, die nebeneinander auf der goldenen Tiſchplatte lagen. „Oder", fuhr Imma fort, „die Anleihe wird durch Negotiation begeben, und es iſt irgendein großes Bankhaus oder Konſortium von ſolchen, an das der Staat ſeine Schuldſcheine ..." „Warten Sie!" ſagte er leiſe. „Warten Sie, Imma, und beantworten Sie mir eine Frage! Laſſen Sie auch die Hauptſache nicht außer acht? Geben Sie ſich auch Mühe, und machen Sie Fortſchritte? Wie iſt es mit der Ernüchterung und Befangenheit, liebe kleine Imma? Haben Sie nun ein bißchen Vertrauen zu mir?" Seine Lippen fragten es nahe ihrem Haar, dem ein koſtbarer Duft entſtrömte, und ſie hielt ihr ſchwarzbleiches Kindergeſichtchen ſtill dabei über das Buch gebeugt, wenn ſie auch ſeine Frage nicht unumwunden beantwortete. „Aber muß es ein Bankhaus oder Konſortium ſein?" überlegte ſie. „Es ſteht nichts davon da, aber mir ſcheint, daß es das praktiſchen Falles nicht notwendig zu ſein braucht ..."

Sie ſprach ernſthaft und ohne Anführungszeichen in dieſer Zeit, denn auch ſie hatte ja, für ihr Teil, die Gedankenarbeit zu bewältigen, welche Klaus Heinrich nach der Unterredung mit Herrn von Knobelsdorff verrichtet hatte. Und als er einige Wochen ſpäter auf ſeine Frage zurückkam, ob ſie nicht Luſt habe, den Hofball zu beſuchen, und ihr die zeremoniellen Bedingungen mitteilte, die für dieſen Fall bewilligt waren, da geſchah es, daß ſie ihm antwortete, ja, ſie habe Luſt und wolle morgen mit der Gräfin Löwenjoul bei der verwitweten Gräfin Trümmerhauff vorfahren, um ihre Karten abzugeben.

Dieſes Jahr fand der Hofball früher ſtatt als ſonſt: ſchon Ende November — eine Maßnahme, die, wie man hörte, auf Wünſche innerhalb des Großherzoglichen Hauſes zurückzuführen war. Herr von Bühl zu Bühl beklagte bitter dieſe Überſtürzung, welche ihn und ſeine Unterbeamten zwänge, die Vorbereitungen zu der wichtigſten höfiſchen Feſtlichkeit über das Knie zu brechen, namentlich die Ausbeſſerungen, deren die Feſträume des Alten Schloſſes ſo dringend bedürftig waren. Aber der Wunſch des betreffenden Mitgliedes der Allerhöchſten Familie hatte die Unterſtützung des Herrn von Knobelsdorff gehabt, und der Hofmarſchall mußte ſich fügen. So aber kam es, daß die Gemüter kaum Zeit hatten, ſich auf das, was eigentlich an dem Abend Ereignis war, und wogegen der ungewöhnliche Zeitpunkt gleich nichts erſchien, genügend vorzubereiten: ja, als der „Eilbote“ die Kunde von der Kartenabgabe und Einladung in fetten Lettern verbreitete — nicht ohne in etwas kleinerem Druck, doch in warmen Worten ſeinem Vergnügen darüber Ausdruck zu geben und Spoelmanns Tochter bei Hofe willkommen zu heißen —, da ſtand der bedeutende Abend ſchon vor der Tür, und ehe die Zungen ſich recht in Bewegung geſetzt, war alles vollendete Wirklichkeit.

Nie hatte mehr Neid auf den fünfhundert begnadeten Perſonen geruht, deren Namen auf der Hofball-Liſte ſtanden, nie hatte der Bürger am Morgen mit größeren Augen den Bericht des „Eilboten“ verſchlungen, dieſe glitzernden Spalten, die alljährlich von einem durch den Trunk entarteten Adeligen abgefaßt wurden und ſo üppig zu leſen waren, daß man glaubte, Einblick in das Feenreich zu tun, während in Wahrheit das Ballfeſt im Alten Schloß ohne Überſchwang und ſelbſt nüchtern verlief. Aber der Bericht

reichte nur bis zum Souper, mit Einſchluß der franzöſiſchen Speiſenfolge, und alles, was ſpäter kam, ſowie überhaupt alle Zartheiten und Unwägbarkeiten des großen Vorgangs blieben notwendig mündlicher Überlieferung vorbehalten.

Die Damen hatten ſich, in einem koloſſalen olivenfarbenen Automobil vor dem Albrechtstor anbremſend, ziemlich pünktlich im Alten Schloß eingefunden, wenn auch ſo pünktlich nicht, daß Herr von Bühl zu Bühl nicht Zeit gehabt hätte, ſich zu ängſtigen. Von ſiebeneinviertel Uhr an war er, in großer Uniform, mit Orden bedeckt bis zum Unterleib, mit ſpiegelndem braunen Toupet und den goldenen Zwicker auf der Naſe, in der Mitte des mit Rüſtungen umſtellten Ritterſaales, woſelbſt ſich das Großherzogliche Haus und der große Dienſt verſammelten, von einem Fuß auf den andern getreten und hatte mehrmals einen Kammerjunker in den Ballſaal hinübergeſandt, um zu erfahren, ob Fräulein Spoelmann noch nicht erſchienen ſei. Er erwog unerhörte Möglichkeiten. Wenn dieſe Königin von Saba zu ſpät kam — und was konnte man nicht von ihr gewärtigen, die mitten durch die Wachtmannſchaft geſchritten war! —, ſo mußte ſich der Eintritt des großherzoglichen Korteges verzögern, ſo mußte der Hof auf ſie warten, denn ſie ſollte ja nun einmal unbedingt zuerſt vorgeſtellt werden, und es war ein Ding der Unmöglichkeit, daß ſie nach dem Großherzog im Ballſaale eintraf... Aber gottlob! eine knappe Minute vor ſiebeneinhalb Uhr war ſie mit ihrer Gräfin gekommen (und die Bewegung war groß geweſen, als die empfangenden Kammerherren ſie zunächſt den Diplomaten und alſo vor dem Adel, den Palaſtdamen, den Miniſtern, den Generalen, den Kammerpräſidenten und aller Welt in die Hofgeſellſchaft eingereiht

hatten) — Flügeladjutant von Platow hatte den Großherzog aus seinen Zimmern geholt, im Rittersaal hatte Albrecht, als Husar gekleidet, mit niedergeschlagenen Augen die Mitglieder seines Hauses begrüßt, hatte seiner Tante Katharina den Arm geboten, und dann, nachdem Herr von Bühl in der geöffneten Flügeltür dreimal seinen Stab gegen das Parkett gestoßen, hatte sich der Einzug des Hofes in den Ballsaal vollzogen.

Augenzeugen versicherten später, daß die allgemeine Unaufmerksamkeit während des Rundgangs der höchsten Herrschaften die Grenze des Anstößigen erreicht habe. Wohin Albrecht mit seiner würdevoll schreitenden Tante gerade gekommen war, da war ohne die rechte Sammlung ein hastiges Neigen und Wogen entstanden, aber sonst waren alle Gesichter nur einem Punkte des Saales zugewandt, alle Augen mit brennender Neugier auf eben diesen Punkt gerichtet gewesen ... Die dort stand, hatte Feinde im Saal gehabt, zumindest unter den Frauen, den weiblichen Trümmerhauffs, Prenzlaus, Wehrzahns und Platows, die hier ihre Fächer regten, und scharfe und kalte Damenblicke hatten sie gemustert. Aber war nun ihre Stellung schon zu befestigt, als daß die Kritik sich hervorgewagt hätte, oder hatte ihre Persönlichkeit an und für sich den heimlichen Widerstand überwunden — nur eine Stimme hatte geherrscht, und es war die gewesen, daß Imma Spoelmann schön sei wie Bergkönigs Töchterlein. Die Residenz wußte am nächsten Morgen ihre Toilette auswendig, der Schreiber im Ministerium, der Dienstmann an der Straßenecke. Es war ein Gewand aus blaßgrünem Chinakrepp gewesen, mit silberner Stickerei und einem Bruststück aus alter Silberspitze von Fabelwert. Ein krönleinartiger Kopfschmuck aus Diamanten hatte farbig in ihrem

blauſchwarzen Haar gefunkelt, das eine Neigung zeigte, ihr in glatten Strähnen in die Stirn zu fallen, und eine lang herabhängende Kette aus demſelben Edelgeſtein war doppelt und dreifach um ihren bräunlichen Hals geſchlungen geweſen. Klein und kindlich, doch von einer wunderſam ernſten und klugen Kindlichkeit der Erſcheinung, mit ihrem bleichen Geſichtchen und ihren übergroßen und ſeltſam eindringlich redenden Augen, ſo hatte ſie an ihrem Ehrenplatz zur Seite der Gräfin Löwenjoul geſtanden, die braun wie immer, doch diesmal in Atlas, gekleidet geweſen war. Mit einer gewiſſen ſpröden Pagenanmut hatte ſie, als das Kortege zu ihr gelangt war, die höfiſche Verbeugung angedeutet, ohne ſie auszuführen; aber als Prinz Klaus Heinrich, das zitronengelbe Band und die flache Kette des Hausordens zur Beſtändigkeit über dem Waffenrock, den Silberſtern vom Grimmburger Greifen auf der Bruſt und jene blutleere Couſine am Arme führend, die nichts als „jä" zu ſagen vermochte, gleich hinter dem Großherzoge an ihr vorübergeſchritten war, da hatte ſie mit geſchloſſenen Lippen gelächelt und hatte ihm zugenickt wie ein Kamerad — wobei es denn doch wie ein Zucken durch die Verſammlung gegangen war ...

Dann, nach der Begrüßung der Diplomaten durch die höchſten Herrſchaften, hatten die Vorſtellungen begonnen — begonnen mit Imma Spoelmann, obgleich ſich unter den neueingeladenen Damen zwei Komteſſen Hundskeel und ein Freifräulein von Schulenburg-Treſſen befunden hatten. Schwänzelnd und mit falſchen Zähnen lächelnd hatte Herr von Bühl Spoelmanns Tochter ſeinem Herrn präſentiert. Und indem er mit der kurzen, gerundeten Unterlippe leicht an der oberen geſogen, hatte Albrecht auf ihre ſpröde Pagenverneigung niedergeblickt, aus der ſie ſich erhoben

hatte, um aus redenden Augen den leidenden Husaren-oberſten in ſeinem ſtillen Hochmut mit dunklem Forſchen zu betrachten. Der Großherzog hatte mehrere Fragen an ſie gerichtet, während er es ſonſt ohne Ausnahme bei einer bewenden ließ, hatte ſich nach ihres Vaters Befinden, nach der Wirkung der Ditlindenquelle erkundigt, und wie es ihr ſelbſt auf die Dauer bei uns gefalle, worauf ſie mit vorgeſchobenen Lippen und das ſchwarzbleiche Köpfchen hin und her wendend mit ihrer gebrochenen Stimme geantwortet hatte. Hierauf, nach einer Pauſe, welche vielleicht eine Pauſe des inneren Kampfes geweſen, hatte Albrecht ihr ſein Vergnügen zum Ausdruck gebracht, ſie bei Hofe zu ſehen; und dann hatte auch Gräfin Löwenjoul, mit einem ſeitwärts entgleitenden Blick, ihre Kniebeugung vollführen dürfen.

Dieſer Auftritt, Imma Spoelmann vor Albrecht, blieb lange der Lieblingsgegenſtand des Geſprächs, und obgleich er ohne Sonderlichkeiten verlaufen war, wie er verlaufen mußte, ſo ſollen ſein Reiz und ſeine Bedeutung nicht geſchmälert werden. Der Höhepunkt des Abends war er nicht. Das war in den Augen vieler die Quadrille d'honneur, für manche auch das Souper — in Wirklichkeit aber ein geheimes Zwiegeſpräch zwiſchen den beiden Hauptperſonen des Stückes, ein kurzer, unbelauſchter Wortwechſel, deſſen Inhalt und ſachlichen Enderfolg die Öffentlichkeit freilich nur zu ahnen vermochte — der Abſchluß gewiſſer zarter Kämpfe zu Pferd und zu Fuß ...

Die Ehrenquadrille angehend, ſo gab es am nächſten Tage Perſonen, die behaupteten, Fräulein Spoelmann habe ſie mitgetanzt, und zwar an der Seite des Prinzen Klaus Heinrich. Nur der erſte Teil dieſer Ausſage traf zu. Das Fräulein hatte an dem feierlichen Reigen teilgenom-

men, aber geführt vom englischen Geschäftsträger und dem Prinzen Klaus Heinrich gegenüber. Immerhin war das stark, und noch stärker war, daß die Mehrzahl der Festgäste es nicht einmal als unerhört, sondern im Gegenteil beinahe als selbstverständlich empfunden hatte. Ja, Imma Spoelmanns Stellung war befestigt, die volkstümliche Auffassung ihrer Person — das Volk erfuhr es am nächsten Tage — war herrschend gewesen im Hofballsaal, und übrigens hatte Herr von Knobelsdorff Sorge getragen, daß diese Auffassung mit aller Augenfälligkeit, die er für wünschenswert hielt, zum Ausdruck gelangte. Nicht mit Rücksicht und nicht mit Auszeichnung: nein, zeremoniös war Imma Spoelmann behandelt worden, und das mit planmäßiger, absichtsvoller Betonung Die beiden dienstuenden Zeremonienmeister, Kämmerer ihrem Range nach, hatten ihr mit Auswahl die Tänzer zugeführt, und wenn sie ihren Platz, dicht neben dem flachen, rot ausgeschlagenen Podium, wo die Großherzogliche Familie auf Damastsesseln saß, mit einem Kavalier verlassen hatte, um zu tanzen, so war die Balleitung geschäftig gewesen, wie dies beim Tanz der Prinzessinnen geschah, ihr freien Raum unter dem mittleren Lüster zu schaffen und sie vor jedem Zusammenstoß zu behüten — was übrigens leichte Arbeit gewesen war, denn ohnedies hatte sich, wenn sie tanzte, ein schützender Kreis von Neugier um sie geschlossen.

Man berichtete, daß, als Prinz Klaus Heinrich Fräulein Spoelmann zum erstenmal aufgefordert habe, ein heftiges Ausatmen, ein förmliches Zischen der „Erregung" im Saale hörbar gewesen sei, und daß die Vortänzer zu tun gehabt hätten, den Ball in Gang zu erhalten und zu verhindern, daß alles in gieriger Schaulust die Tanzenden umstehe Namentlich die Damen hatten das einsame Paar

mit einem exaltierten Entzücken begleitet, das, wenn Imma Spoelmanns Stellung nur ein wenig ſchwächer geweſen wäre, unzweifelhaft die Formen der Wut und der Bosheit gezeigt haben würde. Aber zu ſehr hatte jeder einzelne der fünfhundert Feſtgäſte unter dem Druck und Einfluß des öffentlichen Empfindens, jener gewaltigen Eingebung von unten her, geſtanden, um dies Schauſpiel anders als mit des Volkes Augen betrachten zu können. Der Prinz ſchien nicht in dem Sinne beraten geweſen zu ſein, ſich Zwang anzutun. Sein Name, und zwar einfach in der Abkürzung „K. H.“, hatte zweimal, für zwei große Tänze, auf Miß Spoelmanns Karte geſtanden, und außerdem hatte er noch mehrfach bei ihr hoſpitiert. Dort hatten ſie getanzt, Klaus Heinrich und Spoelmanns Tochter. Ihr bräunlicher Arm hatte auf dem Ordensband aus zitronenfarbener Seide geruht, das über ſeine Schulter lief, und ſein rechter Arm hatte ihre leichte und ſeltſam kindliche Geſtalt umſchlungen gehalten, während er den linken nach ſeiner Gewohnheit beim Tanz in die Hüfte geſtützt und nur mit einer Hand ſeine Dame geführt hatte. Mit einer Hand . .

So war die Stunde des Soupers gekommen, und ein weiterer Artikel der zeremoniellen Bedingungen, die Herr von Knobelsdorff für Imma Spoelmanns Hofballbeſuch erwirkt hatte, war erſchütternd in Kraft getreten. Es war der geweſen, welcher die Sitzordnung bei Tiſche zum Gegenſtand hatte Während nämlich die große Menge der Feſtgäſte in der Bildergalerie und im Saal der zwölf Monate an langen Tafeln ſpeiſte, war für die Großherzogliche Familie, die Diplomaten und die oberſten Hofchargen im Silberſaal gedeckt. Feierlich geordnet, wie beim Eintritt in den Ballſaal, begaben ſich Albrecht und die Seinen punkt elf Uhr dorthin Und an den Kammerlakaien vor-

über, welche die Türen besetzt hielten und Unbefugten den Zugang wehrten, war am Arme des englischen Geschäftsträgers Imma Spoelmann in den Silbersaal eingezogen, um an der großherzoglichen Tafel teilzunehmen.

Das war ungeheuerlich gewesen — und zugleich, nach allem Voraufgegangenen, von so zwingender Folgerichtigkeit, daß jederlei Verwunderung oder gar Auflehnung des gesunden Sinnes entbehrt haben würde. Heute hatte es einfach gegolten, großen Anzeichen und Erscheinungen innerlich gewachsen zu sein ... Aber nach aufgehobener Tafel, als der Großherzog sich zurückgezogen und Prinzessin Griseldis mit einem Kammerherrn den Kotillon eröffnet hatte, war die Erwartung dennoch aufs neue ins Fieberhafte gestiegen, denn die allgemeine Frage war gewesen, ob man dem Prinzen erlaubt habe, der Spoelmann ein Sträußchen zu bringen. Seine Instruktion war offenbar die gewesen, ihr nicht gerade das erste zu bringen. Er hatte zunächst seiner Tante Katharina und einer rothaarigen Cousine je eines überreicht; aber dann war er mit einem Fliedersträußchen aus der Hofgärtnerei vor Imma Spoelmann hingetreten. Im Begriffe, das schöne Gebinde an ihr Näschen zu führen, hatte sie aus unbekannten Gründen mit ängstlicher Miene gezögert, und erst, nachdem er sie durch ein lächelndes Kopfnicken dazu ermutigt, hatte sie sich entschlossen, den Duft zu versuchen. Dann hatten sie, ruhig sprechend, ziemlich lange miteinander getanzt.

Jedoch während dieses Tanzes war es gewesen, daß jener unbelauschte Wortwechsel, jene Unterredung mit greifbar bürgerlichem Inhalt und sachlichem Enderfolg zwischen ihnen stattgefunden hatte ... hier ist sie.

„Sind Sie diesmal zufrieden mit den Blumen, Imma, die ich Ihnen bringe?“

„Doch, Prinz, Ihr Flieder iſt ſchön und duftet ordnungsgemäß. Er gefällt mir ſehr.“

„Wirklich, Imma? Aber der arme Roſenſtock unten im Hof tut mir leid, weil ſeine Roſen Ihnen mißfallen mit ihrem Moderduft.“

„Ich will nicht ſagen, daß ſie mir mißfallen, Prinz.“

„Aber ſie ernüchtern und erkälten Sie wohl?“

„Ja, das vielleicht.“

„Habe ich Ihnen aber von dem Glauben der Leute erzählt, daß der Roſenſtock einmal erlöſt werden ſoll, nämlich an einem Tage der allgemeinen Beglückung, und Roſen hervorbringen ſoll, die zu ihrer großen Schönheit auch noch mit lieblich natürlichem Duft begabt ſein werden?“

„Ja, Prinz, das muß man abwarten.“

„Nein, Imma, man muß helfen und handeln! Sich entſchließen muß man und allem Zweifelmut abſagen, kleine Imma! Sagen Sie mir ... ſagen Sie mir heute: Haben Sie nun Vertrauen zu mir?“

„Doch, Prinz, in letzter Zeit habe ich Vertrauen zu Ihnen gefaßt.“

„Sehen Sie! ... Gott ſei gelobt! ... Sagte ich nicht, daß es mir ſchließlich gelingen müſſe? ... Und ſo glauben Sie denn nun, daß es mir ernſt iſt, wirklicher, ernſthafter Ernſt um Sie und um uns?“

„Ja, Prinz, in letzter Zeit glaube ich, daß ich es glauben kann.“

„Endlich, endlich, unſchlüſſige kleine Imma! ... Ach, ich danke Ihnen aus Herzensgrund! ... Aber dann haben Sie alſo Mut und wollen ſich zu mir bekennen vor aller Welt, da Sie doch zu mir gehören?“

„Bekennen Sie sich, Königliche Hoheit, zu mir, wenn's gefällig ist."

„Das will ich, Imma, laut und fest. Aber nur unter einer Bedingung darf ich es, nämlich, daß wir nicht in eigennütziger und unbedeutender Weise nur auf unser eigenes Glück Bedacht nehmen, sondern alles aus dem Gesichtspunkt des Großen, Ganzen betrachten. Denn die öffentliche Wohlfahrt, sehen Sie, und unser Glück, die bedingen sich gegenseitig."

„Wohlgesprochen, Prinz. Denn ohne unsere Studien über die öffentliche Wohlfahrt würde ich mich schwerlich zum Vertrauen zu Ihnen entschlossen haben."

„Und ohne Sie, Imma, die Sie mir das Herz so warm gemacht, würde ich schwerlich auf so wirkliche Studien verfallen sein."

„Also wollen wir denn sehen, was wir ausrichten, jeder an seinem Platze, Prinz. Sie bei den Ihren und ich — bei meinem Vater."

„Kleine Schwester", hatte er mit ruhiger Miene gesagt und sie im Tanze ein wenig fester an sich gezogen. „Kleine Braut . . ."

Und das war in der Tat ein Sonderfall von Verlobungsgespräch gewesen.

Freilich war hiermit nicht alles, ja wenig geschehen, und rückblickend muß man sich sagen, daß, in dem Gesamtaspekt der Verhältnisse nur einen Faktor weg oder anders gedacht, das Ganze damals noch immer Gefahr lief, in nichts zu zerfallen. Welch Glück, daß an der Spitze der Geschäfte ein Mann sich befand, welcher der Zeit fest und unerschrocken, ja selbst nicht ohne Schalkhaftigkeit ins Auge blickte und eine Sache nicht einzig deshalb für unmöglich erachtete, weil sie sich bis dahin noch niemals ereignet hatte!

Jener Vortrag, den ungefähr acht Tage nach dem denkwürdigen Hofball Exzellenz von Knobelsdorff seinem Herrn, dem Großherzog Albrecht II. im Alten Schlosse hielt, gehört der Zeitgeschichte an. Tags zuvor hatte der Konseilpräsident einer Sitzung des Staatsministeriums vorgesessen, über welche der „Eilbote" so viel zu melden in die Lage gesetzt worden war, daß Finanzfragen und innere Angelegenheiten der Großherzoglichen Familie zur Beratung gestanden hätten, sowie ferner, daß — und dies fügte das Blatt in gesperrten Lettern hinzu — eine vollkommene Einhelligkeit der Meinungen unter den Ministern erzielt worden sei. So aber befand sich Herr von Knobelsdorff bei jener Audienz seinem jungen Monarchen gegenüber in starker Stellung; denn er hatte nicht nur die wimmelnde Masse des Volkes, sondern auch die einmütige Willensäußerung der Staatsregierung im Rücken.

Die Unterredung in Albrechts zugigem Arbeitszimmer nahm fast nicht weniger Zeit in Anspruch, als diejenige in dem kleinen gelben Salon von Schloß „Eremitage". Es mußte sogar eine Pause eintreten, während welcher dem Großherzog eine Limonade und Herrn von Knobelsdorff ein Glas Portwein nebst Biskuits gereicht wurde. Allein die lange Dauer des Vortrags war lediglich der Großartigkeit des durchzusprechenden Stoffes, nicht etwa dem Widerstande des Monarchen zuzuschreiben; denn Albrecht leistete keinen. In seinem geschlossenen Gehrock, die mageren, empfindlichen Hände im Schoße gekreuzt, das stolze und feine Haupt mit dem Spitzbart und den schmalen Schläfen erhoben und die Lider gesenkt, sog er leicht mit der kurzen, gerundeten Unterlippe an der oberen und begleitete Herrn von Knobelsdorffs Ausführungen von Zeit zu Zeit mit einer gemessenen Kopfneigung, die zugleich

Zustimmung und Ablehnung ausdrückte, eine unbeteiligt sachliche Zustimmung unter dem stillen und kalten Vorbehalt seiner durch nichts erreichbaren persönlichen Würde.

Herr von Knobelsdorff begab sich unverzüglich in die Mitte der Dinge und sprach von dem Verkehr des Prinzen Klaus Heinrich auf Schloß „Delphinenort". Albrecht wußte davon. Selbst in seine Einsamkeit war ein gedämpfter Widerhall der Ereignisse gedrungen, welche die Stadt und das Land in Atem hielten; auch kannte er seinen Bruder Klaus Heinrich, der gestöbert und mit den Lakaien geplaudert hatte, der, als er sich am großen Spieltisch die Stirn gestoßen, geweint hatte aus Mitleid mit seiner Stirn — und im wesentlichen bedurfte er keiner Belehrung. Lispelnd und mit einem flüchtigen Erröten gab er das Herrn von Knobelsdorff zu verstehen und fügte hinzu, da jener bisher nicht hindernd eingegriffen, sondern ihm die Tochter des Milliardärs sogar zugeführt habe, so schließe er, daß Herr von Knobelsdorff die Unternehmungen des Prinzen begünstige, ohne daß er, der Großherzog, übrigens absähe, wohin das alles führen solle. Die Regierung, antwortete Herr von Knobelsdorff, würde sich in einen schädlichen und entfremdenden Gegensatz zum Willen des Volkes setzen, wenn sie die Absichten des Prinzen durchkreuzte. „So verfolgt mein Bruder bestimmte Absichten?" „Lange", versetzte Herr von Knobelsdorff, „handelte er planlos und lediglich seinem Herzen zuliebe; aber seitdem er sich mit dem Volke auf dem Boden des Wirklichen gefunden, haben seine Wünsche praktische Gestalt gewonnen." „Und das alles will also sagen, daß das Publikum die Schritte des Prinzen billigt?" — „Daß es sie akklamiert, Königliche Hoheit, daß es die innigsten Hoffnungen darauf setzt!"

Und nun entrollte Herr von Knobelsdorff noch einmal das dunkle Bild von der Lage des Landes, von der Not, von der großen, großen Verlegenheit. Wo war Abhilfe und Heilung? Dort war sie, einzig dort, im Stadtpark, in dem zweiten Zentrum der Residenz, an dem Wohnsitz des kränkelnden Geldfürsten, unseres Gastes und Einwohners, dessen Person das Volk mit seinen Träumen umspann, und für den es ein kleines sein würde, allen unseren Mißhelligkeiten ein Ende zu bereiten. Wenn er zu bestimmen war, sich unserer Staatswirtschaft anzunehmen, so war ihre Gesundung gesichert. Würde er zu bestimmen sein? Aber das Schicksal hatte eine Gefühlsbegegnung zwischen der einzigen Tochter des Gewaltigen und dem Prinzen Klaus Heinrich herbeigeführt! Und dieser weisen und gütigen Fügung sollte man trotzen? Starrer und abgelebter Herkömmlichkeiten wegen sollte man eine Verbindung hintanhalten, die für Land und Volk so ungemessenen Segen in sich schloß? Denn das sie das tue, war freilich vorauszusetzen, und darauf beruhte ihre Rechtfertigung und hohe Gültigkeit. War aber diese Bedingung erfüllt, fand Samuel Spoelmann sich, um es geradeheraus zu sagen, zur Finanzierung des Staates bereit, so war die Verbindung — da denn das Wort nun gefallen war — nicht nur statthaft, sie war notwendig, sie war die Rettung, das Wohl des Staates verlangte sie, und weit über die Landesgrenzen hinaus, überall dort, wo ein Interesse an der Wiederherstellung unserer Finanzen, an der Vermeidung einer wirtschaftlichen Panik vorhanden war, wurde sie vom Himmel erfleht.

An dieser Stelle tat der Großherzog eine Zwischenfrage, leise, ohne aufzublicken, und mit spöttischem Lächeln.

„Und die Thronfolge?“ fragte er.

„Das Gesetz", erwiderte Herr von Knobelsdorff unerschütterlich, „legt es in Euerer Königlichen Hoheit Hand, das dynastische Bedenken zu beseitigen. Standeserhöhung und selbst Ebenbürtigkeit zu verleihen gehört auch bei uns zu den Prärogativen des Landesherrn — und wann wäre je in der Geschichte ein tieferer Anlaß zur Betätigung dieser Vorrechte gegeben gewesen? Diese Verbindung trägt ihre Echtheit in sich, sie ist von langer Hand her im Gemüte des Volkes vorbereitet, und ihre vollkommene staats- und fürstenrechtliche Anerkennung würde dem Volke nicht mehr als eine äußere Bestätigung seines innersten Empfindens bedeuten."

So kam Herr von Knobelsdorff auf Imma Spoelmanns Popularität zu sprechen, auf die vielsagende Kundgebung gelegentlich ihrer Genesung von leichter Unpäßlichkeit, auf den ebenbürtigen Rang, den dies außerordentliche Wesen in der Phantasie des Volkes einnähme — und seine Augenfältchen spielten, als er Albrecht an die alte Wahrsagung erinnerte, die im Volke lebte, von dem Prinzen sprach, der mit einer Hand dem Lande mehr geben sollte, als andere mit zweien je vermocht hätten, und beredsam darlegte, wie die Verbindung zwischen Klaus Heinrich und Spoelmanns Tochter dem Volke als vorgesehene Erfüllung des Orakels und somit als gottgewollt und rechtmäßig erscheine.

Herr von Knobelsdorff sagte noch viel Kluges, Freies und Gutes. Er erwähnte der vierfachen Blutzusammensetzung Imma Spoelmanns — denn außer dem deutschen, portugiesischen und englischen fließe ja, wie man vernähme, auch ein wenig von dem uradligen Blut der Indianer in ihren Adern — und betonte, daß er sich von der belebenden Wirkung, welche die Mischung der Rassen bei

alten Geſchlechtern hervorzubringen vermöge, für die Dynaſtie das Beſte verſpreche. Aber ſeine bedeutendſten Augenblicke hatte der unbefangene alte Herr, als von den ungeheuren und ſegensvollen Veränderungen die Rede war, die in den wirtſchaftlichen Verhältniſſen des Hofes ſelbſt, unſeres verſchuldeten und bedrängten Hofes, durch die kühne Heirat des Thronfolgers würden hervorgebracht werden. Denn hier war es, wo Albrecht am hochmütigſten an der Oberlippe ſog. Der Geldwert ſank, die Ausgaben ſtiegen, ſie taten es nach einem wirtſchaftlichen Geſetz, das für die Etats der Hofverwaltungen ſowohl wie für jeden Privathaushalt ſeine Gültigkeit hatte, und eine Vermehrung der Einnahmen war unmöglich. Aber es ging nicht an, daß das Vermögen des Landesherrn hinter dem mancher Untertanen zurückſtand; es war im monarchiſtiſchen Sinne unleidlich, daß Seifenſieder Unſchlitts Wohnhaus ſchon längſt eine Zentralheizung hatte, das Alte Schloß aber noch immer nicht. Abhilfe war nötig, in mehr als einem Fall, und wohl dem Fürſtenhauſe, dem ſich eine ſo großartige Abhilfe bot wie dieſe! Man beobachtete in unſeren Zeiten, daß alle Schamhaftigkeit von ehedem aus der Behandlung höfiſcher Geldangelegenheiten entſchwand. Jene Selbſtentäußerung, mit welcher fürſtliche Familien vormals die ſchwerſten Opfer gebracht hatten, um die Öffentlichkeit vor ernüchternden Einblicken in ihre Vermögensverhältniſſe zu bewahren, ward nicht mehr angetroffen, und Prozeſſe, Entmündigungen, fragwürdige Veräußerungen waren an der Tagesordnung. Aber war dieſer kleinlichen und bürgerlichen Art von Anpaſſung nicht das Bündnis mit dem ſouveränen Reichtum vorzuziehen — eine Verbindung, welche die Hoheit auf immer hoch über alle wirtſchaftlichen Quisquilien erheben und ſie in den Stand ſetzen würde, ſich dem

Volke mit allen jenen äußeren Zeichen ſichtbar zu machen, nach denen es verlangte?

So fragte Herr von Knobelsdorff, und er ſelbſt beantwortete ſeine Frage mit unumwundener Bejahung. Kurz, ſo weiſe und unwiderſtehlich war ſeine Rede, daß er das Alte Schloß nicht verließ, ohne ſtolz geliſpelte Genehmigungen und Ermächtigungen mit fortzunehmen, die weit genug reichten, um, wenn Fräulein Spoelmann nur irgend das ihre getan hatte, Abſchlüſſe ſondergleichen zu gewährleiſten.

Und ſo gingen denn nun die Dinge ihren denkwürdigen Gang bis zum ſeligen Ende. Noch vor Ende Dezember nannte man die Namen derjenigen Perſonen, die g e ſ e h e n (nicht etwa nur davon erzählen gehört) hatten, wie eines ſchneedunklen Vormittags um elf Uhr Oberhofmarſchall von Bühl zu Bühl im Pelz, einen Zylinder auf ſeinem braunen Toupet und den goldenen Zwicker auf der Naſe, vor „Delphinenort“ aus einem Hofwagen geſtiegen und ſchwänzelnd im Innern des Schloſſes verſchwunden ſei. Anfang Januar gingen in der Stadt Individuen umher, die an Eides Statt verſicherten, daß jener Herr, welcher, wiederum zu einer Vormittagsſtunde und gleichfalls in Pelz und Zylinder, an dem grinſenden Plüſchmohren vorbei das Portal von „Delphinenort“ verlaſſen und ſich mit fiebrigen Augen in eine bereitſtehende Droſchke geworfen habe, unzweifelhaft unſer Finanzminiſter Doktor Krippenreuther geweſen ſei. Und zu gleicher Zeit tauchten in dem halbamtlichen „Eilboten“ erſte und vorbereitende Vermerke von Gerüchten auf, welche eine bevorſtehende Verlobung im Großherzoglichen Hauſe zum Inhalt hatten — taſtende Verlautbarungen, die, in behutſamer Steigerung deutlicher und deutlicher werdend, endlich die beiden Namen Klaus Heinrichs und Imma Spoelmanns in klarem Druck beiein-

ander zeigten ... Das war keine neue Zuſammenſtellung mehr, aber ſie ſchwarz auf weiß zu ſehen, wirkte dennoch wie ſtarker Wein.

Äußerſt feſſelnd war es übrigens, zu beobachten, wie bei den publiziſtiſchen Erörterungen, die ſich hierauf entſponnen, unſere aufgeklärte und freigeiſtig geſinnte Preſſe ſich zu der volkstümlichen Seite der Sache, nämlich zu der Prophezeiung ſtellte, die denn doch in zu hohem Grade politiſche Bedeutung gewonnen hatte, als daß nicht Bildung und Intelligenz genötigt geweſen wären, ſich damit auseinanderzuſetzen. Weisſagerei, Chiromantie und dergleichen Hexenweſen, erklärte der „Eilbote", ſeien, ſoweit das Schickſal des einzelnen in Frage komme, ſchlechterdings in das dunkle Gebiet des Aberglaubens zu verweiſen, ſie gehörten dem grauen Mittelalter an, und nicht genug zu belächeln ſeien die wahnbefangenen Perſonen, die, was freilich in den Städten wohl nicht mehr geſchähe, ſich von geriebenen Beutelſchneidern die Groſchen aus der Taſche ziehen ließen, um aus der Hand, den Karten oder dem Kaffeeſatz ſich ihre geringfügige Zukunft deuten, ſich geſundbeten, homöopathiſch kurieren oder ihr krankes Vieh von eingefahrenen Dämonen befreien zu laſſen — wie als ob nicht bereits der Apoſtel gefragt habe: „Kümmert ſich denn Gott auch um die Ochſen?" Allein ins Große gerechnet und entſcheidende Wendungen im Schickſal ganzer Völker oder Dynaſtien in Rede geſtellt, ſo laufe einem geſchulten und wiſſenſchaftlichen Denken die Vorſtellung nicht unbedingt zuwider, daß, da die Zeit nur eine Illuſion und in Wahrheit betrachtet alles Geſchehen in Ewigkeit feſtſtehend ſei, ſolche im Schoße der Zukunft ruhenden Umwälzungen den Menſchengeiſt im voraus erſchüttern und ihm geſichtweiſe ſich offenbaren könnten. Und des zum Beweiſe veröffent-

lichte das eifrige Blatt ein umfangreiches, von einem unserer Hochschulprofessoren gütigst zur Verfügung gestelltes Elaborat, das eine Übersicht aller der Fälle der Menschheitsgeschichte bot, in welchen Orakel und Horoskop, Somnambulismus, Hellseherei, Wahrtraum, Schlafwachen, zweites Gesicht und Inspiration eine Rolle gespielt hatten — ein überaus dankenswertes Memorandum, das seine Wirkung in gebildeten Kreisen nicht verfehlte.

Man marschierte geschlossen und in tiefem Einverständnis, Presse, Regierung, Hof und Publikum, und sicher hätte der „Eilbote" seine Zunge gehütet, wenn damals seine philosophischen Dienstleistungen noch verfrüht und politisch gefährlich — wenn, mit einem Wort, die Verhandlungen auf „Delphinenort" nicht bereits weit in günstiger Richtung vorgeschritten gewesen wären. Heute weiß man ziemlich genau, wie diese Verhandlungen sich abwickelten und einen wie schwierigen, ja peinlichen Stand unsere Sachwalter dabei hatten: der sowohl, dem als Vertrauensperson des Hofes die zarte Mission zugefallen war, des Prinzen Klaus Heinrichs Werbung vorzubereiten, wie auch der oberste Betreuer unseres Finanzwesens, der es sich trotz seiner schwer erschütterten Gesundheit nicht nehmen ließ, in eigener Person die Sache des Landes bei Samuel Spoelmann zu führen. Dabei ist erstens Herrn Spoelmanns ärgerliche und reizbare Gemütsart in Rechnung zu ziehen, zweitens aber zu bedenken, daß ja dem ungeheueren kleinen Manne an einem in unserem Sinne glücklichen Abschluß des Handels bei weitem so viel nicht gelegen war wie uns. Abgesehen von Herrn Spoelmanns Liebe zu seiner Tochter, die ihm ihr Herz geöffnet und ihm ihr schönes Verlangen kundgegeben hatte, sich liebend nützlich zu machen, hatten unsere Mandatare nicht e i n e n Trumpf gegen ihn auszuspielen,

und es war ſchlechterdings nicht an dem, daß Doktor Krippenreuther ſeine Wünſche als Bedingungen an das hätte knüpfen können, was Herr von Bühl etwa zu bieten hatte. Von dem Prinzen Klaus Heinrich ſprach Herr Spoelmann beſtändig mit der Bezeichnung „der junge Menſch“ und bekundete über die Ausſicht, ſeine Tochter einer Königlichen Hoheit zur Frau geben zu ſollen, ſo wenig Ergötzen, daß Doktor Krippenreuther ſowohl wie Herr von Bühl mehr als einmal in tödliche Verlegenheit gerieten. „Wenn er irgend etwas gelernt, eine ordentliche Beſchäftigung hätte!“ knarrte er verdrießlich. „Aber ein junger Menſch, der nichts verſteht, als ſich hochleben zu laſſen ...“ Wirklich erboſt zeigte er ſich, als zum erſten Male ein Wort von morganatiſcher Vermählung fiel. Seine Tochter, erklärte er „once for all“, ſei kein Kebsweib und nicht für die linke Seite. Heirate man ſie, ſo heirate man ſie ... Aber die Intereſſen der Dynaſtie und des Landes trafen in dieſem Punkte ja völlig mit den ſeinen zuſammen; die Erzielung erbfolgeberechtigter Nachkommenſchaft war eine Notwendigkeit, und Herr von Bühl war mit all den Vollmachten ausgeſtattet, die Herr von Knobelsdorff vom Großherzog zu erwirken verſtanden hatte. Was aber die Miſſion Doktor Krippenreuthers betraf, ſo war es gewiß nicht die Beredſamkeit ihres Trägers, welche ſie glücken ließ, ſondern einzig Herrn Spoelmanns Vaterzärtlichkeit — die Willfährigkeit eines leidenden, überdrüſſigen und von ſeinem Wundertierdaſein längſt paradox geſtimmten Vaters gegen ſeine einzige Tochter und Erbin, die ſich ſchließlich die Staatspapiere, in welchen ſie ihr Vermögen anzulegen wünſchte, ſelbſt ausſuchen mochte.

Und ſo kamen denn jene Pakten zuſtande, die vorderhand in tiefe Verſchwiegenheit gehüllt blieben und nur

ſchrittweiſe, erſt durch die Ereigniſſe ſelbſt, ans Sonnenlicht traten, die aber hier in ruhigen Worten zuſammengeſtellt werden mögen.

Die Verlobung Klaus Heinrichs mit Imma Spoelmann ward gebilligt und anerkannt von Samuel Spoelmann, vom Hauſe Grimmburg. Zugleich mit der Veröffentlichung des Verlöbniſſes im „Staatsanzeiger“ würde die Erhebung der Braut zur Gräfin verkündet werden — unter einem Phantaſienamen von romanhaftem Adelsklang, ähnlich dem, welchen Klaus Heinrich auf ſeiner Studienreiſe in den ſchönen Ländern des Südens geführt hatte; und am Tage ihrer Hochzeit war die Gemahlin des Prinzen-Thronfolgers mit der Würde einer Fürſtin zu bekleiden. Die beiden Standeserhöhungen waren frei von Stempelſteuer, die viertauſendachthundert Mark betragen haben würde, zu vollziehen. Nur vorläufig und zur Gewöhnung der Welt ſollte die Ehe zur Linken geſchloſſen werden; denn an dem Tage, an welchem ſich zeigen würde, daß ſie mit Nachkommenſchaft geſegnet ſein ſollte, würde Albrecht II., mit Rückſicht auf die unvergleichlichen Umſtände, die morganatiſche Gemahlin ſeines Bruders für ebenbürtig erklären und ihr den Rang einer Prinzeſſin des Großherzoglichen Hauſes mit dem Titel Königliche Hoheit verleihen. Das neue Mitglied des Herrſcherhauſes würde auf jede Apanage verzichten. Was das höfiſche Zeremoniale betraf, ſo war zum Feſte der linkshändigen Vermählung nur eine Sprechcour, zur Feier der Ebenbürtigkeitserklärung jedoch jene höchſte und vollkommenſte Huldigungsform, die Defiliercour, vorgeſehen. Samuel Spoelmann aber, von ſeiner Seite, bewilligte dem Staat eine Anleihe von dreihundertundfünfzig Millionen Mark — und zwar unter Bedingungen ſo väterlicher Art,

daß dieſes Darlehn faſt alle Merkmale einer Schenkung trug.

Es war Großherzog Albrecht, der den Prinzen-Thronfolger von dieſen Abſchlüſſen in Kenntnis ſetzte. Wieder ſtand Klaus Heinrich in dem großen, zugigen Arbeitszimmer unter dem zerſprungenen Deckengemälde vor ſeinem Bruder, wie einſt, als Albrecht ihm die Repräſentationspflichten übertragen hatte, und nahm in dienſtlich geſchloſſener Haltung die großen Mitteilungen entgegen. Er hatte den Waffenrock eines Majors der Gardefüſiliere angelegt zu dieſer Audienz, während der Großherzog zu ſeinem ſchwarzen Überrock neuerdings Pulswärmer trug, die ſeine Tante Katharina ihm in dunkelroter Wolle gefertigt hatte, gegen den Zug durch die hohen Fenſter des Alten Schloſſes. Als Albrecht geendigt hatte, trat Klaus Heinrich einen Schritt ſeitwärts, um aufs neue ſalutierend die Abſätze zuſammenzuziehen, und ſagte: „Ich bitte dich, lieber Albrecht, dir herzlichen und untertänigen Dank zu Füßen legen zu dürfen, in meinem Namen und im Namen des ganzen Landes. Denn letzten Endes biſt du es ja, der all dieſen Segen ermöglicht, und die verdoppelte Liebe des Volkes wird dir für deine hochherzigen Entſchließungen lohnen."

Er drückte die magere und empfindliche Hand ſeines Bruders, die dieſer dicht an der Bruſt und ohne auch nur den Unterarm vom Körper zu löſen, ihm darreichte. Der Großherzog hatte ſeine kurze, gerundete Unterlippe emporgeſchoben, und ſeine Lider waren geſenkt. Er antwortete leiſe und liſpelnd: „Ich neige um ſo weniger dazu, mir über die Liebe des Volkes Illuſionen zu machen, als ich, wie du weißt, dieſer fragloſen Liebe ſchmerzlos entraten kann. Dabei fällt die Frage kaum ins Gewicht, als ob ich ſie auch nur verdiene. Ich gehe zur Abfahrtsſtunde auf den

Bahnhof, um zu winken — das ist weniger verdienstvoll als albern, aber es ist nun einmal mein Amt. Dein Fall ist freilich ein anderer. Du bist ein Sonntagskind. Alles fügt sich dir wohl ... Ich wünsche dir Glück", sagte er, indem er die Lider von seinen einsam blickenden blauen Augen hob. Und in diesem Augenblick sah man, daß er Klaus Heinrich liebte. „Ich wünsche dir Glück, Klaus Heinrich — aber nicht allzuviel, und daß du nicht allzu wohlig in der Liebe des Volkes ruhen mögest. Übrigens sagte ich schon, daß alles sich dir zum besten fügt. Das Mädchen deiner Wahl ist recht fremdartig, recht wenig hausbacken, recht unvolkstümlich zu guter Letzt. Sie hat viererlei Blut ... ich habe mir sagen lassen, daß sogar indianisches Blut in ihren Adern fließt. Das ist vielleicht gut. Mit einer solchen Gefährtin läufst du vielleicht weniger Gefahr, bequemen Sinnes zu werden."

„Weder das Glück", sagte Klaus Heinrich, „noch die Liebe des Volkes wird je bewirken können, daß ich aufhöre, dein Bruder zu sein."

Er ging, ihm stand noch ein schweres Stündlein bevor, ein Gespräch mit Herrn Spoelmann unter vier Augen, seine persönliche Werbung um Immas Hand. Da mußte er schlucken, was die Unterhändler geschluckt hatten, denn Samuel Spoelmann zeigte auch nicht die geringste Freude und sagte ihm knarrend viele erfrischende Wahrheiten. Aber dann war auch das bestanden, und der Morgen kam, da die Verlobung im „Staatsanzeiger" prangte. Da löste die lange Spannung sich in unendlichen Jubel; da winkten gesetzte Männer einander mit den Schnupftüchern zu und tauschten Umarmungen auf offenem Markt; da flogen an den Flaggenstangen die Fahnentücher empor.

Aber am nämlichen Tag traf auf Schloß „Eremitage" die Botschaft ein, daß Raoul Überbein sich entleibt habe.

Das war eine nichtswürdige, ja läppische Geschichte, die wiederzugeben nicht lohnen würde, wenn nicht ihr Ende so gräßlich gewesen wäre.

Die Schuldfrage scheide hier aus. An des Doktors Grabe bildeten sich zwei Parteien. Erschüttert durch seine Verzweiflungstat, behaupteten die einen, man habe ihn in den Tod getrieben; die andern erklärten achselzuckend, daß sein Benehmen unmöglich und hirnverbrannt, seine Maßregelung durchaus geboten gewesen sei. Das stehe dahin. Auf jeden Fall rechtfertigte eigentlich nichts einen tragischen Ausgang; ja, es war für einen Mann von den Gaben Raoul Überbeins eine vollkommen unwürdige Gelegenheit, zugrunde zu gehen ... Es folgt die Geschichte.

Zu Ostern vorigen Jahres war der Ordinarius der zweitobersten Klasse unseres humanistischen Gymnasiums, ein herzkranker Mann, auf Grund seines körperlichen Leidens zeitlich quiesziert worden, und trotz Doktor Überbeins verhältnismäßiger Jugend, einzig in Ansehung seines beruflichen Eifers und seiner unleugbar bemerkenswerten Erfolge im mittleren Klassendienst, hatte man ihm das vorerst erledigte Ordinariat übertragen. Ein guter Griff, wie sich gezeigt hatte; denn nie waren die Leistungen der Klasse ihren diesjährigen gleichgekommen. Der beurlaubte Professor, übrigens ein beliebter Kollege, war, wohl infolge seines Leidens, das wiederum mit einer an sich sympathischen, in ihrem Übermaß aber bedenklichen Neigung, nämlich derjenigen zum Biere, zusammenhing, ein zwar launenhafter, aber auch fahrlässiger und mattsinniger Herr gewesen, der fünf hatte gerade sein lassen und alljährlich ein recht mangelhaft vorbereitetes Schülermaterial in die Selekta beför-

dert hatte. Ein neuer Geist war mit dem stellvertretenden Ordinarius in die Klasse eingezogen — und niemanden hatte das wundergenommen. Man kannte seinen unheimlichen Berufseifer, seine einseitige und friedlose Strebsamkeit; man sah voraus, daß er diese Gelegenheit, sich hervorzutun, nicht ungenützt lassen würde, an die er ohne Zweifel ehrsüchtige Hoffnungen knüpfte. Sowohl mit dem Faulenzen also, wie mit der Langeweile hatte es in der Unterprima ein jähes Ende genommen. Doktor Überbeins Ansprüche waren hochgespannt, seine Kunst, auch die Widerwilligsten dafür zu begeistern, war unwiderstehlich gewesen. Die jungen Leute beteten ihn an. Seine überlegene, väterliche und herzlich bramarbasierende Art hielt sie in Atem, rüttelte sie auf, machte es ihnen zur Ehrensache, diesem Lehrer durch dick und dünn zu folgen. Er fesselte sie an seine Person, indem er sonntägliche Ausflüge mit ihnen unternahm, bei denen sie Tabak rauchen durften, während er ihre Einbildungskraft durch burschenhaft aufgeräumte Rodomontaden über die Größe und Strenge des offenen Lebens bezauberte. Und am Montag fanden sie sich mit dem umgetriebenen Kameraden von gestern zu froher und leidenschaftlicher Arbeit wieder zusammen.

Drei Viertel des Schuljahres waren so verwichen, da war, vor Weihnachten, die Ankündigung ergangen, daß der beurlaubte Professor, recht leidlich genesen, nach den Freiwochen seine Tätigkeit wieder aufnehmen, sein Amt als Ordinarius der Unterprima wieder antreten werde. Und nun hatte es sich gezeigt, wie es um Doktor Überbein stand und was es mit seiner grünen Gesichtsfarbe, seinem aufgeräumten und überlegenen Wesen eigentlich auf sich hatte. Er hatte sich aufgelehnt, war vorstellig geworden,

hatte lauten und in der Form nicht unanfechtbaren Einspruch dagegen erhoben, daß ihm, der in drei Vierteljahren mit der Klasse verwachsen war, der Arbeit und Erholung mit ihr geteilt und sie fast bis zum Ziele geführt hatte, nun für das letzte Quartal das Ordinariat entzogen und dem Beamten, der drei Viertel des Jahres im Ruhestande verbracht, wieder zuerteilt werden sollte. Das war verständlich, begreiflich, war menschlich nachfühlbar. Ohne Zweifel hatte er gehofft, dem Direktor, der das Ordinariat der Selekta innehatte, eine Musterklasse zuzuführen, deren Fortgeschrittenheit und vorzügliche Ausbildung seine Fähigkeit in helles Licht setzen, seine Laufbahn beschleunigen würde, und die Vorstellung mußte ihn schmerzen, einen anderen die Früchte seiner Hingebung ernten zu sehen. Aber wenn sein Unmut entschuldbar gewesen wäre, so war seine Tollheit es nicht: und leider verhielt es sich wirklich so und nicht anders, daß er, als der Direktor seinen Vorstellungen taub blieb, unbedingt toll wurde. Er verlor den Kopf, er verlor alles Gleichgewicht, er setzte Himmel und Hölle in Bewegung, damit dieser Bummler, dieses Bierherz, dieser liebloſe Schuster, wie er ohne Rücksicht den beurlaubten Professor bezeichnete, ihm nicht seine Klasse wegnähme, und als er, worüber der Einsame sich nicht hätte wundern dürfen, im Lehrerkollegium keine Unterstützung gefunden hatte, da hatte der unselige Mann sich so weit vergessen, daß er zum Aufwiegler der ihm anvertrauten Schüler geworden war. Wen sie haben wollten als Klassenlehrer für das letzte Quartal, hatte er sie vom Katheder herunter gefragt — ihn oder jenen? Und fanatisiert von seiner bebenden Erregung, hatten sie geschrien, sie wollten ihn. Dann sollten sie gefälligst selbst ihre Sache in die Hand nehmen, Farbe bekennen und geschlossen vorgehen, hatte

er geſagt — und Gott wußte, was er ſich in ſeiner Überreiztheit eigentlich dabei gedacht hatte. Aber als nach den Ferien der zurückgekehrte Ordinarius das Klaſſenzimmer betreten hatte, da hatten ſie ihm Doktor Überbeins Namen entgegengebrüllt, minutenlang — und der Skandal war dageweſen.

Er wurde nicht unnötig aufgebauſcht. Die Revoltanten blieben faſt ſtraflos, da Doktor Überbein bei der ſofort eingeleiteten Unterſuchung ſelbſt ſeine Anſprache zu Protokoll gegeben hatte. Aber auch was ihn ſelbſt, den Doktor, betraf, ſo ſchien die Behörde durchaus geneigt, ein Auge zuzudrücken. Sein Eifer, ſeine Fähigkeiten waren geſchätzt, gewiſſe gelehrte Arbeiten, die er von ſich gegeben, Früchte ſeines nächtlichen Fleißes, hatten ſeinen Namen bekannt gemacht, man hielt auf ihn an höheren Stellen — an Stellen, wohlgemerkt, mit denen er perſönlich nicht in Berührung kam und die er alſo nicht durch ſein väterliches Weſen hatte erbittern können —, auch ſeine Eigenſchaft als Erzieher des Prinzen Klaus Heinrich fiel ins Gewicht, und kurz, er wurde keineswegs, wie man wohl hätte erwarten können, einfach entlaſſen. Der großherzogliche Oberſchulrat, vor den die Sache gekommen war, erteilte ihm eine ernſte Rüge, und Doktor Überbein, der gleich nach dem ſkandalöſen Vorfall ſeine Lehrtätigkeit eingeſtellt hatte, wurde vorläufig im Ruheſtande belaſſen. Aber Leute, die es wiſſen konnten, verſicherten ſpäter, daß nichts als des Oberlehrers Verſetzung an ein anderes Gymnaſium vorgeſehen geweſen ſei, daß man höheren Ortes nichts Beſſeres gewünſcht habe, als Gras über die Sache wachſen zu laſſen, und daß man dem Doktor tatſächlich eine bedeutende Zukunft offengehalten habe. Alles hätte gut werden können.

Aber wenn die Behörde ſich milde zeigte, ſo war es die Kollegenſchaft, die deſto feindlicher gegen Doktor Überbein Stellung nahm. Der „Lehrerverein" bildete unverzüglich ein Ehrengericht, beſtimmt, ſeinem beliebten Mitgliede, dem von den Schülern abgelehnten Ordinarius mit dem Bierherzen, Genugtuung zu verſchaffen. Das Erkenntnis, das dem zurückgezogen in ſeinem möblierten Zimmer lebenden Überbein ſchriftlich zugeſtellt wurde, lautete demgemäß. Indem er, lautete es, ſich geſträubt habe, dem Kollegen, den er vertreten, das Ordinariat der Unterprima wieder einzuräumen, indem er ferner gegen denſelben gewühlt und am Ende ſogar die Schüler zur Unbotmäßigkeit gegen ihn aufgereizt habe, habe ſich Überbein einer in dem Maße unkollegialen Handlungsweiſe ſchuldig gemacht, daß dieſelbe nicht nur im intern beruflichen, ſondern auch im allgemein bürgerlichen Sinne als unehrenhaft bezeichnet werden müſſe. So der Spruch. Die erwartete Folge war, daß Doktor Überbein, der freilich dem „Lehrerverein" ſtets nur dem Namen nach angehört hatte, ſeinen Austritt aus dieſer Körperſchaft erklärte — und damit hätte es, wie mancher dachte, wohl ſein Bewenden haben können.

Aber ſei es, daß der abgeſonderte Mann nicht Kenntnis von dem Wohlwollen hatte, das man höheren Ortes bei alldem für ihn hegte; daß er ſeine Lage für ausſichtsloſer hielt, als ſie war; daß er die Untätigkeit nicht ertrug, den vorzeitigen Verluſt ſeiner geliebten Klaſſe nicht verwand; daß die Redensart von der „Unehrenhaftigkeit" ihm das Blut vergiftet hatte, oder daß ſein Gemüt den Erſchütterungen dieſer Zeit überhaupt nicht gewachſen geweſen war: fünf Wochen nach Neujahr fanden ſeine Wirtsleute ihn auf dem dürftigen Teppich ſeines Zimmers, nicht grüner als ſonſt, aber eine Kugel im Herzen.

So endete Raoul Überbein; hierüber ſtrauchelte er; dies war der Anlaß ſeines Unterganges. Da hatte man es! Das war das Wort, das alle Erörterungen ſeines kläglichen Zuſammenbruches beherrſchte. Der friedloſe und ungemütliche Mann, der niemals am Stammtiſch ein Menſch unter Menſchen geweſen war, der hochmütig alle Vertraulichkeit verſchmäht, ſein Leben kalt und ausſchließlich auf die Leiſtung geſtellt und gewähnt hatte, daß er darum alle Welt väterlich behandeln dürfe — da lag er denn nun; das erſtbeſte Ungemach, die erſte Mißwende auf dem Felde der Leiſtung hatte ihn elend zu Falle gebracht. Wenige bedauerten niemand beweinte ihn in der Bürgerſchaft — einen einzigen ausgenommen, den Chefarzt des Dorotheen-Spitals, Überbeins geiſtesverwandten Freund — und vielleicht eine weiße Frau, mit der er zuweilen Kaſino geſpielt hatte. Klaus Heinrich aber bewahrte ſeinem unglücklichen Lehrer immer ein ehrendes, ja inniges Andenken.

Der Roſenſtock

*****

Und Spoelmann finanzierte den Staat. Der Vorgang war groß und klar in ſeinen Grundzügen; ein Kind hätte verſtehen können — und tatſächlich erklärten ihn glückſtrahlende Väter ihren Kindern, während ſie ſie auf den Knien ſchaukelten.

Samuel Spoelmann winkte, die Herren Phlebs und Slippers gerieten in Bewegung, und ſeine gewaltigen Weiſungen zuckten unter den Wogen des Ozeans hin zum Feſtland der weſtlichen Hemiſphäre. Er zog ein Drittel ſeines Anteils aus dem Zuckertruſt, ein Viertel aus dem Petroleumtruſt, die Hälfte aus dem Stahltruſt zurück; er ließ ſich das flüſſig gemachte Kapital bei mehreren hieſigen Banken anweiſen; und auf einen einzigen Schlag nahm er Herrn Krippenreuther für dreihundertundfünfzig Millionen neuer dreieinhalbprozentiger Staatsobligationen zu pari ab. Das tat Spoelmann.

Wer den Einfluß des Gemütszuſtandes auf die Organe des Menſchen erfahren hat, wird glauben, daß Doktor Krippenreuther aufblühte und binnen kurzem nicht wiederzuerkennen war. Er trug ſich aufrecht und frei, ſein Gang ward ſchwebend, die gelbe Farbe verſchwand aus ſeinem Antlitz, es ward weiß und rot, ſeine Augen blitzten, und ſo völlig kam in wenigen Monaten ſein Magen zu Kräften, daß der Miniſter, wie man von ihm befreundeter Seite

vernahm, ſich ungeſtraft dem Genuſſe von Blaukraut und Gurkenſalat überlaſſen durfte. Das war eine erfreuliche, doch rein perſönliche Folge von Spoelmanns Eingreifen in unſer Finanzweſen, die leicht ins Gewicht fiel, im Vergleich mit den Wirkungen, die dieſes Eingreifen auf unſer Staats- und Wirtſchaftsleben ausübte.

Ein Teil der Anleihe wurde der Tilgungskaſſe zugeführt, und quälende Staatsſchulden wurden eingelöſt. Aber es hätte deſſen kaum bedurft, um uns nach allen Seiten Luft und Kredit zu verſchaffen; denn nicht ſo bald war es, bei aller Verſchwiegenheit, mit welcher die Angelegenheit amtlich behandelt wurde, bekannt geworden, daß Samuel Spoelmann den Tatſachen, wenn auch nicht dem Namen nach Staatsbankier geworden ſei, als über uns die Himmel ſich erhellten und all unſere Not ſich in Luſt und Wonne verwandelte. Es hatte ein Ende mit den Angſtverkäufen von Schuldforderungen, der landesübliche Zinsfuß ſank, unſere Verſchreibungen waren als Anlagepapiere freudig begehrt, und von heute auf morgen ſchnellte der Kurs unſerer hochverzinslichen Anleihen aus kummervollem Stande weit über pari empor. Der Druck, der jahrzehntelange Alp, war von unſerer Volkswirtſchaft genommen, mit geſchwellter Bruſt ſprach Doktor Krippenreuther im Landtag zugunſten durchgreifender Steuererleichterung — einſtimmig ward ſie beſchloſſen, und unter dem Jubel aller ſozial Empfindenden fuhr endlich die vorſintflutliche Fleiſchſteuer zu Grabe. Eine bedeutende Aufbeſſerung der Beamtenbeſoldungen, der Gehälter für Lehrer, Geiſtliche und alle Funktionäre in den Staatsbetrieben ward ſchlanker Hand bewilligt. Es fehlte nicht länger an Mitteln, die wüſtliegenden Silberbergwerke wieder in Betrieb zu ſetzen, vielhundert Arbeiter kamen zu Brot, und unverhofft ſtieß man auf ertragreiche Schichten.

Geld, Geld war vorhanden, die wirtſchaftliche Sittlichkeit hob ſich, man holzte auf, man ließ dem Wald ſeinen Streudünger, die Viehbeſitzer brauchten nicht mehr all ihre Vollmilch zu verkaufen, ſie tranken ſie ſelber, und vergebens hätten die Krittler hinfort auf dem Lande nach unterernährten Geſtalten geſucht. Das Volk zeigte ſich dankbar gegen ſein Herrſcherhaus, das ſo ungemeſſenen Segen über Land und Leute gebracht. Es koſtete Herrn von Knobelsdorff nicht viele Worte, um das Parlament zu einer Erhöhung der Krondotation zu bewegen. Jene Verfügung, welche die Schlöſſer „Zeitvertreib“ und „Favorita“ dem Verkauf unterſtellte, ward zurückgezogen. Geſchickte Werkmeiſter zogen ins Alte Schloß, um es von oben bis unten mit Dampfdruckheizung zu verſehen. Unſere Geſchäftsträger bei Spoelmann, die Herren von Bühl und Doktor Krippenreuther, erhielten das Großkreuz des Albrechtsordens in Brillanten, dem Finanzminiſter ward außerdem der perſönliche Adel zuteil, und Herr von Knobelsdorff wurde mit einem lebensgroßen Bildnis des hohen Brautpaares erfreut — ausgeführt von der greiſen Künſtlerhand des Profeſſors von Lindemann und in koſtbarem Rahmen.

Über die Mitgift, die Imma Spoelmann von ihrem Vater empfangen ſollte, erging ſich nach der Verlobung das Volk in Phantaſtereien. Man befand ſich im Taumel, man war von einer tollen Sucht beſeſſen, mit wahrhaft aſtronomiſchen Ziffern um ſich zu werfen. Aber die Mitgift überſtieg nicht ein irdiſches, wenn auch recht erfreuliches Maß. Sie betrug hundert Millionen.

„Bewahre!“ ſagte Ditlinde zu Ried-Hohenried, als ſie zuerſt davon vernahm. „Und mein guter Philipp mit ſeinem Torf ...“ Ähnlich dachte wohl mancher; aber den nervöſen Zorn, der ſich in ſchlichten Herzen gegen ſo ungeheuerliche

Verhältniſſe regen mochte, beruhigte Spoelmanns Tochter, indem ſie wohlzutun und mitzuteilen nicht vergaß, ſondern gleich am Tage des öffentlichen Verlöbniſſes eine Stiftung von fünfhunderttauſend Mark errichtete, deren Erträgniſſe jedes Jahr in die vier Landeskommiſſarbezirke zu mildtätigen und gemeinnützigen Zwecken verteilt werden ſollten ...

In einem der olivenfarbenen Spoelmannſchen Automobile mit den ziegelroten Lederſitzen fuhren Klaus Heinrich und Imma und machten Viſiten bei den Mitgliedern des Hauſes Grimmburg. Ein junger Chauffeur lenkte das prachtvolle Fahrzeug — derſelbe, der nach Immas Ausſage einige Ähnlichkeit mit Klaus Heinrich haben ſollte, aber ſeine Anſpannung war gering auf dieſen Fahrten, denn es war geradezu notwendig, die Rieſenkräfte des Wagens ſoweit wie nur möglich zu feſſeln und langſames Zeitmaß zu halten — ſo ſehr war er allerwege von Huldigungen umdrängt. Ja, da die weiteren Urheber unſeres Glücks, da Großherzog Albrecht und Samuel Spoelmann, ein jeder nach ſeiner Art, ſich vor dem Volke verbargen, ſo häufte es all ſeine Liebe und Dankbarkeit auf die Häupter des hohen Brautpaares; hinter den geſchliffenen Fenſterſcheiben des Kraftwagens flogen die Mützen der Buben empor, der Jubel von Männern und Frauen drang hell und grölend herein, und Klaus Heinrich, die Hand am Helmſchirm, ſagte vermahnend: „Du mußt ebenfalls grüßen, Imma, nach deiner Seite, ſonſt halten ſie dich für kalt.“ Denn ungeduldig wie er war, nannte er ſie du ſeit jenem Geſpräch auf dem Hofball, obgleich ſie es ihm, noch ungewohnt der wärmeren Sphären, erſchrocken verwies — und wie leicht ging ihm das Wörtchen vom

Munde, das ſonſt immer falſch und unmöglich geweſen war!

Sie fuhren zur Prinzeſſin Katharina und wurden mit Würde empfangen. Weiland Großherzog Johann Albrecht, ihr Bruder, ſagte die Tante zu ihrem Neffen, würde es nicht erlaubt haben. Aber die Zeiten ſchritten ja fort, und ſie bitte Gott, daß ſeine Verlobte ſich eingewöhnen möge bei Hofe. Sie fuhren zur Fürſtin zu Ried-Hohenried, und hier war es Liebe, was ſie empfing. Ditlindens Grimmburger Stolz fand Beruhigung in der Sicherheit, daß Leviathans Tochter wohl Prinzeſſin des Großherzoglichen Hauſes und Königliche Hoheit, doch niemals Großherzogliche Prinzeſſin werden könne wie ſie; im übrigen war ſie entzückt darüber, daß Klaus Heinrich ſich etwas ſo Holdes und Koſtbares erſlöbert hatte, wußte auch beſtens, als Gattin Philipps mit ſeinem Torf, die Vorzüge dieſer Heirat zu würdigen und bot ihrer Schwägerin von Herzen Freundſchaft und Schweſterſchaft. Sie fuhren auch an der Villa des Prinzen Lambert vor, und während die Gräfin-Braut ſich mühte, eine Plauderei mit der zierlichen, aber ſehr ungebildeten Freifrau von Rohrdorf in Gang zu halten, beglückwünſchte der alte Schürzenjäger ſeinen Neffen mit Grabesſtimme zu der vorurteilsfreien Wahl, die er getroffen, und daß er ſo keck dem Hof und der Hoheit ein Schnippchen geſchlagen. „Ich ſchlage der Hoheit kein Schnippchen, Onkel; auch habe ich nicht in unbedeutender Weiſe nur auf mein eigenes Glück Bedacht genommen, ſondern alles aus dem Geſichtspunkt des Großen, Ganzen betrachtet“ — ſagte Klaus Heinrich recht unverbindlich, und dann brachen ſie auf und fuhren hinaus nach Schloß „Segenhaus“, wo Dorothea, die arme Großherzogin-Mutter, traurigen Hof hielt. Die weinte, als ſie die

junge Braut auf die Stirn küßte, und wußte selbst nicht, worüber.

Indessen saß Samuel Spoelmann auf „Delphinenort", umgeben von Plänen und Möbelentwürfen und seidenen Tapetenmustern und Zeichnungen zu goldenem Speisegerät. Er kam nicht zum Orgelspiel und vergaß seine Nierensteine und bekam fast rote Backen vor lauter Geschäftigkeit; denn wenn er auch noch so geringe Stücke auf den „jungen Menschen" hielt und keine Hoffnung aufkommen ließ, daß man ihn jemals bei Hofe zu sehen bekomme, so sollte doch sein Töchterchen Hochzeit machen, und die wollte er einrichten, wie seine Verhältnisse es erlaubten. Die Pläne betrafen das neue Schloß „Eremitage", denn Klaus Heinrichs Junggesellensitz sollte dem Erdboden gleichgemacht werden und ein neues Schloß an seiner Stelle erstehen, geräumig und hell, ausgestattet nach Klaus Heinrichs Wunsch, in einer gemischten Stilart aus Empire und Neuzeit, aus kühler Strenge und wohnlichem Behagen. Herr Spoelmann erschien eines Morgens, nachdem er im Quellengarten das Wasser genommen, persönlich in seinem mißfarbenen Paletot auf „Eremitage", um festzustellen, ob etwa dies oder jenes Möbelstück für die Einrichtung des neuen Schlosses verwendbar sei. „Lassen Sie sehen, junger Prinz, was Sie haben!" sagte er knarrend, und Klaus Heinrich zeigte ihm alles in seinen enthaltsamen Stuben, die mageren Sofas, die steifbeinigen Tische, die weiß lackierten Gueridons in den Ecken. „Das ist Klapperwerk", sagte Herr Spoelmann abschätzig, „und nichts damit anzufangen." Einzig drei Armstühle in dem kleinen gelben Salon, aus schwerem Mahagoni, mit schneckenförmig aufgerollten Armlehnen und die gelben Bezüge mit bläulichen Lyren bestickt, fanden Gnade vor seinen Augen. „Die können wir

in ein Vorzimmer ſtellen", ſagte er, und Klaus Heinrich legte Wert darauf, daß von Grimmburger Seite drei Armſtühle würden zur Einrichtung beigeſteuert werden; denn natürlich wäre es ihm ein wenig peinlich geweſen, wenn Herr Spoelmann für alles und jedes hätte aufkommen müſſen.

Aber auch der verwilderte Park und der Blumengarten von „Eremitage" ſollten ausgelichtet und neu beſtellt werden, und namentlich was den Blumengarten betraf, ſo war ihm eine beſondere Zierde zugedacht, die Klaus Heinrich von ſeinem Bruder, dem Großherzog, als Hochzeitsgeſchenk erbeten hatte. In das große Mittelbeet nämlich, vor der Auffahrt, ſollte der Roſenſtock aus dem Alten Schloſſe verpflanzt werden, und dort, nicht mehr von modrigen Mauern umgeben, ſondern in Luft und Sonne und dem fetteſten Mergel, der beizubringen war, ſollte er zuſehen, was für Roſen er fortan trieb — und den Volksmund Lügen ſtrafen, wenn er verſtockt und dünkelhaft genug dazu war.

Und als März und April vergangen waren, da kam der Mai und mit ihm das hohe Feſt von Klaus Heinrichs und Immas Ehebund. Glorreich und lieblich, mit vergoldeten Wölkchen im reinen Azur, kam der Tag herauf, und Choralmuſik vom Turme des Rathauſes begrüßte ſein Erwachen. Mit allen Zügen, zu Fuß und zu Wagen ſtrömte das Landvolk herein, dieſer blonde und gedrungene, geſunde und rückſtändige Schlag mit blauen, grübelnden Augen und breiten, ein wenig zu hoch ſitzenden Wangenknochen, mit der ſchmucken Landestracht angetan, die Männer in roten Jacken und Stulpenſtiefeln und ſchwarzen, breitkrempigen Samthüten, die Frauen in buntgeſtickten Miedern und dicken, fußfreien Röcken und der

schwarzen Riesenschleife als Kopfputz — und drängten sich mit der städtischen Bevölkerung in der Straßenzeile zwischen dem Quellengarten und dem Alten Schloß, die mit Girlanden und bekränzten Tribünen und weiß bemalten Holzobelisken voll Pflanzenschmuck in eine Einzugsstraße verwandelt worden war. Von früh an wurden die Banner der gewerblichen Verbände, der Schützengilden und Sportvereine durch die Straßen getragen. Die Feuerwehr, in blitzenden Helmen, war auf den Beinen. Man sah die Chargierten der Studentenkorps in aller Pracht und mit ihren Fahnen in offenen Landauern umherfahren. Man sah Gruppen von weißen Ehrenjungfrauen, die Rosenstäbe in den Händen hielten. Die Bureaus und Werkstätten feierten. Die Schulen waren geschlossen. In den Kirchen ward Festgottesdienst gehalten. Und die Morgenausgaben des „Eilboten" sowohl wie des „Staatsanzeigers" enthielten nebst innigen Leitartikeln die Verkündigung einer umfassenden Amnestie, laut welcher vielen zu Freiheitsstrafen verdammten Personen durch vollständigen oder teilweisen Straferlaß vom Großherzog Gnade erwiesen wurde. Sogar der Mörder Gudehus, der zum Tode und dann zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt worden war, wurde auf Wohlverhalten aus dem Zuchthaus beurlaubt. Aber er mußte alsbald wieder in Sicherheit gebracht werden.

Um zwei Uhr war Festessen der Bürgerschaft im Saale des „Museums", mit Tafelmusik und Huldigungstelegrammen. Aber vorm Tor war Volksbelustigung, mit Schmalzgebackenem und Sultansbrot, mit Festmarkt, Glückshafen und Vogelschießen, Sacklauf und Preisklettern nach Sirupsemmeln für die männliche Jugend. Aber dann kam die Stunde, da Imma Spoelmann von „Delphinen-

ort" zum Alten Schloſſe fuhr. Sie tat es in feierlichem Zuge.

Die Fahnen flatterten im Frühlingswind, die armdicken Girlanden rankten ſich, mit roten Roſen durchflochten, von einem Holzobelisken zum andern, ſchwarz ſtaute ſich auf den Tribünen, den Dächern, den Bürgerſteigen die Menge, und zwiſchen dem Spalier von Schutzleuten und Feuerwehr, von Gilden, Vereinen, Studenten und Schulkindern kam langſam auf der mit Sand beſtreuten Feſtſtraße, umbrandet von Jubel, der Brautzug daher. Zwei Spitzenreiter mit Treſſenhüten und Fangſchnüren kamen zuerſt, geführt von einem ſchnauzbärtigen Stallmeiſter im Dreiſpitz. Eine vierſpännige Kutſche dann, worin der großherzogliche Kommiſſär, Beamter des Hausminiſteriums und zur Einholung abgeordnet, mit einem Kammerherrn zur Begleitung lehnte. Ein zweiter Vierſpänner hierauf, worin man die Gräfin Löwenjoul gewahrte, die ſcheel und ſchief auf die beiden Ehrendamen blickte, mit denen ſie fuhr, und denen ſie wohl in ſittlicher Hinſicht mißtraute. Zehn Poſtillone zu Pferde demnächſt, in gelben Hoſen und blauen Fräcken, die bliesen: „Wir winden dir den Jungfernkranz". Zwölf weiße Jungfrauen ſodann, die kleine Roſen und Äſtchen vom Lebensbaum auf die Straße ſtreuten. Und endlich, gefolgt von fünfzig gewaltig berittenen Handwerksmeiſtern, der ſechsfach beſpannte, ſehr durchſichtige Brautwagen. Stolz ſtreckte hoch droben auf dem mit weißem Sammet behangenen Bock der rotgeſichtige Kutſcher im Treſſenhut ſeine Gamaſchenbeine, die langen Zügel mit ebenfalls ausgeſtreckten Armen haltend; Stalldiener in Stulpen führten die Schimmelpaare am Zaum, und zwei Lakaien in großem Staat ſtanden der klirrenden Karoſſe hintenauf, in deren unzugänglichen Mienen niemand ge-

leſen hätte, daß Durchſtecherei und ſchleichendes Weſen ihrem Alltag nicht fremd waren. Doch hinter Glas und vergoldetem Rahmen ſaß Imma Spoelmann in Schleier und Kranz, eine alte Palaſtdame als Ehrendienſt an der Seite. Wie Schnee in der Sonne ſchimmerte ihr Kleid aus geflammtem Seidengewebe, und auf dem Schoße hielt ſie den weißen Strauß, den Prinz Klaus Heinrich ihr eine Stunde früher geſandt. Ihr fremdes Kindergeſichtchen war bleich wie die Perlen des Meeres, und unter dem Schleier hervor fiel eine glatte Strähne blauſchwarzen Haares in ihre Stirn, während ihre Augen, ſo kohlſchwarz und übergroß, über das wimmelnde Volk hin eine fließende Sprache führten. Jedoch was tobte, geiferte, lärmte zur Seite des Kutſchenſchlages? Es war Perceval, der Colliehund — ſo außer ſich, wie man ihn noch niemals geſehen! Der Trubel, die Fahrt erregten ihn über das Maß, beraubten ihn aller Beſonnenheit, zerriſſen ſein Inneres ganz und bis zum Vergehen. Er raſte, er tanzte, er litt, er ſchwang ſich blind wütend herum im Rauſch ſeiner Nerven — und beiderſeits auf den Tribünen, der Straße, den Dächern überſtieg der Jubel ſich ſelbſt, als das Volk ihn erkannte.

So zog Imma Spoelmann ins Alte Schloß, und das Summen und Dröhnen der Glocken vermiſchte ſich mit den Hochrufen des Volks und mit Percevals tollem Gebell. Über den Albrechtsplatz ging es im Schritt und durch das Albrechtstor; im Schloßhof ſchwenkte das berittene Korps der Jnnungen ab und nahm Paradeaufſtellung, und im Säulenumgang, vor dem verwitterten Portal, empfing Großherzog Albrecht, als Huſarenoberſt, mit ſeinem Bruder und den übrigen Prinzen die Braut, bot ihr den Arm und führte ſie die grauſteinerne Treppe hinauf in die Repräſentationsräume, an deren Türen Galawachen ſtan-

den und in denen die Hofstaaten versammelt waren. Die Prinzessinnen des Hauses weilten im Rittersaal, und dort war es, wo Herr von Knobelsdorff, im Kreise der Großherzoglichen Familie, die standesamtliche Eheschließung vollzog. Nie, hörte man später, hätten seine Augenfältchen lebhafter gespielt, als während er Klaus Heinrich und Imma Spoelmann von Staats wegen zusammentat. Doch dies geschehen, gab Albrecht II. den Befehl zum Beginn der kirchlichen Feier.

Herr von Bühl zu Bühl hatte das seine getan, um einen eindrucksvollen Zug zusammenzustellen — den Brautzug, in welchem man sich über die Treppe Heinrichs des Üppigen durch einen gedeckten Gang in die Hofkirche begab. Gebückt nachgerade von der Last der Jahre, aber in braunem Toupet und jugendlich schwänzelnd, schritt er, mit Orden bedeckt bis zu den Lenden und seinen hohen Stab vor sich hinsetzend, den Kammerherren voran, die, den Federhut unterm Arm und den Schlüssel an der hinteren Taillennaht, in seidenen Strümpfen daherzogen. Es nahte das junge Paar: in weißem Schimmer die fremdartige Braut und in Leibgrenadieruniform, das zitronenfarbene Band schräg über Brust und Rücken, Klaus Heinrich, der Thronfolger. Vier Fräulein aus dem Landadel trugen mit verdutzten Mienen Imma Spoelmanns Schleppe, begleitet von der Gräfin Löwenjoul, die mißtrauisch seitwärts äugte; und die Herren von Schulenburg-Tressen und von Braunbart-Schellendorf schritten hinter dem Bräutigam. Oberhofjägermeister von Stieglitz und die hinkende Schauspielerexzellenz traten hierauf dem jungen Monarchen voran, der still an der Oberlippe sog, seine Tante Katharina zur Seite und gefolgt vom Hausminister von Knobelsdorff, von den Adjutanten, dem fürstlichen Paare zu Ried-Hohen-

ried und den übrigen Mitgliedern des Hauses. Zum Schluß kamen wieder Kämmerer.

In der Hofkirche, die mit Pflanzen und Draperien ausgestattet war, hatten die geladenen Gäste den Zug erwartet. Es waren Diplomaten mit ihren Damen, Hof- und Landadel, das Offizierkorps der Residenz, die Minister, unter denen man die leuchtende Miene des Herrn von Krippenreuther gewahrte, die Ritter des Großen Ordens vom Grimmburger Greifen, die Präsidenten des Landtags, allerlei Würdenträger. Und da das Oberhofmarschallamt Einladungen in alle Gesellschaftsklassen hatte ergehen lassen, so füllten auch Handeltreibende, Landleute und schlichte Handwerker erhobenen Herzens das Gestühl. Aber vorn am Altar nahmen im Halbkreise auf rotsamtenen Armstühlen die Anverwandten des Bräutigams Platz. Zart und rein schwebte der Gesang des Domchors unter den Wölbungen, und dann sang zum Brausen der Orgel die ganze Gemeinde ein Loblied Als es verhallte, blieb einzig die wohllautende Stimme des Oberkirchenratspräsidenten D. Wislizenus zurück, der im Silberhaar und den gewölbten Stern auf dem seidigen Talar, vor dem hohen Paare stand und kunstreich predigte. Motivisch arbeitete er und sozusagen auf musikalische Art. Und das Thema, das er handhabte, war der Psalterklang, der da lautet: „Er wird leben, und man wird ihm vom Golde aus Reich Arabien geben.“ — Da war kein Auge, das trocken blieb.

Dann vollzog D. Wislizenus die Trauung, und in dem Augenblick, da das Brautpaar die Ringe wechselte, erschallten Trompetenfanfaren, und dreimal zwölf Schüsse begannen über Stadt und Land hinzurollen, abgefeuert von militärischer Seite auf dem Wall der „Zitadelle“.

Gleich darauf kanonierte auch die Feuerwehr mit den ſtädtiſchen Salutgeſchützen; aber lange Pauſen entſtanden zwiſchen einzelnen Detonationen, was der Bevölkerung unerſchöpflichen Stoff zum Gelächter gab.

Als der Segen geſprochen war, ordnete ſich aufs neue der Zug, um zurückzukehren in den Ritterſaal, wo Hans Grimmburg die Neuvermählten beglückwünſchte. Aber dann war die Sprechcour, und Arm in Arm gingen Klaus Heinrich und Imma Spoelmann durch die Schönen Zimmer, wo die Hofſtaaten ſich aufgeſtellt hatten, und richteten Anſprachen an Herren und Damen, lächelnd über einen Abſtand von blankem Parkett hinweg, und Imma wandte mit vorgeſchobenen Lippen ihr Köpfchen hin und her, während ſie jemanden anſprach, der in Verbeugung ausbog und maßvolle Antwort gab. Nach beendeter Cour war Zeremonientafel im Marmorſaal und Marſchalltafel in dem der zwölf Monate, und es gab vom Teuerſten, aus Rückſicht auf die Gewohnheiten von Klaus Heinrichs Gemahlin. Auch Perceval, nun wieder bei Sinnen, war beim Feſtmahl zugegen und erhielt Braten. Nach dem Souper jedoch bereiteten die Studenten und das Volk dem jungen Paare eine Huldigung mit Ständchen und Fackelzug auf dem Albrechtsplatz. Flackerndes Licht und ungeheuerer Lärm herrſchten da draußen

Lakaien zogen den Vorhang von einem der Fenſter im Silberſaal, ſie öffneten weit die faſt bis zum Boden reichenden Flügel, und Klaus Heinrich und Imma traten an das offene Fenſter, wie ſie waren, denn draußen war eine laue Frühlingsnacht. Neben ihnen, in edler Haltung und mit bedeutender Miene, ſaß Perceval, der Colliehund, und blickte hinunter wie ſie.

Sämtliche Muſikkorps der Reſidenz ſpielten auf dem illuminierten Platze, der vollgepfercht war von Menſchen, und die aufwärtsgekehrten Geſichter des Volkes waren dunkelrot qualmig beglüht von den Fackeln der Studenten, die am Schloſſe vorüberzogen. Jubel brach aus, als die Neuvermählten am Fenſter erſchienen. Sie grüßten und dankten. Und dann blieben ſie noch eine Weile dort ſtehen, ſchauend zugleich und ſich darſtellend. Das Volk ſah aber von unten, wie ſie im Geſpräche die Lippen bewegten. Sie ſprachen: „Horch, Imma, wie dankbar ſie ſind, weil wir ihrer Not und Bedrängnis nicht vergeſſen haben. So viele Menſchen! Da ſtehen ſie und rufen herauf. Viele davon ſind ſicher Kujone und fühcen einander auf den Leim und bedürfen dringlich der Erhebung über den Wochentag und ſeine Sachlichkeit. Aber wenn man dabei ſich ihrer Not und Bedrängnis nicht fremd zeigt, ſo ſind ſie ſehr dankbar.“

„Aber wir ſind ſo dumm und allein, Prinz, auf der Menſchheit Höhen, wie Doktor Überbein immer geſagt haben ſoll, und wiſſen gar nichts vom Leben!“

„Gar nichts, kleine Imma? Aber was iſt es denn, was dir endlich Vertrauen zu mir gemacht und mich zu ſo wirklichen Studien über die öffentliche Wohlfahrt geführt hat? Weiß der gar nichts vom Leben, der von der Liebe weiß? Das ſoll fortan unſre Sache ſein: beides, Hoheit und Liebe — ein ſtrenges Glück.“